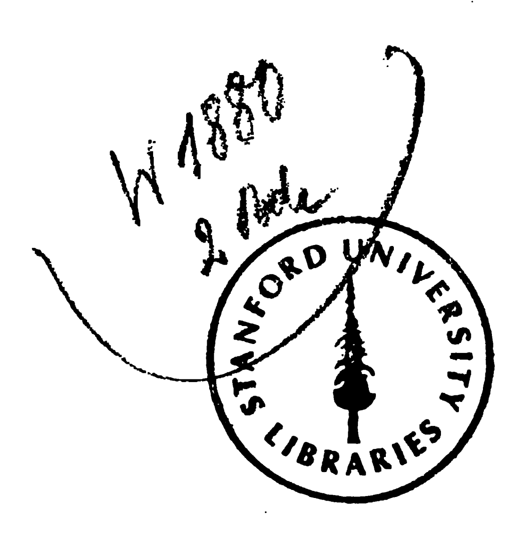
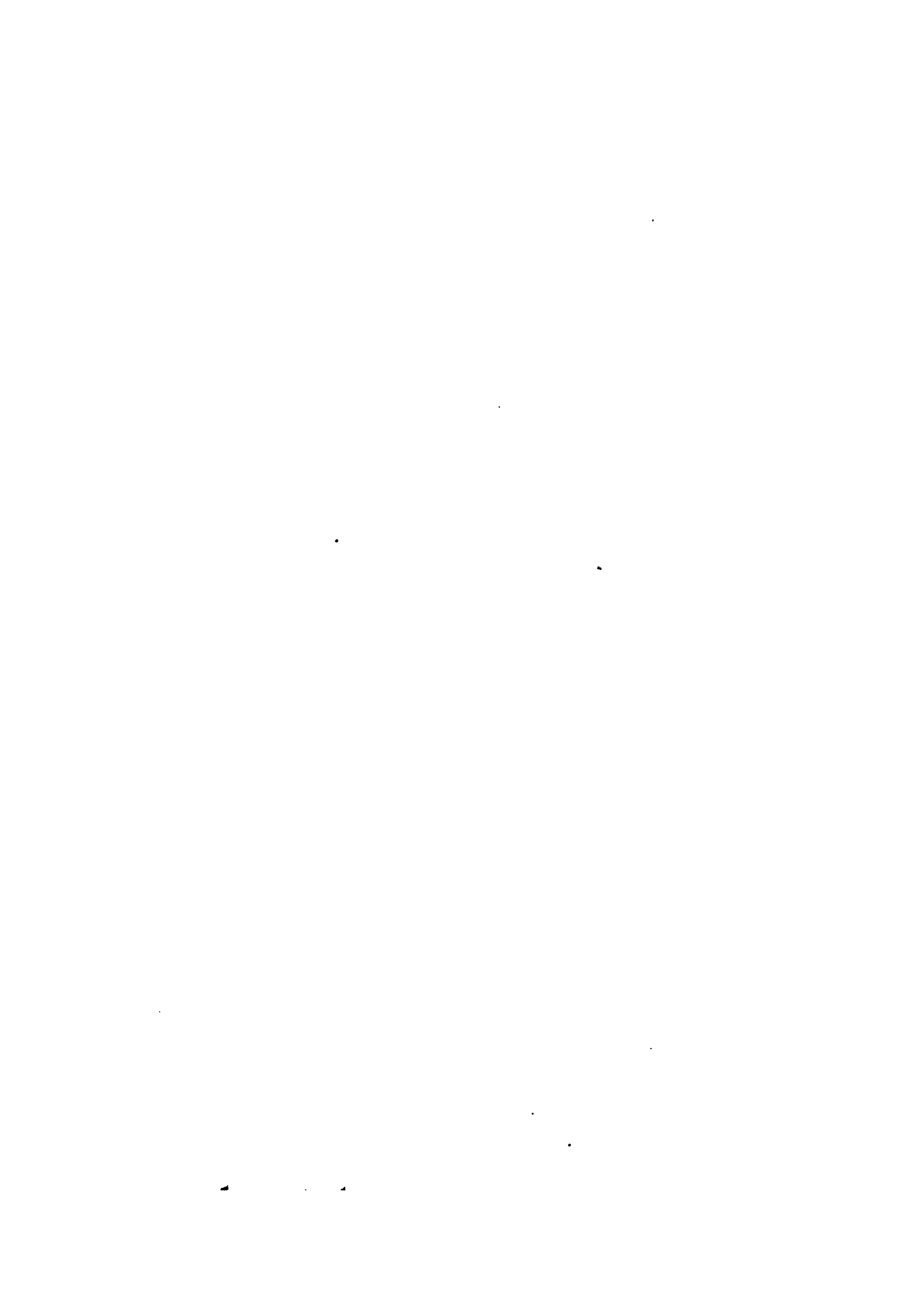


Stanford University Libraries
3 6105 126 582 464


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES







pädagogischen und biographischen Inhalts,

mit

einem Anhang lateinischer Schriftstücke.

Von

Carl Ludwig Roth, Th. Dr.,

Gymnasial-Rektor, Ober-Studienrath, Ritter des Ordens d. W. K.

Zweiter Band.

Stuttgart, 1857.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Qui multorum custodem se profitetur, eum sapientes sui primum capitis ajunt custodem esse oportere. *Cicero.*

Inhalts-Uebersicht
des zweiten Bandes.

I. Amtsreden.

II. Briefe des ältern an den jüngern Schulmann.

Seite

III. Biographisches.

Anhang.

*) Die Nachricht von dem Leben Paul Wolfgang Merkels, welche in diesem Bändchen enthalten ist, hat nicht den Unterzeichneten zum Verfasser, sondern seinen Bruder Friederich. Die kleine Schrift wurde im Jahr 1821 nach einer Aufforderung von Seiten der Gesellschaft zur Beförderung der vaterländischen Industrie verfaßt und ist nicht in den Buchhandel gekommen. Da dieselbe ohne Zweifel verdient, erhalten und in weiteren Kreisen bekannt zu werden, so hat der Unterzeichnete um so weniger Anstand genommen, sie unter seine kleinen Schriften einzureihen, als dieselbe zugleich zur Erklärung und Ergänzung der Schrift über Johann Merkel dienen wird. Dr. Roth.

I.

Amtsreden.



1.

Rede zum Antritte des Gymnasial-Rektorats in Stuttgart

am 23. Mai 1850.

Das Antreten einer Stelle, in welcher die Art und Weise in der Behandlung des Stoffes das Wesentlichste ist, scheint dem neu eintretenden Inhaber derselben die Pflicht aufzulegen, sich auf der Schwelle seiner Berufsthätigkeit über die Grundsätze zu erklären, welche er in diesem seinem Berufe zu befolgen gedenkt. Wie ich nun einerseits diese Verpflichtung erkenne, darf ich mir andrerseits nicht verhehlen, daß die Art der Behandlung vorzugsweise durch die eigenthümliche Natur des vorliegenden Stoffes bedingt ist, daß also in dem Berufe, den ich heute antrete, der intellektuelle und sittliche Stand der Anstalt, an welcher ich jetzt von Neuem dienen soll, vorzugsweise maßgebend für meine Thätigkeit seyn müsse. Es sind aber beinahe dreißig Jahre, seitdem ich vom

Lehramt an diesem Gymnasium abgetreten bin: ich kann nicht nach eigener Anschauung ermessen oder beurtheilen, wie es heute in diesen Räumen steht. Daher scheint es mir am gerathensten, bei'm Antritte dieser Stelle meine Ansichten über die allgemeine Aufgabe der Schule in der Gegenwart mit derjenigen Offenheit darzulegen, wozu ich mich, zunächst meinen neuen hochachtbaren Amtsgenossen gegenüber, verbunden und verpflichtet finde.

Die Aufgabe der Schule bleibt allerdings im Wesentlichen dieselbe in jeder Zeit. Aber je nach vorherrschenden Umständen und Richtungen tritt der eine oder der andere Gesichtspunkt mehr hervor. Denn daß die Meinungen und Bestrebungen jeder Zeit mit großer Gewalt auf Lehrer und Schüler eindringen, brauche ich nach dem, was wir erlebt haben, nicht erst darzuthun. Wohl aber wird der Satz aufzustellen seyn, daß eben durch diesen Einfluß der Zeit die Aufgabe der Schule modificirt werde. Ich meine so: die Schulen, welche Karl d. Gr. stiftete, wie die, welche während des Reformationszeitalters überall in unserem Vaterlande entstanden, hatten mit den unsrigen ganz die gleiche Hauptaufgabe: sie sollten die Jugend bilden. Und dasselbe Ziel war vor hundert Jahren den Schulen gesteckt; es bleibt immer die Bildung dasjenige, worauf wir im gesammten Unterricht als auf den obersten Zweck unsre Blicke gerichtet halten müssen. Aber eben diesen Zweck mußte man vor tausend Jahren und später vorzugsweise durch Beibringen von Wissensstoff, im vorigen Jahrhundert durch Bekämpfung des herrschenden Ungeschmacks zu erreichen suchen. Beides muß auch heute unser Bestreben, und muß ebenso künftig aller unsrer Nachfolger stete Sorge seyn. Aber

im Vordergrunde unseres Gesichtskreises stehen doch ganz andere Dinge.

Das Erste, worauf wir in unsern Tagen als Lehrer der Jugend unser Augenmerk zu richten haben, scheint mir das zu seyn, daß der Wahrheitssinn erweckt und gestärkt werde. Das möchte ich euch, werthe Zöglinge dieser Anstalt, vor allem Andern wünschen, daß euch alle die Liebe zur Wahrheit durchdringe und erfülle, daß der Stolz, welcher dem jugendlichen Alter meistens inwohnt, bei euch auf das Bewußtseyn lauterer Wahrhaftigkeit sich gründe. Denn gewöhnlich haben wir Ernst und Muth zur Vertretung nur derjenigen Wahrheit, welche uns zusagt oder bequem ist; die Wahrheit aber, welche gegen uns zeugt, will unsre Selbstliebe wo möglich verdecken oder umgehen. Und so sucht denn gerade in unserer Zeit der Mensch gewöhnlicher Art immer nur die Vorstellungen auf, in denen er seine Neigung oder Abneigung gerechtfertigt findet; diese Vorstellungen saugt er, als wären sie die beste Nahrung seines Geistes, begierig ein, und heißt sie die Wahrheit, während diejenigen, welche auf der andern Seite stehen, ihre Vorstellungen mit demselben Recht oder Unrecht ebenfalls die Wahrheit nennen. In der Wirklichkeit ist es die Unwahrheit, welche alle Tage in vollen Strömen auf der breiten Straße der Welt herfluthet; während der Freund der ächten und heilkräftigen Wahrheit mehr als je mit dem Dichter (Lucr. 1,917) sprechen muß: Avia Pieridum peragro loca. Wenn nun, wie wir uns nicht verbergen dürfen, auch das reife Alter den Einflüssen der Vorstellungen kaum widersteht, welche in den Gemüthern der Menschen dieselben unedeln Affekte anfachen, die man gerade durch standhafte Verkündigung der Wahrheit niederhalten sollte, so wird es ganz vor-

Lehramt an diesem Gymnasium abgetreten bin: ich kann nicht nach eigener Anschauung ermessen oder beurtheilen, wie es heute in diesen Räumen steht. Daher scheint es mir am gerathensten, bei'm Antritte dieser Stelle meine Ansichten über die allgemeine Aufgabe der Schule in der Gegenwart mit derjenigen Offenheit darzulegen, wozu ich mich, zunächst meinen neuen hochachtbaren Amtsgenossen gegenüber, verbunden und verpflichtet finde.

Die Aufgabe der Schule bleibt allerdings im Wesentlichen dieselbe in jeder Zeit. Aber je nach vorherrschenden Umständen und Richtungen tritt der eine oder der andere Gesichtspunkt mehr hervor. Denn daß die Meinungen und Bestrebungen jeder Zeit mit großer Gewalt auf Lehrer und Schüler eindringen, brauche ich nach dem, was wir erlebt haben, nicht erst darzuthun. Wohl aber wird der Satz aufzustellen seyn, daß eben durch diesen Einfluß der Zeit die Aufgabe der Schule modificirt werde. Ich meine so: die Schulen, welche Karl d. Gr. stiftete, wie die, welche während des Reformationszeitalters überall in unserem Vaterlande entstanden, hatten mit den unsrigen ganz die gleiche Hauptaufgabe: sie sollten die Jugend bilden. Und dasselbe Ziel war vor hundert Jahren den Schulen gesteckt; es bleibt immer die Bildung dasjenige, worauf wir im gesammten Unterricht als auf den obersten Zweck unsre Blicke gerichtet halten müssen. Aber eben diesen Zweck mußte man vor tausend Jahren und später vorzugsweise durch Beibringen von Wissensstoff, im vorigen Jahrhundert durch Bekäm-[illegible]a des herrschenden Ungeschmacks zu erreichen suchen. [illegible] muß auch heute unser Bestreben, und muß ebenso [illegible]ller unsrer Nachfolger stete Sorge seyn. Aber

im Vordergrunde unseres Gesichtskreises stehen doch ganz andere Dinge.

Das Erste, worauf wir in unsern Tagen als Lehrer der Jugend unser Augenmerk zu richten haben, scheint mir das zu seyn, daß der Wahrheitssinn erweckt und gestärkt werde. Das möchte ich euch, werthe Zöglinge dieser Anstalt, vor allem Andern wünschen, daß euch alle die Liebe zur Wahrheit durchdringe und erfülle, daß der Stolz, welcher dem jugendlichen Alter meistens inwohnt, bei euch auf das Bewußtseyn lauterer Wahrhaftigkeit sich gründe. Denn gewöhnlich haben wir Ernst und Muth zur Vertretung nur derjenigen Wahrheit, welche uns zusagt oder bequem ist; die Wahrheit aber, welche gegen uns zeugt, will unsre Selbstliebe wo möglich verdecken oder umgehen. Und so sucht denn gerade in unserer Zeit der Mensch gewöhnlicher Art immer nur die Vorstellungen auf, in denen er seine Neigung oder Abneigung gerechtfertigt findet; diese Vorstellungen saugt er, als wären sie die beste Nahrung seines Geistes, begierig ein, und heißt sie die Wahrheit, während diejenigen, welche auf der andern Seite stehen, ihre Vorstellungen mit demselben Recht oder Unrecht ebenfalls die Wahrheit nennen. In der Wirklichkeit ist es die Unwahrheit, welche alle Tage in vollen Strömen auf der breiten Straße der Welt herfluthet; während der Freund der ächten und heilkräftigen Wahrheit mehr als je mit dem Dichter (Lucr. 1,917) sprechen muß: Avia Pieridum peragro loca. Wenn nun, wie wir uns nicht verbergen dürfen, auch das reife Alter den Einflüssen der Vorstellungen kaum widersteht, welche in den Gemüthern der Menschen dieselben unedeln Affekte anfachen, die man gerade durch standhafte Verkündigung der Wahrheit niederhalten sollte, so wird es ganz vor-

Lehramt an diesem Gymnasium abgetreten bin: ich kann nicht nach eigener Anschauung ermessen oder beurtheilen, wie es heute in diesen Räumen steht. Daher scheint es mir am gerathensten, bei'm Antritte dieser Stelle meine Ansichten *über die allgemeine Aufgabe der Schule in der Gegenwart* mit derjenigen Offenheit darzulegen, wozu ich mich, zunächst meinen neuen hochachtbaren Amtsgenossen gegenüber, verbunden und verpflichtet finde.

Die Aufgabe der Schule bleibt allerdings im Wesentlichen dieselbe in jeder Zeit. Aber je nach vorherrschenden Umständen und Richtungen tritt der eine oder der andere Gesichtspunkt mehr hervor. Denn daß die Meinungen und Bestrebungen jeder Zeit mit großer Gewalt auf Lehrer und Schüler eindringen, brauche ich nach dem, was wir erlebt haben, nicht erst darzuthun. Wohl aber wird der Satz aufzustellen seyn, daß eben durch diesen Einfluß der Zeit die Aufgabe der Schule modificirt werde. Ich meine so: die Schulen, welche Karl d. Gr. stiftete, wie die, welche während des Reformationszeitalters überall in unserem Vaterlande entstanden, hatten mit den unsrigen ganz die gleiche Hauptaufgabe: sie sollten die Jugend bilden. Und dasselbe Ziel war vor hundert Jahren den Schulen gesteckt; es bleibt immer die Bildung dasjenige, worauf wir im gesammten Unterricht als auf den obersten Zweck unsre Blicke gerichtet halten müssen. Aber eben diesen Zweck mußte man vor tausend Jahren und später vorzugsweise durch Beibringen von Wissensstoff, im vorigen Jahrhundert durch Bekämpfung des herrschenden Ungeschmacks zu erreichen suchen.
s muß auch heute unser Bestreben, und muß ebenso aller unsrer Nachfolger stete Sorge seyn. Aber

im Vordergrunde unseres Gesichtskreises stehen doch ganz andere Dinge.

Das Erste, worauf wir in unsern Tagen als Lehrer der Jugend unser Augenmerk zu richten haben, scheint mir das zu seyn, daß der Wahrheitssinn erweckt und gestärkt werde. Das möchte ich euch, werthe Zöglinge dieser Anstalt, vor allem Andern wünschen, daß euch alle die Liebe zur Wahrheit durchdringe und erfülle, daß der Stolz, welcher dem jugendlichen Alter meistens inwohnt, bei euch auf das Bewußtseyn lauterer Wahrhaftigkeit sich gründe. Denn gewöhnlich haben wir Ernst und Muth zur Vertretung nur derjenigen Wahrheit, welche uns zusagt oder bequem ist; die Wahrheit aber, welche gegen uns zeugt, will unsre Selbstliebe wo möglich verdecken oder umgehen. Und so sucht denn gerade in unserer Zeit der Mensch gewöhnlicher Art immer nur die Vorstellungen auf, in denen er seine Neigung oder Abneigung gerechtfertigt findet; diese Vorstellungen saugt er, als wären sie die beste Nahrung seines Geistes, begierig ein, und heißt sie die Wahrheit, während diejenigen, welche auf der andern Seite stehen, ihre Vorstellungen mit demselben Recht oder Unrecht ebenfalls die Wahrheit nennen. In der Wirklichkeit ist es die Unwahrheit, welche alle Tage in vollen Strömen auf der breiten Straße der Welt herfluthet; während der Freund der ächten und heilkräftigen Wahrheit mehr als je mit dem Dichter (Lucr. 1,917) sprechen muß: Avia Pieridum peragro loca. Wenn nun, wie wir uns nicht verbergen dürfen, auch das reife Alter den Einflüssen der Vorstellungen kaum widersteht, welche in den Gemüthern der Menschen dieselben unedeln Affekte anfachen, die man gerade durch standhafte Verkündigung der Wahrheit niederhalten sollte, so wird es ganz vor-

nehmlich die Aufgabe des Lehrers seyn, die ihm vertraute Jugend nach bestem Wissen gegen die Uebermacht der Unwahrheit zu waffnen, welche überall aus allen leidenschaftlichen Bestrebungen ausströmt. Jedoch diesen großen und wesentlichen Dienst können wir der Jugend nur mittelbar erweisen: wir können an dieselbe die Wahrheit nicht so mittheilen, wie man einen Denkspruch oder einen Liedervers zum Auswendiglernen hingibt. Unsre Sorge wird es seyn müssen, jeden der uns anvertrauten Jünglinge so anzuleiten, daß er, wenn er anders will, die große und schwere Kunst lernen kann, selbständig, d. i. nach klar erkannten Gründen, zu urtheilen. Denn die Macht der Unwahrheit ist in unsern Tagen durch nichts Anderes so groß geworden, als dadurch, daß die Meisten auf das eigene Denken verzichten, und die unbändigste Redeweise oder die stärkste Verletzung des Anstandes als Beweis der Selbständigkeit betrachten. Je mehr Menschen aber nach Gründen fragen und nach Gründen urtheilen, desto unmächtiger muß die Unwahrheit werden. Wir dürfen stolz darauf seyn, hochachtbare Amtsgenossen, daß kaum ein anderer Beruf solche Gelegenheiten und Einladungen bietet, immerfort die Wahrheit zu pflegen, wie der unsrige. Schon die jüngsten und zartesten Schüler unserer gelehrten Schulen können und sollen von uns angeleitet werden, nach Gründen zu fragen und nach Gründen zu urtheilen; jeden Theil des Unterrichts muß unsre immer gespannte Aufmerksamkeit so beleben, daß keine unsrer Lehrstunden vorübergehe, ohne dem willigen Schüler ein neues Verständniß zu öffnen und ebendamit seinen Wahrheitssinn zu stärken; und je mehr unsre Schüler heranwachsen, desto freier müssen sie durch unsre geistige Pflege von der Macht unklarer und eingeredeter

Meinungen werden. Wenn sie aber außerdem noch uns selbst unabläßig bemüht sehen, in der Erkenntniß, zunächst in der Wissenschaft, fortzuschreiten; wenn uns selbst die Wahrheit frei gemacht hat und frei erhält, wenn auch unsre äußere Thätigkeit, in Prüfungen und Zeugnissen, wie in der Disciplin und im Verkehre mit den Eltern unserer Schüler, unsre unwandelbare, von Menschenfurcht und Menschengunst unabhängige Liebe zur Wahrheit erkennen läßt, so werden wir unsers edeln Berufes bei'm Anblick seiner geistigen Früchte uns immer mehr erfreuen können.

Müssen wir aber den Sinn für Wahrheit überhaupt zu wecken bemüht seyn, so gilt das insbesondere von dem Sinn für religiöse Wahrheit: das ist von unsrer ersten Aufgabe das Vornehmste und Wesentlichste in der Gegenwart. Ich würde sagen, die Aufgabe sei, Frömmigkeit in die jugendlichen Herzen einzupflanzen, wenn der Unterricht etwas der Art vermöchte. Aber das kann ja der Lehrer, kann der Mensch überhaupt nicht: der Unterricht hat es unmittelbar nur mit dem Verstande zu thun, damit dieser die Dinge erkenne, welche den Glauben beleben, die Empfindung erwärmen und die Phantasie erfreuen können, soferne bei'm Schüler die rechte Empfänglichkeit sich vorfindet. Nun wäre es freilich eine große Illusion, wenn wir uns verhehlen wollten, daß der Sinn für religiöse Wahrheit in unsrem jetzt waltenden Geschlechte, wie in dem nachwachsenden, schwach und bleich geworden sei. Ja das Schlimmste, was uns in diesem Stücke begegnen könnte, wäre irgend eine Selbsttäuschung über unsern Standpunkt, irgend eine Anticipation geistiger Zustände, die man dadurch zu erreichen hoffte, daß man sich dieselben vorläufig als schon vorhanden in der

und, warum sollten wir's uns nicht gestehen? in so vielen Schulen, ist ganz vornehmlich auf den unter Alten und Jungen wachsenden Ungehorsam zurückzuführen. Wenn wir aber euch, theure Zöglinge dieser Lehranstalt, den Gehorsam als den schönsten Schmuck der Jugend dringend empfehlen, so bekennen wir uns dazu, daß wir euch nichts auferlegen sollen und wollen, was nicht als eine heilige Pflicht über uns und euch zugleich steht, welche durch unsern Mund zu euch redet; wir erkennen es an und sprechen es aus, daß wir selbst gehorchen, indem wir euch zum Gehorsam verpflichten und anleiten.

Was die Schule zu leisten hat, die Erziehung der Geister durch den Unterricht, das ist so einfach und natürlich, daß man glauben sollte, es müßten die Mittel zur Erreichung des Zweckes sich von selbst darbieten, die Wege zum Ziele müßten eben und gebahnt seyn. Wie ganz anders es in der Wirklichkeit stehe, welche Hindernisse der Lehrer in sich und außer sich finde, wie vieles ihn selbst zu irren und abzuleiten drohe, wie oft die Welt sein Ziel verrücke, wie unzulänglich die Mittel, wie schwierig die Wege, wie widerstrebend der Stoff, wie vergeblich manche Versuche seien, davon zeugt das ganze große Gebiet des Unterrichts von der niedersten bis zur höchsten Schule. In welchem Mißverhältnisse stehen die Ergebnisse der Lehranstalten im Allgemeinen zu der außerordentlichen Ausdehnung und Mannigfaltigkeit, in welcher der Unterricht ertheilt wird! Wie demüthigend ist es für den gesammten Lehrstand, daß manche Unterrichtsanstalten zu Wohnstätten der Unwahrheit, zu Pflanzschulen der Unbotmäßigkeit geworden sind! Um so ernstlicher müssen wir, Lehrer und Schüler, uns bemühen, dem rechten Geiste, dem Geiste der Wahrheit, die Herzen

zu öffnen, unsre Lehranstalt zu einer Wohnung der Wahrheit und des Gehorsams zu machen. Denn wie in dem Leben des einzelnen Menschen gewisse Zeitabschnitte gleichsam von selbst die Aufforderung mit sich bringen, seine Kraft und Aufmerksamkeit stärker als bisher anzuspannen; wie ja nicht blos der Jahresanfang, sondern jede Woche, jeder neue Morgen uns in solcher Weise auffordert: so muß auch jede Gesammtheit, welche zu dem gleichen Zwecke vereinigt ist, auch wenn sie eine regelmäßige Thätigkeit einhält, doch so zu sagen die Federn oftmals auf's Neue spannen, deren Druck ihr Räderwerk in Bewegung setzt. Möchte der heutige Tag solch ein Anfang neuen Lebens und Schaffens in unsrem Gymnasium werden! Möchte einem muthigen Anfang ein steter und glücklicher Fortgang nachfolgen, und wir alle, Lehrer und Schüler, mit Kraft von Oben zur freudigen Erfüllung unseres Tagewerkes ausgerüstet werden! Denn wenn ich etwa einem Lehrer, der eben jetzt erst einer Schule vorzustehen begänne, angeben sollte, welche meiner Erfahrungen in einem langen Berufsleben die beste und bewährteste sei, so könnte ich keine andre als die anführen, daß der Lehrer mit Gott Vieles und ohne Gott gar Nichts ausrichten könne; daß die Fähigkeit, im Unterricht und in der Disciplin das Richtige zu treffen, die Klarheit des Geistes, die Gewalt über die Gemüther, die Kraft zum Dulden, Hoffen und Ausharren, im einsamen Gespräche des Herzens mit Gott erholt werden müsse, und daß dagegen der von göttlichen Gedanken leere Sinn des Lehrers von Unmuth, Bitterkeit und Widerwillen gegen seinen Beruf erfüllt werde.

Ihr aber, theure Zöglinge dieser Lehranstalt, lernet auf demselben Wege, im steten Aufblicke zu Gott, die

Treue in dem von euch selbst gewählten Berufe üben, ohne welche keines unsrer Werke gedeiht, und lasset euch bewegen, von heute an in allem Guten, in der Gottesfurcht, welche aller Weisheit Anfang und Ende ist, im Fleiße, in Reinheit der Sitten und der Rede, im Gehorsam, im Anstand des Benehmens, in Wahrhaftigkeit und Bescheidenheit mit einander zu wetteifern, damit die Hoffnungen, die eure Eltern und Lehrer, die auch unsre Oberen von euch gefaßt haben, erfüllt, und das, was ihr mit dem Eintritt in die wissenschaftliche Bahn versprochen habt, euch selbst und dem Gemeinwesen zum bleibenden Heile in's Werk gesetzt werde.

2.

Bei Eröffnung des Pensionats und zur Einführung des neuernannten Gymnasialrektors in Ulm.

Am 31. Oktober 1852.

Wir haben uns hier versammelt, um nach einer würdigen Vorbereitung an heiliger Stätte den Doppelakt der Einführung eines neuen Vorstehers hiesigen Gymnasiums in der Person des Herrn Rektors Carl August Schmid, und den der Eröffnung der neuen mit dem Gymnasium verbundenen Erziehungsanstalt sammt der Einführung ihres Ephorus, des Herrn Professors Conrad Dieterich Haßler, vorzunehmen.

Am Eingang eines Weges, wie derjenige ist, welchen Sie, hochgeachtete Kollegen und werthe Freunde, von heute an mit einander betreten, gebietet es unser gemeinsamer Beruf, die vorliegende Aufgabe fest in's Auge zu fassen, und die Mittel und Wege zu überdenken, womit die Aufgabe gelöst werden soll; nicht als ob zwei im Geschäfte der Jugendbildung so bewährte Männer

erst hier und heute lernen sollten, was ihres Amtes ist; sondern damit die Grundsätze einer pflichtmäßigen amtlichen Wirksamkeit, welche bei Ihnen vorauszusetzen sind, in einem öffentlich abgelegten Zeugnisse bekannt und anerkannt werden mögen.

Denn ohne Zweifel würden wir unser Ziel zu sehr beschränken und unsre Aufgabe allzuniedrig stellen, wenn wir durch Anwendung der für Lehr- und Erziehungsanstalten vorhandenen Ordnungen den Anforderungen des Gymnasiums und des Pensionats an ihre Vorsteher zu genügen glaubten.

Alle diese Ordnungen, so wohlgemeint und nothwendig sie auch sind, ließen sich leichter entbehren, als der Geist, in welchem sie angewandt und in welchem Lehr- und Erziehungsanstalten geführt werden sollen. Weder die einen noch die andern können etwas erreichen ohne einen bestimmt ausgeprägten Charakter, der sich in natürlichster Weise da ausbildet, wo, wie im 16. Jahrhundert, ein Trotzendorf, ein Michael Neander, ein Johannes Sturm die Schule selbst schaffen oder mit völliger Freiheit umbilden, der aber da, wo die Arbeiter an demselben Werke der Jugendbildung durch den Willen der Regierungsbehörden zusammengeführt worden, nur durch Unterordnung der Vorsteher und der Mitarbeiter unter die gleichen Prinzipien gebildet werden kann. Wenn dann, wie jetzt hier, nicht blos eine Anzahl von Lehrern mit ihrem Vorsteher, sondern zwei mit einander verbundene Anstalten dem gleichen Zwecke dienen sollen, so läßt sich vollends eine einheitliche Thätigkeit gar nicht denken ohne Einheit des Prinzips. Lassen Sie uns, bevor wir noch fragen, welches Prinzip obenan stehen soll, die Sache lediglich in Beziehung auf die Ge-

schäftsführung einer Schule betrachten, an der eine Anzahl von Lehrern arbeitet: es wird Jedem von selbst einleuchten, einmal, daß die einheitliche Thätigkeit von dem Vorsteher ausgehen muß, namentlich die in der Methode und der Disziplin; zweitens, daß der Vorsteher nicht für seinen Willen als solchen unbedingte Achtung und Folgeleistung fordern kann; daß aber drittens seine Geschäftsführung den rechten und bleibenden Nachdruck dann gewinnen wird, wenn der Vorsteher und die Mitarbeiter ein über beiden Theilen stehendes und erhabenes Prinzip anerkennen, dessen Verkündiger und Vertreter eben der Vorsteher ist, sofern er in seinem ganzen Thun sich als einen Mann darstellt, dem dasselbe Prinzip zum Elemente des geistigen Lebens geworden ist. Auch der Prediger des göttlichen Wortes holt seine größte Stärke her aus dem Willen dessen, der ihn gesandt hat; der Richter gewinnt die Energie des Willens, womit er das Unrecht ahndet, eben dadurch, daß er nicht etwa seine Einfälle und Launen an den Mann bringt, sondern vielmehr richtet, wie das hoch über ihm und den Parteien stehende Gesetz gerichtet wissen will. So muß der Vorsteher einer Lehranstalt stark seyn durch das Prinzip, dem er mit allen jenen huldigt, welchen er als oberster Diener des öffentlichen Wohles in dem gleichen Bereiche vorleuchten soll.

Und welches wird nun das Prinzip für die gesammte Thätigkeit der Lehrer und der Vorsteher an unsern Gymnasien und Erziehungsanstalten seyn? Es versteht sich wohl von selbst, aber es ist deßwegen doch nicht überflüssig, es auszusprechen, daß das oberste und einzige Prinzip unsrer Gymnasien und der diesen analogen Anstalten das sittliche ist. Es sind sogar bedeutende Er-

ziehungsanstalten in unserer Zeit vielfältig so behandelt worden, daß den Leitern derselben nicht ein sittliches Prinzip vorgeschwebt haben konnte, sondern offenbar nur eine ganz gewöhnliche, äußere Gesetzlichkeit das Ziel ihres Strebens gewesen seyn muß; es ist in Büchern und auf Kathedern mancher Gegenstand des Wissens so behandelt, ja es sind viele Lehreinrichtungen und viele Vorschläge zur Erziehung und zum Unterricht so gemacht worden, als ob die Menschen, welche man belehren wollte, keine unsterblichen Seelen hätten, die durch's Wissen geläutert und für die Ewigkeit zubereitet werden sollen; es sind überhaupt im ganzen Gebiete der Wissenschaft, wie im äußern Leben, die Ansprüche der Subjektivität in's Gränzenlose gewachsen, und eben dadurch ist in unser Leben und in die gangbarsten Vorstellungsweisen eine Vielheit von Prinzipien eingedrungen, die als solche die Einheit des Prinzips aufhebt; es hat die maßlose Ausbildung der Subjektivität in vielen höheren und niederen Anstalten das Vorhandenseyn und Bestehen gewisser Verpflichtungen des Lehrers, und zwar gerade seiner heiligsten Verpflichtungen, in Frage gestellt, und aus manchen Bildungsstätten der Jugend eine nur zufällige Sammlung verschiedenartigen Unterrichts gemacht. So ist es, allerdings mehr anderswo als bei uns, vorgekommen, daß der religiöse Zweck der Lehranstalten als eine nur den Religionslehrer angehende Sache, als ein für die übrigen Lehrer gleichgiltiger und fremdartiger Gegenstand behandelt, und daß die Abneigung dagegen von dem einen und dem andern Lehrer offen zur Schau getragen wurde. Nicht minder ist in manchen Lehranstalten selbst bei rechtschaffenen und wohldenkenden Arbeitern der Sinn für das Zusammenwirken, die Ueberzeugung

des Einzelnen, daß er Theil eines Ganzen sei und sich mit seiner Thätigkeit in das Bedürfniß des Ganzen einzufügen habe, beinahe verloren gegangen; und wenn ich nicht irre, so ist eben dieses das größte Uebel, woran sogar unsre höchsten Bildungsanstalten leiden.

Es könnte nicht schwer seyn, aus allgemein bekannten Thatsachen und Erscheinungen den Beweis zu führen, daß die Verdunkelung des sittlichen Prinzips der Schule mit einer gewissen Nothwendigkeit aus dem krankhaften Wuchern der Subjektivität im ganzen öffentlichen und bürgerlichen Leben in Deutschland hervorgehe. Man könnte auf den Geist der gelesensten öffentlichen Blätter hinweisen, woraus die Meisten ihre Meinungen über das Rechte und Unrechte, über das Zweckmäßige und Nachtheilige, über Ehre und Schande holen, und worin hinwiederum die Meinungen der Meisten sich spiegeln, und könnte aus der Charakterlosigkeit der einen und dem unwahrhaftigen Parteigeist der andern Blätter leicht den Beweis führen, daß in einem großen Theile der Gesellschaft das sittliche Prinzip mindestens dahingestellt, jedenfalls nicht das herrschende und anerkannte sei. Man könnte endlich den gleichen Beweis noch strenger und bündiger dadurch führen, daß man daran erinnerte, wie vor etlichen Jahren eine große, aus allen Theilen und Enden Deutschlands zur Berathung des Gemeinwohls zusammen entbotene Versammlung nichts weiter herausgebracht hat, als eine jedes sittliche Prinzip entbehrende Akte, welche an die Stelle dessen, was Allen noth that, die Bestrebungen einer Partei setzte. Mit dieser und mit andern Erscheinungen ließe sich zeigen, wie es nicht anders kommen konnte, als daß auch die Schule als Kind ihrer Zeit in der Verfolgung ihres sittlichen Zweckes

läßiger wurde, wenn sich auch überall und in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit noch viele ernste Gemüther finden, die für sich selbst und in ihrem Berufe und Kreise das sittliche Prinzip bewahren.

Doch ein solcher Beweis braucht nicht erst geführt zu werden, da jetzt schon seit einer Reihe von Jahren über zunehmende Gleichgültigkeit der für den Dienst des Staates und der Kirche heranwachsenden Generationen gegen alles Höhere und Edlere allgemein geklagt wird, und wir alle, die des Lehramts pflegen, auch bei der größten Eingenommenheit für unsre Leistungen vergebens versuchen würden, abzuleugnen, daß unsre Schulen, die niedersten wie die höchsten, einen großen Theil der Schuld an jenem Uebelstande tragen. Vielmehr werden wir aus der Erkenntniß der Allgemeinheit jener Erscheinungen und aus den Klagen darüber zu entnehmen haben, wie ernst und groß der Beruf der Schule sei, sich selbst aus der Unklarheit einer nur die nächsten und untergeordneten Zwecke anstrebenden Tendenz aufzuraffen, und wie laut diese Zeit uns alle, die wir dem Lehrstande angehören, mahne und antreibe, mit Verzichtung auf individuelle Meinungen, Wünsche und Neigungen an der Heranbildung eines sittlich stärkeren Geschlechtes zu arbeiten.

Eine achtungswerthe Minorität in unserem protestantischen Deutschland hat die Errichtung christlicher Gymnasien gefordert und begonnen, und damit nicht etwa den Satz aufgestellt, daß statt des Unterrichts Andachtsübungen, statt unsrer Klassiker das Lesen ascetischer Bücher eingeführt, die Sprachen, die Geschichte und Mathematik zu religiösen Demonstrationen verwandt werden sollen, sondern vielmehr begehrt, daß durch den

gesammten Unterricht das Eine und Allen Nothwendige, die Bildung des ganzen Menschen, was in Wahrheit die christliche Bildung ist, angestrebt werde. Und wie vor achtzehnhundert Jahren die allgemeine Erschlaffung der Geister und das Verzweifeln an der Wahrheit, ja wie auch der Grimm gegen das Christenthum und die Wuth der Verfolgungen doch nur das tiefe Bedürfniß sittlicher Kräftigung und ein unbewußtes Sehnen, ein Seufzen der Kreatur nach Befreiung vom Dienste der Eitelkeit kundgegeben hat: so dürfen wir das unsre ganze Zeit trübende Mißbehagen, das Durcheinander widerstreitender Meinungen, die Muthlosigkeit im politischen Leben, die Ermattung unsrer deutschen Philosophie, die Schätzung der Wissenschaft nach ihrem Verhältnisse zum Gelderwerb, das Eindringen materialistischer Elemente in's wissenschaftliche Leben, die politische und kirchliche Anfeindung und Bedrückung, ja auch die Abwendung so vieler Gemüther vom Glauben und den Hohn der Frivolität gegen das Heilige als eben so viele Zeichen schmerzlicher Sehnsucht nach einer sittlichen Erhebung unseres deutschen Volkes, oder, mit andern Worten, nach Erneuerung des christlichen Lebens unter uns betrachten. Unsre Schulen, die niedersten wie die höchsten, haben neben der Staatsgewalt und der Kirche ganz besonders den Beruf, eine wenn gleich meist unscheinbare, doch weit reichende Thätigkeit zur Befriedigung jener Sehnsucht auszuüben. Das werden sie genau in dem Verhältniß, in welchem sie sowohl in der Erziehung als im Unterrichte der Jugend ihre ganze Thätigkeit dem sittlichen Prinzipe unterordnen. Wo in einer Anstalt Vorsteher und Lehrer mit einander glauben, daß die Gottesfurcht der Anfang aller Weisheit sei; wo der Vorsteher sich selbst nur als den

Verkündiger eines über ihm und seinen Mitarbeitern stehenden heiligen Willens betrachtet und von seinen Mitarbeitern eben so betrachtet wird; wo man gemeinschaftlich und ohne Vorurtheil gegen Personen und Sachen sucht, was das Beste und Richtigste, was in jeder Sache Gottes Wille sei; wo die der Anstalt anvertrauten Zöglinge behandelt werden als unsterbliche Geister und der Unterricht als eine Arbeit für die Ewigkeit; wo der Schüler nach dem Vorbilde seiner Lehrer sich allmälig gewöhnt, sein Lernen und Arbeiten als ein Wuchern mit dem anvertrauten Pfunde anzusehen, und die Redlichkeit des Strebens den äußeren Zeichen der Anerkennung voranzusetzen; wo nicht für den Schein, sondern für die Wahrheit, nicht für ein Examen, sondern für innere Tüchtigkeit, nicht für's Wissen, sondern für die Bildung des ganzen Menschen gearbeitet wird, da waltet das sittliche Prinzip, und das Walten dieses Prinzips bringt auch intellektuelle Früchte, wie sie ohne dasselbe auch durch Tag und Nacht fortgesetzte Arbeit nimmer erzielt werden. Es ist eine wunderbare, aber von negativer und positiver Seite gleich erkennbare Wechselwirkung, daß nur das rechte, redliche Lernen die Bildung und nur die bildende Wissenschaft ein haltbares Wissen erzeugt.

Es würde als eine thörichte Anmaßung erscheinen, wenn wir die Hoffnung und den Vorsatz aussprächen, von irgend einem Punkte aus die Regeneration der Welt anzubahnen, das eherne Weltalter wieder zum silbernen umzuwandeln. Und dennoch müssen wir die neue Erziehungsanstalt und die neue Periode, worein unser Gymnasium heute eintritt, mit reformatorischem Sinne beginnen; denn nicht nur, was jetzt erst wird, sondern auch das Alte und längst Bestehende bedarf der Erregung

und Bewegung und einer immer neuen Ausgleichung, Durchdringung und Einigung seiner Elemente.

Hat sich unser Zeitalter unfähig erwiesen, im Großen und Ganzen eine Verbesserung seiner Zustände herbeizuführen, so müssen wir um so mehr im Kleinen darin thätig seyn, und zwar so, daß Jeder sich auf seinen nächsten und eigentlichen Beruf beschränkt und darin mit aller Treue arbeitet. Bringen wir's dann als Lehrer und Erzieher dahin, daß wieder mehr treue Diener aus unsern Anstalten in die verschiedenen Berufsarten übergehen, so haben wir uns mit dem Gange des großen Ganzen in denjenigen Verkehr gesetzt und denjenigen Einfluß auf die kommenden Ereignisse gewonnen, welchen der Lehrer allein gewinnen kann und soll. Denn auch, was wir von wissenschaftlichem Stoffe unsern Schülern mitgeben, wird sich seiner Natur nach mit eigenen und fremden Gedanken und mit zahllosen geistigen Eindrücken vermengen und nach Umständen sich ganz verflüchtigen. Aber die Eindrücke der durch uns erkannten sittlichen Wahrheit und die Wirkungen des Ernstes, der Liebe und Treue, womit wir unserem Berufe gelebt haben, vergehen nicht: selbst wenn sie Jahre lang verdunkelt waren, kehren sie erfrischt oft in's Andenken des alt gewordenen Schülers zurück, und gehen ihrem Wesen nach auf die folgenden Geschlechter über.

Möge ein solcher Segen durch euch, werthe Zöglinge des Gymnasiums und des Pensionats, in die Häuser dieser altehrwürdigen Stadt, der Pflegerin beider Anstalten, und in die weiteren Kreise übergehen, wohin euch einst eure Bestimmung führen wird! Möget ihr, wie ihr hier zu allem Guten werdet angeleitet werden, so auch eures Theils in reifen Jahren allerorten, wo

euch die göttliche Vorsehung eure Stelle anweist, als treue Arbeiter in eurem Berufe und als Boten der Wahrheit erfunden werden!

3.

Zum Schlusse des Schuljahres 1853.

Wie die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum der religiösen Jugendbildung förderlich seyn könne. *)

Es wird nicht unangemessen erscheinen, wenn ich das Schuljahr, welches heute zu Ende geht, mit einer Betrachtung über die Frage beschließe, in welchem Verhältniß unser klassischer Unterricht zu der religiösen Bildung der Jugend stehe? Denn so wenig auch der bei

*) Anmerkung. Es ist dem Verfasser nicht möglich gewesen, so viele Zeit auf die Ausarbeitung dieser Abhandlung zu verwenden, als die wissenschaftliche Begründung der darin niedergelegten Ansichten eigentlich erforderte.

den Franzosen darüber entsponnene Streit uns eigentlich berührt, so dürfen wir doch die Stimmen nicht überhören, welche auch in Deutschland sich über diese Sache, und zwar mit mehr Ernst und Wahrheitssinn, als in Frankreich, vernehmen lassen. Es wird über die Unchristlichkeit unsrer klassischen Schriftsteller, und zwar gerade der bedeutendsten, Klage geführt, wird getadelt, daß die Jugend mit dem Heidenthum mehr vertraut gemacht werde, als mit unsrer Religion, und wird verlangt, daß christliche Griechen und Lateiner entweder statt der heidnischen Schriftsteller oder neben denselben in unsern gelehrten Schulen behandelt werden. Wenn überhaupt noch Latein und Griechisch gelernt werden soll, so kann die auf diese Sprachen zu verwendende Zeit nicht noch mehr beschränkt werden, als sie seit Anfang unsers Jahrhunderts beschränkt worden ist; und Latein und Griechisch zu lernen, hat für die Meisten keinen Sinn und keinen Werth, wenn sie nicht dadurch mit dem Geiste des heidnischen Alterthums bis auf einen gewissen Grad vertraut werden. Deswegen wäre für christliche Griechen und Lateiner nicht wohl Platz in unsern Schulen, wenn man's nicht etwa so machen wollte, daß man eine Homilie des Johannes Chrysostomus, oder eine Schrift des Basilius Magnus, wie dessen allerdings schöne und anregende Anweisung für die Jugend, aus dem Lesen heidnischer Schriftsteller Nutzen zu ziehen, in wenigen Lehrstunden kursorisch durchnähme, um der Jugend einigen Begriff davon beizubringen, wie sich der Geist der griechischen Nationalität unter dem Einflusse des Christenthums gestaltet und aus seiner lange dauernden Verkümmerung wieder erhoben habe. Aber den Platz, den die nichtchristlichen Schriftsteller der alten Welt in unsern Schulen noch jetzt einnehmen, fort-

an christlichen Autoren einzuräumen, wäre ein großes Unrecht, das man der Jugend und der ganzen gelehrten Bildung, ja auch der Kirche selbst anthäte, deren künftige Diener dieses Element ihrer Bildung so wenig entbehren können, daß man zuversichtlich behaupten darf, es hänge bei den meisten Predigern des göttlichen Wortes die Beredtsamkeit und Anschaulichkeit, womit sie dasselbe verkündigen, ja auch das Vermögen zu dem, was man in der Rhetorik die Erfindung nennt, ganz wesentlich von dem Grade ihrer klassischen Bildung ab. Wollte man dagegen behaupten, es stehe die Gewalt über die Form, die man durch unsere Classiker gewinne, in keinem Verhältniß zu dem Nachtheile, den das Aufnehmen heidnischer Vorstellungen der Jugend bringe, so könnte ein Wort des schon genannten Basilius Magnus, des frommen und eifrigen Erzbischofs von Cäsarea, dagegen angeführt werden, daß Moses erst durch die ägyptische, Daniel erst durch die chaldäische Weisheit zur Erkenntniß der religiösen Wahrheit geführt worden sei. Ich möchte aber in der Entgegnung auf diesen Vorwurf noch viel weiter gehen, und indem ich eine andere Stelle desselben Basilius anwende, die Behauptung aufstellen, daß die Kenntniß des unchristlichen Alterthums der religiösen Bildung der Jugend sogar förderlich seyn könne. „Findet sich," sagt er, „einige Verwandtschaft zwischen den heidnischen und den christlichen Ansichten, so wird die Kenntniß der ersteren euch nützlich seyn; wo aber nicht, so wird eine Vergleichung der Verschiedenheiten euch im Besseren nicht wenig befestigen können." Es kann das Eine wie das Andre, die Verwandtschaft und die Verschiedenheit der altklassischen und der christlichen Vorstellungen, dazu angewandt werden, um die einen durch die andern an-

schaulich zu machen. Ich glaube mich aber bei dem großen Umfang der Sache auf Eines der beiden, die Verschiedenheit beschränken zu müssen.

Es werden schon solche Gegenstände der Erkenntniß, die nur mit Verstand und Gedächtniß aufzunehmen sind, durch Gegensatz und Vergleichung leichter und fester aufgefaßt, gerade so, wie für unser Auge die eine Farbe durch die andere hervorgehoben wird. In gleicher Weise und noch mehr muß der Gehalt der Offenbarung, wo wir diese mit den natürlichen Vorstellungen zusammenbringen, zu Gunsten der ersteren hervortreten; und ohne eine solche Vergleichung wird der Werth der geoffenbarten Religion in dem Alter, welches noch keine Herzenserfahrungen darüber gemacht hat, gar nicht oder nur halb anerkannt werden. Die Vorstellungen der alten Welt von den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen können nur dazu dienen, jedem Denkenden und auch schon der Jugend die Nothwendigkeit der Offenbarung klar zu machen, und die einzelnen geoffenbarten Lehren in ein helleres Licht zu stellen. Ich will versuchen, dieß durch Beispiele zu erläutern.

Die Lehre von der Einheit Gottes und von Gottes Eigenschaften spricht in der Regel das jugendliche Gemüth nicht in dem Grade an, wie sie als Fundamentallehre unsers Glaubens dasselbe ansprechen sollte, wenn dieser Lehre nicht die sittlichen Verirrungen des Polytheismus und zwar gerade die der alten Welt gegenübergestellt werden, und so gezeigt wird, wie die schon lange vor Homer begonnene Theilung und Spaltung des göttlichen Wesens durch die menschliche Phantasie in ihrem Fortgang bis zur Erscheinung Christi in der Welt allen wirklich religiösen Gehalt aus den alten Religionen aus-

getrieben habe, so daß die menschliche Gesetzgebung das Geschäft der sittlichen Bildung in Griechenland und Rom übernehmen mußte. Die Aussonderung des religiösen Gehalts aus den alten Religionen ist aber besonders dadurch erfolgt, daß in der nachhomerischen Zeit, welche die Personificationen übermenschlicher, unsichtbarer Mächte und Kräfte noch immer fortsetzte und mehrte, eine solche Macht aufkam, die allmälig alle andern Gottheiten überwand. Das ist die τύχη, die Macht der in den menschlichen Dingen waltenden Zufälligkeit. Wir finden bei Homer und Anderen zwar viele erhebende Gedanken von göttlicher Vorsehung und Weltregierung, edle, in der historischen Zeit mehr und mehr schwindende Reste einer früheren Gotteserkenntniß. Aber einmal ist bei Homer auch im Willen und Rath des obersten Gottes, wie vielmehr der andern Gottheiten, so viel Willkürliches und Zufälliges, daß der Glaube an eine Alles für jeden Menschen wohlmachende Vorsehung auch in jener Zeit des noch ungeschwächten Glaubens schon ausgeschlossen ist, wie Homer den Eumäus Od. 14, 444 sagen läßt

> ϑεὸς δὲ τὸ μὲν δώσει, τὸ δ᾽ ἐάσει,
> ὅττι κὲν ᾧ ϑυμῷ ἐϑέλῃ· δύναται γὰρ ἅπαντα.

So von Zeus insbesondere Il. 8, 335 seq., 14, 71 seq., und von den Göttern überhaupt Od. 17, 119:

> ϑεῶν ἰότητι μόγησαν.

Und zweitens fängt die Vorstellung von der Zufälligkeit, während Homer die τύχη selbst noch nennt, doch auch bei ihm sich zu gestalten an; denn während der Gott sonst wohl auch dem Menschen zutheilt, was ihm eben beliebt, hat derselbe beim Wichtigsten, nämlich, wo

es sich um Sieg oder Niederlage, um Leben oder Tod handelt, für den Menschen zu loosen. Il. 8, 69 seq. legt Zeus, nachdem die Griechen und die Troer den ganzen Morgen bis Mittag ohne Entscheidung gestritten haben, zwei Todesloose für Beide auf die Wage, und das Sinken der einen Wagschaale bewirkt, daß die Griechen nun nicht mehr Stand halten können. Ebenso ist's Il. 22, 209 seq. mit Hektor und Achilles. Zeus hebt die Wage empor, damit die Wagschaalen, auf welchen die Todesloose für Beide liegen, frei in der Luft hängen; es ist eine andere Macht, als die des Gottes selbst, welche für den einen und wider den andern entscheidet. Der oberste Gott erscheint, nicht zwar immer, aber oft, nur als Vollstrecker der *αἶσα* oder der *μοῖρα* die in dieser Vorstellung demnach als außerhalb seines Willens stehende Mächte angesehen werden. Denn der Glaube an die unmittelbare Wirksamkeit der Gottheit ist zwar in der homerischen Zeit noch so mächtig, daß der Mensch geneigt ist, Größeres und Kleineres in seinem Leben jener Wirksamkeit zuzuschreiben; so daß Il. 8, 311; 16, 114 seq. ein Fehlschuß, Od. 18, 37 der Spaß, welchen der Kampf der Bettler den Freiern verspricht, Il. 20, 345 das Gelächter, das die Freier ankommt, als Wirkung des göttlichen Willens erscheint. Daneben aber sieht er allerlei Räthselhaftes in der Welt, das er mit dem Willen der Gottheit nicht zusammenbringen kann; und es bilden sich zwei entgegengesetzte Vorstellungen, deren jede eigentlich die andere aufhebt, die der Zufälligkeit und die der Nothwendigkeit im Gange der Dinge. Beide Vorstellungen finden wir bei Homer in ihrer Entwickelung zur Selbständigkeit begriffen; es wollen aus Beiden göttliche Gestalten werden, *αἶσα* und *μοῖρα*. Aber erstens sind

Beide noch nicht genug untereinander selbst geschieden, und zweitens fließen die Vorstellungen von ihrer Thätigkeit und vom Willen der Gottheit immer noch ineinander. *Μοῖρα* ist als Einzelwesen früher fertig als *αἶσα*, und gestaltet sich allmälig als selbständige Macht. *Αἶσα* bleibt in demselben Prozeß stehen, und indem sie sich immerfort schon in der früheren Zeit minder selbständig zu Zeus verhält, als *μοῖρα*, erlangt sie unter diesem Namen keine consolidirte, eigene Gestalt, sondern wird wieder zum Abstractum in der Sprache. Aber in der nachhomerischen Zeit springt (Hes. Theog. 411 seq.) auf einmal Hekate, die ferneherkommende, als ein Wesen hervor, das mit den Attributen der spätern *τύχη* schon bekleidet ist. Zeus verleiht ihr die Mitherrschaft auf der Erde und dem Meere, wie im Himmel, und sie wird von den unsterblichen Göttern ganz besonders geehrt. „Denn", sagt Hesiodus, „wenn jetzt einer der erdebewohnenden Menschen seine Sühnopfer dem Brauche nach darbringt, so ruft er Hekate an, und reichliche Ehre wird dem ganz leicht zu Theil, dem die Göttin wohlgeneigt seine Bitten aufnimmt, und sie verleiht ihm Wohlstand; denn sie hat dazu die Macht; denn bei allen Wesen, welche auf der Erde und im Himmel geboren werden, und Ehre erlangen, hat sie ihr Geschäft; und von der Gewalt, die sie schon bei der frühern Götterwelt besaß, hat Zeus ihr nichts genommen, sondern ihre Gewalt auf der Erde, am Himmel und auf dem Meere ist noch viel größer geworden, da Zeus sie ehrt. Wo sie will, da hilft sie dem Manne mächtig; als Redner im Volke ragt der hervor, welchen sie will; im Kriege findet sich die Göttin ein und gewährt Sieg, welchen sie will. Leicht auch gewährt die Göttin reichliche Beute, und leicht nimmt sie dieselbe vor den Augen

weg, wenn's ihr beliebt. Rinder-, Ziegen und Schafherden macht sie fruchtbar und zahlreich, wenn sie will, und mindert ihre Zahl nach Belieben." Die Thätigkeit des Zufalls wird dadurch schon in der Vorstellung des griechischen Volkes nahezu vollständig, nicht aber in gleichmäßiger Anerkennung; denn Hekate selbst wird niemals zur blinden τύχη, sondern nimmt vielmehr andere Attribute an, wodurch ihr Walten sich allmälig auf das nächtliche Geisterreich beschränkt; und Herodot und Andere glauben fortwährend (9, 109) mehr an das Fatum; und der Glaube an die unmittelbare ungeschwächte Wirksamkeit der Götter tritt immer noch besonders bei Herodot überall hervor. Man nimmt für gewöhnlich an, daß die Tyche, die Zufälligkeit, mit diesem Namen zuerst bei Pindar als eine ausgebildete göttliche Person erscheine, da ihr Name Hes. Theog. 360 unter den zahlreichen Töchtern der Thetis keine Bedeutung für die werdende Personification der Vorstellung von der Zufälligkeit hat. Allerdings heißt sie Pind. Ol. 12 die Retterin Tyche, und wird, wie eine selbständige Gottheit, um Schutz für die Stadt Himera angefleht. Aber ebendaselbst heißt sie das Kind des freiheitschaffenden Zeus, und in dem unmittelbar folgenden Gesang ist sie wieder, wie sonst, ein Geschenk des obersten Gottes, und Pindars Vorstellungen von den Gutes und Uebles verleihenden, wohlwollenden und neidischen Göttern fallen noch immer mit den Vorstellungen Homers und Herodots zusammen; und was der Dichter Ol. 12 von der τύχη erwartet, schreibt er sonst theils der μοῖρα (Nem. 11, 42 seq.), theils dem Daimon zu; und Isthm. 3, 6 seq. kommen die großen Tugenden der Sterblichen von Zeus, und „länger lebt der Wohlstand der Gottesfürchtigen, als Derer, die ver-

kehrten Herzens sind;" während in demselben Gesange (3, 49) wieder die τύχη als thätig erscheinend angenommen werden kann. Und da außerdem bei Pindar andere Personificationen vorkommen, wie Pyth. 8 zu Anfang die der Ruhe, die er der Gerechtigkeit städtehocherhebende Tochter, die Besitzerin der höchsten Schlüssel der Berathungen und der Kriege nennt, so ist kaum anders anzunehmen, als daß auch Pindar in der Tyche immer noch eine nur werdende Gottheit erkannt habe. Auch Thucydides kennt nur das Abstractum Tyche, wie 1, 40 Perikles sagt, was den Menschen anders widerfahre, als sie gedacht, darüber pflegten sie die Tyche anzuklagen, oder wie 4, 18 die lacedämonischen Gesandten die Athenienser warnen, doch ja nicht zu glauben, daß das Glück, τὸ τῆς τύχης, immer ihnen zur Seite stehen werde. Aber insoferne ist des Thucydides Ansicht sehr wichtig, als in seiner Geschichtschreibung der Gang der Dinge in der Welt ganz unabhängig von den olympischen Göttern erscheint, die noch bei seinem unmittelbaren Vorgänger als überall wirksam in den menschlichen Dingen gedacht werden. Kaum daß er 2, 64 von der Nothwendigkeit spricht, sich in Dinge zu fügen, welche von Oben kommen (δαιμόνια): man kann unbedenklich annehmen, daß für Thucydides eine göttliche Weltregierung nicht mehr vorhanden gewesen sei, wogegen er von dem Werke des Zufalls wiederholt spricht. In des Thucydides Zeit, wo das ängstliche Festhalten eines Nicias am alten Glauben bereits als Aberglauben betrachtet werden konnte, haben wir ohne Zweifel die Vollendung jener Umwandlung in den öffentlichen religiösen Meinungen zu suchen, wodurch die Tyche eine Macht über die menschlichen Gemüther gewann, welche sich mit der ferneren innern Anerkennung

der alten olympischen Götter nicht vertrug. Der Dienst dieser Götter wurde freilich gerade in derselben Zeit, besonders durch die größten Werke der Kunst, immer prachtvoller und herrlicher, und die Furcht vor Beschädigung durch üblen Willen der Götter, mit dem ganzen Gefolge des Aberglaubens, blieb dieselbe. Aber der Glaube Homers, daß die Gottheit nach ihrem größern Wissen und ihrem Wohlgefallen den Menschen Gutes und Uebles verleihe, gieng unter der wachsenden Meinung von der Macht der *τύχη* unter. Und wenn bei Homer *αἶσα* zugleich die *ἴση*, den jedem Menschen entsprechenden, seinem Wesen adäquaten Theil von Gutem und Schlimmem bezeichnet, so ist nun *τύχη* dasjenige Geschick geworden, welches in keinem Verhältniß mehr zur persönlichen Würdigkeit oder Unwürdigkeit steht. Wie selbst bedeutende Geister durch diesen großen Irrthum der alten Welt dermaßen befangen waren, daß ihnen die Anerkennung einer göttlichen Vorsehung geradezu verloren gieng, mag aus einer Stelle des Aristoteles Magna Mor. 2, 8 entnommen werden, wo er sagt, es könne keine Glückseligkeit gedacht werden, ohne die äußern Güter, worüber die Tyche verfüge; „man könne die Tyche durchaus nicht als eine Art göttlicher Vorsehung betrachten; denn von Gott glaube man, daß er die Macht habe, den Menschen je nach Verdienst Gutes und Schlimmes zuzutheilen. Wenn man aber Gott das zuschreibe, so mache man ihn zu einem schlechten ungerechten Richter, was der Vorstellung von Gott unwürdig sei; die *εὐτυχία* könne nicht der Ausfluß göttlicher Fürsorge und Güte seyn, da sie ja auch den bösen Menschen zu Theil werde."

Diese Meinung nahm allmälig die ganze alte Welt

ein, und entzog dem Glauben vollends allen religiösen Gehalt. Der ältere Plinius, indem er H. N. 2, 7 die Theilung des göttlichen Wesens in viele, verschiedene Gottheiten als etwas Widersinniges verwirft, und seine Unwissenheit über die Frage nach Gott bekennt, hält es jedenfalls für lächerlich, zu glauben, daß das höchste Wesen, wenn es ein solches gebe, sich um uns Menschen bekümmere; „eine so traurige und mannigfaltige Arbeit zum Dienste der Menschen wäre ja eine beständige Verunehrung der göttlichen Natur." „Es habe aber," sagt er, „zwischen dem Widerstreite des alten Glaubens, den Manche festhalten wollten, und dem des neuen, den Andere vom Auslande her angenommen, die Welt sich doch eine einzige, gemeinsame Gottheit geschaffen. Denn auf dem ganzen Erdkreise, an allen Orten, zu allen Stunden, aus aller Munde werde allein Fortuna angerufen: sie allein werde genannt, allein angeschuldigt und bezüchtigt, allein gedacht, allein gelobt, allein gescholten und unter Schmähungen verehrt; als wetterwendisch, von den Meisten auch sogar als blind betrachtet, unstät, launisch, unzuverlässig, wechselnd, eine Gönnerin Derer, die es nicht verdienten. Alles, sagt er, was man empfängt, nimmt man an, als käme es aus ihrer Hand; und aller Verlust kommt allein auf ihre Rechnung."

Noch merkwürdiger ist, was die Göttin Isis (bei Apul. Metam. 11, p. 362 seq.) spricht, welche im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mit der Tyche identificirt wurde. „Ich bin die Mutter Natur, die Herrscherin über alle Grundstoffe, der Urbeginn der Zeit, die oberste unter den Gottheiten, die Königin der Unterwelt, die erste der Himmlischen, die Einheit der Götter und der Göttinnen; die lichten Höhen des Him-

mels, die guten Lüfte auf der See, das leblose Schweigen der Unterwelt regiert mein Wink; meine Gottheit ist die einzige, aber in vielerlei Gestalten, mit mannigfaltigem Kulte, unter Namen verschiedener Art verehrt mich der ganze Erdkreis."

Gleichwie nun der olympische Zeus die göttlichen Naturmächte, die vor ihm die Welt beherrschten, und denen er selbst das Daseyn verdankte, vom Himmelsthrone herab in den Tartarus gestürzt hat, so entkleidet ihn hinwiederum Tyche nach und nach aller Attribute der Gewalt. Der Glaube an eine weise göttliche Weltregierung geht der alten Welt so ganz verloren, daß jeder Einzelne das Bild der Tyche glaubt im Hause haben zu müssen, und daß jeder Verrichtung, endlich jedem Tage eine besondere Tyche zugetheilt wird, damit das Glück an den Einzelnen und an die menschlichen Thätigkeiten und Zustände gefesselt sei. Es bleibt der alten Welt von ihrer Religion der Aberglaube und der Unglaube übrig.

Und zwar trifft dieser verzweifelte Zustand der Geister genau zusammen mit dem Eintritt des Christenthums in die Welt. Gewiß kann zunächst den subjectiven Erfahrungen von der Wahrheit unserer Religion nichts Anderes einen so einleuchtenden Beweis von der Göttlichkeit der Offenbarung geben, als eine Vergleichung des Ganges, den einerseits die Religion des Alten Bundes bis zur Vollendung der Offenbarung durch die Erscheinung des Erlösers in der Welt, und andererseits die Entwicklung des Polytheismus genommen hat. Hier der Grundirrthum durch Theilung des göttlichen Wesens; dort das strenge Anhalten an der Einheit Gottes; im Polytheismus das Vergessen der Heiligkeit Gottes und ebendarum in der Religion kein Element sittlicher Heili-

gung für die Menschen; in der Offenbarung des Alten Bundes die Heiligkeit des einen Gottes das erste unwandelbare Prinzip, und die sittliche Heiligung des Menschen der erste und einzige Zweck; bei den Griechen die Zügel der Weltregierung dem obersten Gott immer mehr aus den Händen genommen; bei'm Volke Israel das göttliche Regiment bis in's Einzelne und Kleine durchwirkend; die Verwirrung der religiösen Vorstellungen auf jener Seite im steten Wachsthum begriffen; auf dieser die Verfinsterungen des Gottesbewußtseyns, die allerdings auch eintraten, jederzeit nur dunkle Durchgänge und Pforten zu hellerer Erleuchtung; und zuletzt, als vom alten Glauben nur die Meinung von der Macht des Zufalls noch übrig war, und in dieser Beschränkung der Vorstellungen auf eine einzige übersinnliche Macht das Verlangen der heidnischen Welt nach einem Gotte sich kundgab, der Aufgang des Lichtes, das von da an allen Menschen aller Zeiten leuchten sollte.

Ich nehme ein zweites Beispiel her von dem, was unsere Religion über den Zweck des Menschenlebens lehrt, und was das Alterthum, nicht die Philosophie, sondern das Volk, davon urtheilt. Hier wäre die Frage eigentlich schnell damit abgethan, daß man sagt, wie es wirklich ist: eine Meinung des Alterthums über den Zweck des Lebens gibt es nicht; wonach man einfach sagen könnte: einem jeden Denkenden muß die Religion als wahre Religion einleuchten, welche dem Menschen denjenigen Zweck des Lebens anweist, der seiner Natur angemessen ist, und seine höchsten und edelsten Kräfte während seines Lebens in Bewegung setzt; und derjenige Glaube muß leer und unstatthaft seyn, welcher von einem Zwecke des Menschenlebens gar nichts weiß. Es wird aber die

Vergleichung dennoch angestellt werden können und so anzustellen seyn, daß wir fragen: was ist für uns und was ist für das Alterthum das höchste Gut? insoferne doch angenommen werden darf, daß Jedem Dasjenige den Zweck des Lebens ausmache, was er als das höchste Gut erkennt. Plato und Andere haben das höchste Gut anderswo gesucht, als das Volk: sie haben den Zweck des Lebens jenseits des Lebens gesetzt. Weder die socratischen Philosophen, noch die alten Weisen, deren Sprüche uns Diogenes Laërtius aufbewahrt hat, geben uns die Meinungen, welche im gesammten Alterthum durchwirken. Auch solche Aufzeichnungen, wie die Herodots über Kleobis und Biton, und was er sonst dem Solon im Gespräche mit Krösus in den Mund legt, Lehren einer in jener Zeit untergehenden Weisheit, stehen vereinzelt da, ohne irgend von dem angewandt werden zu können, welcher sich ein Gesammtbild vom Stande der Geister im Alterthum machen will.

Es ist unbedenklich anzunehmen, daß Odysseus, Od. 9, zu Anfang, die volle Ueberzeugung des Griechen vom höchsten Gute ausspricht, wenn er das Sitzen bei'm reichlichen Mahle und vollen Bechern unter lauter fröhlichen Gesellen und bei'm herzerhebenden Liede des Sängers als den größten Lebensgenuß anpreist. So kommt auch den Achilles Il. 9, 395 seq. wenigstens vorübergehend das Verlangen an, auf den unsterblichen Ruhm, den er mit einem frühen Todesgeschicke erkaufen soll, zu verzichten, und dagegen in der Heimath mit einem freundlichen Weibe das Leben zu genießen, dessen er nach dem Spruche des Schicksals sich lange erfreuen darf, wenn er auf das allerdings höher geachtete Gut, die Unsterblichkeit des Namens, verzichtet. Und da die erste Bedingung

des Genießens das Leben selbst ist, so wünscht er als abgeschiedener Geist in der Unterwelt Od. 11, 488 seq., obgleich er dort Ehre und Ansehen genug bei den übrigen Schatten genießt, nur noch und um jeden Preis des Lebens auf der Oberwelt theilhaftig zu seyn, selbst wenn es in der Gestalt eines Knechts auf dem Gehöfte eines armen Landbauers wäre. Bei Hesiod. O. et D. 225 seq. (Göttl.) gewähren die Götter den Rechtschaffenen zum Lohne ihrer guten Werke Freiheit vom Hunger und von der Bethörung, Freuden des Mahles, Segen des Landes, Fülle der Baumfrüchte und des Honigs, reichliche Schafschur, Glück im Nachwuchs der Familie, ruhigen Genuß des Besitzes; wogegen das Entgegengesetzte von alle dem auf die Seite der Gottlosen fällt, lauter leiblicher Schaden und bittrer Tod.

Als das nächste Mittel für den Lebensgenuß steht der Besitz im ganzen Alterthum oben an, und wird darum oft als das wirkliche Glück genannt. Bei Hesiod und anderen älteren Dichtern und Weisen kann man Sprüche finden, die also lauten: Gewinn ist Freude des Menschen — Geld ist das Lebenselement der armen Sterblichen — Silber ist Blut und Leben der Menschen — Geld ist der Mann — Kein Armer ist ein rechter Mann. Und bei Homer ist der Gewinn an Gold und Erz, Sklavinnen, Rinderheerden, Rossen und kostbaren Gewändern das, was seine gefeiertsten Helden vor Allem suchen. In der schönen Erzählung Il. 6, wo Diomedes und Glaukus auf dem Schlachtfelde zusammentreffen, und, im Begriffe, den tödtlichen Kampf zu beginnen (119. 143. 215.), sich als Gastfreunde von den Vätern her erkennen, einander die Hände reichen, und dann statt der Speerwürfe ihre Waffen mit einander vertau-

schen, sagt Homer, es habe der Vater der Götter dem Glaukus den verständigen Sinn genommen, daß er Gold gegen Erz, einen Werth von hundert Stieren gegen Waffen hergegeben habe, die nur neun Stiere werth gewesen seien. Die Pflichten der Gastfreundschaft wurden im Alterthum, und am allermeisten in den frühesten Zeiten, sehr heilig gehalten. Dennoch sieht man aus diesem Beispiele, daß die kluge Berechnung des Gewinnes und Verlustes als etwas noch Größeres und Wichtigeres betrachtet wurde.

Doch der edle Geist des griechischen wie des römischen Volkes beschränkte sich im Verlangen nach Glückseligkeit nicht auf sinnliche und greifbare Güter. Wie überhaupt bei Menschen, denen ein mit Bewußtseyn erkanntes Lebensprinzip abgeht, jetzt dieses, jetzt ein andres Ding das allerwünschenswertheste seyn kann, so hatte das Alterthum ein zweites höchstes Gut an der Ehre und dem Ruhme, das in demselben Verhältniß, als der Mann höher wie andre denkt, auch über das andre, erste, höchste Gut gesetzt wird. Eine solche Ordnung macht Nestor, wenn er Il. 10, 204 seq. bei der Bedrängniß der Griechen durch Hektor verlangt, daß einer der Fürsten in der folgenden Nacht auf Kundschaft ausgehe; und wenn er dann, um zu dem verwegenen Gange aufzumuntern, dem, der es wagen würde, verheißt, es werde sein Ruhm groß seyn unter dem Himmelsgewölbe, soweit es über die Menschen hinreicht; und eine schöne Begabung werde einem Solchen zu Theile werden, da jeder der Herren im Lager ihm ein Mutterschaf sammt dem Lamm verehren würde; und drittens werde der Mann wegen solchen Verdienstes fortan bei allen Gelagen und Freudenmahlen als Gast erscheinen.

So ist auch Nestors erste und einzige Bitte im Gebet an die Göttin Athene Od. 3, 380 der Ruhm: „sei gnädig, Gebieterin, und verleihe mir edeln Ruhm, mir selbst und meinen Kindern und meiner tugendhaften Gattin. Dann will ich hinwiederum dir eine jungfräuliche Kuh zum Opfer bringen, die noch kein Joch getragen hat, und ihre Hörner will ich vergolden." Und wie bei Aristoteles p. 1123b die Ehre des Namens das größte Gut*) des Menschen ist, so erscheint die Schande als das größte aller Uebel. Hektor (Il. 6, 440 seq.) weiß wohl, daß, wenn er Ilium nicht mehr schützt, ein Tag seyn wird, wo mit seinem Vater Priamus ganz Ilium in den Staub sinkt, und sieht im Geiste, wie seine Gattin Andromache als Sklavin eines der Ueberwinder drüben in Griechenland am Webstuhl einer hochmüthigen Gebieterin sitzen oder Wasser tragen muß. Aber er darf dem Todesgeschicke, das seiner wartet, und dem all' jener Jammer nachfolgen wird, nicht ausweichen und nicht vom Kampfplatze weg sich auf die schützende Mauer zurückziehen; denn er scheut und schämt sich allzusehr vor den Männern und Frauen seiner Stadt. Dieselbe Empfindung äußert er Il. 22, 104 seq. unmittelbar vor dem Kampfe mit Achilles: „jetzt da ich durch meine Thorheit das Volk verderbt habe, schäme ich mich vor den troischen Männern und Frauen, es möchte ein Anderer, ein Schwächerer als ich, sagen: Hektor hat, seiner Kraft vertrauend, das Volk in's Verderben gebracht. Da wäre mir's viel mehr nütze, wenn ich nicht den Achilles tödten kann, durch ihn im Angesichte der Stadt rühmlich zu fallen."

---

*) μέγιστον δὴ τοῦτο (ἡ τιμή) τῶν ἐκτὸς ἀγαθῶν. **Arist. Eth. Nic. 4, 7.**

Phönix erzählt Il. 9, 458 seq., er habe, erbittert gegen seinen Vater, der über ihn den Fluch ausgestoßen, daß er kinderlos sterben solle, denselben zu ermorden im Sinne gehabt; aber eine Gottheit habe in ihm den Gedanken an die Nachrede des Volks und den lauten Tadel der Menschen erweckt, der ihn zeitlebens verfolgen würde, wenn er unter den Leuten der Vatermörder hieße. So ist denn die Schande oder die üble Meinung der Welt nach den Vorstellungen des Alterthums mehr zu fürchten, als der Tod; und die Versündigung selbst schreckt den Menschen nicht von der Frevelthat ab, wohl aber die Schande, die er damit auf sich laden wird.

Dieser Glaube des Alterthums, daß die Ehre des Namens das höchste Gut sei, gibt sich auch in dem Verlangen nach bleibendem Andenken bei der Nachwelt zu erkennen. Der Grieche wie der Römer weiß von keiner persönlichen Unsterblichkeit — denn jene Mythen von Elysium und Tartarus und von den Richtern in der Unterwelt sind auch nach der Meinung des Alterthums selbst eben nur Mythen und haben niemals ein sittliches Moment gehabt, oder ein sittliches Motiv enthalten — er weiß nur von der Unsterblichkeit des Namens. Unser vaterländischer Dichter, der eine wunderbare natürliche Anlage hatte, den Griechen nachzuempfinden, drückt das vollständig aus:

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Es ist ein dem Griechen wie dem Römer seiner Nationalität nach ganz fremder Gedanke, darum tugendhaft leben zu wollen, damit er eine reine Seele in die Ewig-

keit hinüberbringe, und in einem künftigen Leben für das Gute belohnt werde, was er in diesem gethan habe. Aber das Fortleben im Andenken der Menschen hat für ihn ein nach seiner Weise sittliches Moment. Menelaus weiß, daß sein Bruder Agamemnon nach der Heimkehr von Troja in Mycenä ermordet worden ist. Aber damit der Bruder in unvergänglichem Ruhme fortlebe, hat er ihm Od. 4, 581 seq. am ägyptischen Gestade ein Grabmal errichtet. Wie der Dulder Odysseus 5, 300 seq. auf seinem Floße von den empörten Wogen und dem Sturmwirbel aller losgelassenen Winde umhergeworfen, an seiner Rettung verzweifelt, wünscht er noch vor Troja durch die Speerwürfe der Feinde niedergestreckt worden zu seyn. Da wäre ihm feierliche Bestattung zu Theile geworden, und sein Name hätte unter dem Volke fortgelebt, während ihm so vollständige Vernichtung vor den Augen steht. Ein Solcher, von dem selbst der Name nicht übrig bleibt, ist nach homerischen Vorstellungen von den Harpyien entrafft worden. Od. 1, 241.

Diese Meinung, daß es nur der ehrenreiche Name sei, was auch von dem besten der Sterblichen übrig bleibe, geht mit der gesammten Bildung, wodurch, wie Horaz sagt, das überwundene Griechenland seine noch rohen Sieger überwand, nach Italien hinüber: die römische Staatsreligion erkennt ohnedieß keine persönliche Unsterblichkeit an, wo sie nicht dem Einzelnen durch Senatsbeschluß zugetheilt wird. Und über diese Unsterblichkeit spottet Seneca in dem ludus de morte Claudii, und der Kaiser Vespasian, der im Augenblicke des Sterbens sagt: ut puto Deus fio. Wir finden bei Cicero 9 Phil. 2, daß es alte römische Sitte war, den römischen Gesandten, die in diesem ihrem Berufe gewaltsam um-

gekommen waren, auf dem öffentlichen Platze Bildsäulen zu setzen, durch welche nach Horaz Oden 4, 8 Athem und Leben wiederkam den edeln Helden nach ihrem Tode. Und so begehrt Cicero in derselben Rede im Senat für Servius Sulpicius, welcher mit der Gewißheit, nicht wiederzukehren, als tödtlich erkrankter Mann sich einer Gesandtschaft an M. Antonius vor Mutina unterzogen hatte, und auf derselben Reise gestorben war, ebenfalls eine Bildsäule, indem er ebendaselbst 5 sagt: reddite P. C. ei vitam, cui ademistis. Vita enim mortuorum in memoria est posita vivorum. Perficite, ut is, quem vos inscii ad mortem misistis, immortalitatem habeat a vobis. Und Horaz, indem er für den Dichter das Recht anspricht, den Sterblichen Unsterblichkeit zu geben, sagt Od. 4, 9: Vixere fortes ante Agamemnona multi, sed omnes illacrimabiles urgentur ignotique longa nocte, carent quia vate sacro, und meint ebendas. 8, daß es vor allen Andern der große Dichter Ennius sei, dem Scipio Afrikanus sein Fortleben in Rom verdanke.

Wollen wir nun das, was unsre Religion von dem Zwecke des Lebens und von dem Verhältnisse des gegenwärtigen zum künftigen Daseyn lehrt, durch eine einleuchtende Vergleichung klar machen, so bietet kein Stoff so viele und so passende Punkte zur Vergleichung im Ganzen und im Einzelnen dar, wie eben die Meinung des Alterthums von den höchsten Gütern und von der Unsterblichkeit. Man kann wohl sagen, es gebe kein Kapitel in der geoffenbarten Religion, dem nicht ein entsprechender Komplex von Meinungen des Alterthums in der Weise gegenübergestellt werden könnte, daß in diesen das Verlangen der Menschennatur nach göttlicher Erleuchtung, und in den entsprechenden Lehren der Offen-

barung die Erfüllung dieses Verlangens für jedes die Wahrheit suchende Gemüth klar gemacht werden könnte.

Ich will von dem reichen Vorrathe, der hier vorliegt, nur noch ein einziges Beispiel, die Meinung des Alterthums von der Tugend aufführen. Unsre deutschen Vorfahren haben wohl auch von der Tugend eines Krautes, einer Wurzel, eines Steines gesprochen, etwa so, daß die Tugend des Amethysts die sei, den Mann, welcher diesen Stein am Finger trägt, auch bei reichlichem Weingenusse nicht trunken werden zu lassen. So ist die menschliche Tugend nach der Meinung der Alten nur natürliche Kraft, und zwar ἀλκή und βουλή, Stärke und Verstand. Die ἀλκή ist Stärke des Leibes und der Seele und heißt oft ausnahmsweise Tugend; und dieser Theil geht wieder auseinander (Il. 18, 358) in Stärke des Armes und in Behendigkeit im Laufe, weshalb auch ein ehrendes Beiwort für Helden und Heldinnen davon hergenommen wird. Der Verstand wird auch bald als Wohlredenheit, bald als Geschick in Kunstgriffen, τέχναι, und in trüglicher Rede, παντοῖοι δόλοι, bezeichnet. Die Unvollkommenheit menschlicher Tugend wird dabei insoferne anerkannt, als keinem auch der größten Helden, ja keinem Gotte, außer dem Höchsten, beide Theile der Tugend in vollendetem Maße zugeschrieben werden, wie auch Homer in der Person Achills die Stärke, in Odysseus die Klugheit verherrlicht, und ersterem Il. 18, 105 die Worte in den Mund legt, er liege während seines Grollens mit Agamemnon, dessenwegen er am Kampfe keinen Theil mehr genommen, wie der Niemand da im Schiffslager als eine unnütze Last der Erde; denn im Rathe der Fürsten seyen andere tüchtiger als er; weshalb auch Odysseus Il. 19, 215 seq. unbedenklich zu ihm sagen

kann: Du bist ein Besserer als ich, und um ein gut Theil stärker in den Waffen, aber ich sollte doch im Verstande Dir's weit zuvorthun, weil ich älter bin und mehr erfahren habe. Und Polydamas sagt zu Hektor Il. 13, 726 seq.: „weil Gott dir große Thatkraft im Kampfe verliehen hat, darum meinst du auch im Rathe mehr zu verstehen, als Andre: dem Einen hat Gott verliehen, Thaten im Kriege zu thun, dem Andern legt Gott Verstand in den Sinn." Dagegen wird Agamemnon als Kriegsfürst, wenn er gleich in der Stärke nicht dem Achilles, noch in der Klugheit dem Nestor, Odysseus oder Diomedes gleich steht, so gezeichnet, wie wenn eine glückliche Mischung beider Theile der Tugend seinen Beruf, unter den Fürsten ein Fürst zu seyn, begründet hätte. Wo beide Theile der Tugend mit einander verglichen werden, da steht die Stärke obenan, wiewohl es nicht an Stellen bei Homer fehlt, wo nach Umständen die Klugheit als das Höchste bezeichnet wird. Dieselben Ansichten, wie von der Tugend des Mannes, finden wir von der Tugend des Weibes: sie ist großer Wuchs, Schönheit, Verstand, Geschicklichkeit. In Folge dieser Meinung von der Tugend kann diese auch solchen Menschen zugeschrieben werden, welche, wie Penelope's Freier, in ihrem ganzen Thun als tadelnswerth dargestellt sind. Antinous und Eurymachus erscheinen als die gewaltthätigsten und frechsten unter den Freiern; dennoch heißen sie Od. 21, 187 weitaus die ersten in Tugend. So arg es Antinous treibt, so heißt er doch 17, 381 ein edler und Eurymachus 15, 519 bei weitem der tüchtigste Mann.

Es liegt in der Natur der Sache, daß einer solchen Tugend menschliche Affekte und Leidenschaften nicht hinderlich, ja daß Dinge, die nach christlichem Begriffe ge-

radezu unsittlich sind, sogar Theile und Erweisungen der Tugend seyn können. Jedes Verlangen findet seine Berechtigung darin, daß es ein natürliches ist. Was Götter und Menschen Andern Uebles wünschen, und anthun, wird schon darum als berechtigt anerkannt, weil sie den Andern zürnen, ohne daß gefragt wird, ob mit Recht? Wie Zeus der Hera vorwirft, daß sie eine List angewandt habe, um Achills Zorn von den Griechen weg gegen die Trojaner zu kehren, sagt die Göttin Il. 18, 361 seq.: „rüstet sich doch oft auch ein sterblicher Mann, der nicht so gescheut ist, einem Andern etwas anzuthun: und ich, die tugendreichste unter den Göttinen, durch Geburt und durch die Ehe mit dir, dem Herrscher der Götter, sollte nicht Böses bereiten den Troern, welchen ich zürne?" Ihr Zorn aber gegen Troja ist so stark, daß sie Il. 4, 40 seq. ihrem Gemahl drei ihrer liebsten Städte preisgeben will, nur damit er ihr Troja zum Verderben überlasse. Der Meergott verfolgt den Odysseus mit unversöhnlichem Zorne; und weil er doch demselben die Heimkehr nach den unsäglichen Leiden, die er über ihn gebracht hat, nicht entziehen kann, so gewährt dem Meergott sein Bruder Zeus diejenigen zu verderben, welche den Odysseus reich beschenkt an das Ufer von Ithaka bringen. Das Schiff der Phäaken, die noch dazu vom Meergotte selbst herstammen, wird auf der Rückkehr mit allen, die darauf sind, in einen Felsblock verwandelt, und ein hohes Gebirge um die Stadt herumgezogen, so daß sie vom Meere getrennt wird. Und wie der Zorn als berechtigtes Motiv des Handelns erscheint, so ist's dem Menschen der alten Welt natürlich, der Geschlechtslust, dem Hasse, der Eifersucht, selbst nach Umständen der Furcht, besonders aber dem Verlangen nach Ehre und Besitz ohne Bedenken zu folgen.

Diese Meinung von der Tugend hat im Laufe der Zeiten allerdings sich einigermaßen, niemals aber ganz verändert, bevor das Christenthum durchdrang. Man begann auch einen sittlichen Zustand mit dem Namen der Tugend zu bezeichnen, und die physische Stärke wurde bei fortschreitender Bildung nicht mehr Tugend genannt. Aber auch da, wo die Tugend als ein durchaus geistiges Vermögen des Menschen betrachtet wird, ist sie nichts Andres, als eine im Menschen durch seine eigene Natur erwachsene und gemehrte Kraft; es gehört zu dieser Tugend kein Entschluß, keine Ueberwindung der eigenen Neigungen, keine Hilfe des göttlichen Geistes, sondern sie ist da durch die Geburt und wächst durch den eigenen innern Drang, und der Stolz ist eines ihrer Elemente. Mag Horatius in jenen merkwürdigen gnomischen Oden des dritten Buches, wodurch er die römische virtus anpreist, auch solche einzelne Tugenden anempfehlen, welche einzelnen christlichen Tugenden entsprechen, wie die Beschränkung der Wünsche in Ansehung des Lebensgenusses, des Besitzes und des Ranges, die Unterordnung des Einzelnen unter die Zwecke des Ganzen, die Beharrlichkeit in dem, was man als das Rechte erkannt hat, die Heilighaltung der Ehe — seine virtus im Ganzen ist doch nur ein Baum, der auf dem Boden der natürlichen Affekte steht; und wenn er Ideale dieser virtus aufsucht, so sind es wieder nur solche, die im Verlangen nach eigener Erhebung ein bedeutendes Maß von Kraft dargelegt haben, so daß er sogar den Augustus als einen in der virtus großen Mann nennt, während es geradezu unmöglich war, daß der philosophisch gebildete Dichter in August einen tugendhaften Mann bewunderte.

Es gibt gar nichts, woran man das innerste Wesen

der christlichen Tugend durch Vergleichung so ganz deutlich machen könnte, wie die Tugend der Alten, wenn man die Principien beider aus der heiligen Schrift einerseits und den alten Autoren andererseits hervorhebt. Und so ist's mit dem Uebrigen. Die Unchristlichkeit des heidnischen Alterthums taugt besser dazu, die christliche Wahrheit einleuchtend zu machen, als die Behandlung christlicher Autoren selbst. Denn es ist ein großer Irrthum, zu glauben, es würde die christliche Wahrheit der Jugend mehr zu Herzen gehen, wenn Laktantius und Cyprianus statt Ciceros, Juvencus statt Virgils, Eusebius statt Xenophons und Herodots, Chrysostomus statt der alten Redner, die dem Lesen griechischer und römischer Schriftsteller gewidmeten Stunden ausfüllte. Wer das meint, der kennt die kirchlichen Schriftsteller selbst nicht, oder weiß nicht, in welcher Weise der jugendliche Geist angeregt werden muß. Eine solche Umwandlung des der Jugend gebotenen Stoffes würde ohne Zweifel dieselbe Wirkung hervorbringen, welche durch die Erziehungsweise mancher trefflich gesinnten christlichen Eltern schon hervorgebracht worden ist, daß die Uebersättigung mit religiösem Stoffe bei den Kindern nicht nur Gleichgültigkeit, sondern Widerwillen und Bitterkeit gegen alles Religiöse erzeugte. Hoffen wir vielmehr, daß die philologischen Studien auf's Neue bei uns aufblühen, und daß sie, wie zur Zeit der Reformation, so auch jetzt und künftig die religiöse Bildung fördern werden.

II.

Briefe des ältern an den jüngern Schulmann.

1.

Das Herkommen und die Methode.

1855.

Du schreibst, so habe es der verdiente Lehrer deiner Jugend gehalten, und, was bei uns allerdings ein Beweis von Geschicklichkeit und von rühmlicher Thätigkeit in der lateinischen Schule ist, vielen seiner Schüler die Aufnahme in's niedere Seminar zuwege gebracht. Ich lobe deine Pietät, und finde es natürlich, daß im Ganzen Jeder so unterrichtet, wie er unterrichtet worden ist, besonders wenn er an sich und Andern einen guten Erfolg des empfangenen Unterrichts wahrnimmt. Aber dennoch wirst du fehlgehen, wenn du nicht die Augen aufthust, um an deinem Muster genau zu unterscheiden, was nachahmenswerth, und was für dich und deine gegenwärtige Aufgabe nicht anwendbar ist. Das Herkommen in unsrer lateinischen Schule hat eine höchst achtungswerthe Seite: ich meine den von deren Lehrern fast durchgängig geübten großen und aufopfernden Fleiß.

Es heißt wirklich etwas, sich vom Morgen bis zum Abend in der beständigen Spannung erhalten, welche der Unterricht in der lateinischen Schule, und zwar bei zwei, drei und mehr Abtheilungen der im gleichen Lehrzimmer vereinigten Schüler und in so verschiedenen Lehrfächern erfordert, dazu die Stunden, welche von Andern der Erholung gewidmet werden, auch noch dem Unterricht oder der Beaufsichtigung der in's Haus aufgenommenen Zöglinge zuwenden, und dabei jahraus jahrein in Sorgen der Nahrung leben, und bei einer Arbeit, deren Mißverhältniß zu der Besoldung kaum größer seyn könnte, frisch und aufrecht bleiben. Nun, dieser unermüdete Fleiß der Lehrer ist ein wahres Kleinod unsrer lateinischen Schulen, und du darfst dich freuen, einen lebhaften Eindruck desselben aus deinen Schuljahren bewahrt zu haben. Aber ich muß mich oft im Stillen verwundern, welche Macht das Herkommen auch auf andrer Seite ausübt, und nicht nur bei Solchen, die ihre Natur mehr zum Nach- als zum Vorangehen bestimmt, sondern auch bei wohl unterrichteten und in ihrer Art selbstständigen Männern, so daß das Herkömmliche ihnen gleich von vorne herein das Richtige ist, und ein Zweifel daran ihnen fast als ein Unrecht erscheint. Ich meine hier zunächst den Unterricht in der lateinischen Sprache, der allerdings als unser bedeutendstes Lehrfach auch für die Methode in andern Fächern maßgebend ist, und behaupte, daß das, was als durchschnittliches Herkommen unsrer gegenwärtigen lateinischen Schulen in diesem Stücke angenommen werden kann, nicht verdiene erhalten zu werden.

Lasse uns in medias res gehen und der Exposition in der lateinischen Schule zu — eine halbe Stunde zu-

hören. Der eben aufgerufene Schüler hat S. 247 der lateinischen Chrestomathie, Ausgabe von 1840, zu übersetzen. Er liest mit einer Eilfertigkeit, welche jedes Nachdenken während des Lesens unmöglich macht, und ein beständiges Stottern und Berichtigen des falschen Lesens veranlaßt: **Eodem tempore Attalus rex, aeger ab Thebis Pergamum advectus, moritur altero et septuagesimo anno, cum quatuor et quadraginta annos regnasset. Huic viro praeter divitias nihil ad spem regni fortuna dederat.** Und warum liest denn der Schüler mit dieser sich selbst immer überstürzenden Eile? Ich habe nicht nur einmal und nicht blos vorübergehend Schüler aus lateinischen Schulen unter der Hand gehabt, die trotz wiederholter Abmahnung immer in dieser Weise lasen, und manche ließen sich's Monate und Jahre lang nicht abgewöhnen. Wenn ich ihnen vorstellte, daß sie ja bei solchem Lesen sich über das, was sie lasen, während des Lesens gar nicht besinnen könnten, und wenn ich sie fragte, was denn der Grund dieses Eilens und Jagens sei, wobei man nicht einmal lesen lerne, so gaben sie die konstante Antwort, sie seien in ihrer Schule immer angehalten worden, so schnell wie möglich zu lesen: ich fand, daß das Herkommen mächtiger war, als das Bedürfniß, im Lesen den Sinn des Gelesenen zu erfassen. Jetzt, nachdem die Stelle in solcher Weise gelesen worden, fängt der Schüler ebenfalls so schnell wie möglich zu übersetzen an: „Zu derselben Zeit æ, zu derselben Zeit æ stirbt, æ starb der König Attalus æ æ, nachdem er æ krank von Thebä nach Pergamus, nach Pergamum æ geführt worden war, im zweiundsiebzigsten Jahre, æ, nachdem er vierundvierzig Jahre regiert hatte. Diesem Manne æ hatte außer den Reichthümern nichts æ, nichts æ, hatte das Glück außer

den Reichthümern nichts æ zu der Hoffnung des Reiches, zu der Hoffnung auf das Reich gegeben.“ Die vielen æ kommen dadurch hinein, daß der Schüler durch eine gewisse Aengstlichkeit genöthigt ist, immer fortzusprechen, und daß er, wo er im Augenblicke sich auf's Weitere besinnen muß, die Zeit mit dem unartikulirten Laute ausfüllt, wie das oft auch von Erwachsenen, auch von Lehrern geschieht, welche ohne genügende Sammlung oder mit getheiltem Sinne sprechen. Auch gegen diese Verunzierung der Sprache mußte ich bei denselben Schülern, welche so eilfertig und stotternd lasen, erst längere Zeit ankämpfen, bis ich die neue Interjektion abthun konnte. Aber das ist nicht die einzige Unterbrechung zwischen der Uebersetzung unsers Schülers: es kommen noch Ausrufungen und Fragen und Berichtigungen von Seiten des Lehrers dazwischen, die ich nicht mit aufführe. Jetzt aber, nach der Uebersetzung, kommen noch allerlei Fragen: Warum eodem tempore ohne Präposition? Warum ab Thebis und nicht Thebis allein? Warum Pergamum und nicht in Pergamum? advectus woher? moritur — a verbo? wie ist's mit orior, mit experior? Warum altero et septuagesimo, das et? Der Schüler antwortet, wie er gelesen hat: Zeitbestimmungen auf die Frage wann? stehen im Ablativ ohne die Präposition in. — Was heißt aber: bei Nacht? was heißt: drei Jahre vorher? drei Jahre nachher? wie ist's mit abhinc?

Ich will dich nicht mit der Ausmalung des Bildes ermüden, das dir ohne Zweifel noch vollkommen gegenwärtig ist: es genügen die wenigen Pinselstriche, um dir zu zeigen, was ich für unrichtig in unserem herkömmlichen Lateinlehren ansehe. Vom Lesen habe ich schon gesprochen: es ist unrichtig und unnatürlich, daß der

Schüler zu übersetzen anfängt, ohne daß er das Ganze, was er übersetzen soll, in Gedanken hat übersehen können. Denn das weißt du so gut wie ich, daß keine Vorbereitung zu Hause so genau ist, daß das überflüssig würde. Sodann das arge Deutsch, welches immer noch bleibt, wenn der Lehrer Einzelnes, wie die Uebersetzung von ad berichtigt. Er wird ohne Zweifel, wenn er mit den Fragen — die gewöhnlich immer nur an den einen Schüler ergehen — an praeter divitias gelangt, nicht blos fragen, was praeter regiere, sondern auch sich die pluralia tantum aufzählen lassen, nichts desto weniger aber an der Uebersetzung Reichthümer keinen Anstoß nehmen, und fortuna als Glück, regnum als Reich ebenfalls gelten lassen. Die Fragen, welche der in solcher Weise gemachten Uebersetzung nachfolgen, erscheinen der Ausführlichkeit und der Sorgfalt nach, die der Lehrer auf dieselben verwendet, in Vergleich mit der Art, wie er das Lesen und Uebersetzen behandelt, als das Eigentliche und Wichtige, so daß das Lateinische so zu sagen den Text, und das, was gefragt wird, die Abhandlung des Lehrers vorstellt.

Wenn du es nun auch so machst, wie ich kaum bezweifle, so möchte ich dich fragen: Warum muß es denn so seyn? Denn eine solche Gewalt wirst du doch dem Herkommen nicht über dich einräumen, daß du dir nicht selbst mehr als einmal die Frage vorlegtest, ob deine Methode dem Zwecke des Unterrichts auch wirklich entspreche. Wolltest du mir aber antworten, so müsse es seyn, damit der Knabe Latein lerne, so muß ich mich dagegen zu der Ansicht bekennen, daß, wer bei solcher Behandlung des Unterrichts Latein lernt, dieses nicht durch diesen Unterricht, sondern trotz dieses Unterrichts lerne.

Wenn die grammatikalischen, der Uebersetzung folgenden Fragen und Mittheilungen des Lehrers die Hauptsache sind, so muß die Exposition nur als Mittel für die Composition betrachtet und behandelt werden: und fast überall, wo ich die Sache zu beobachten Gelegenheit hatte, ist mir diese Ansicht faktisch entgegengekommen. Wenn wir unser Latein und unser Griechisch gegen die ungerechte Welt zu rechtfertigen suchen, pflegen wir stets unser Hauptargument von der bildenden Kraft der alten Literatur herzunehmen, oder mit andern Worten zu sagen: je mehr unsre Schüler in den Geist der Lateiner und der Griechen eindringen, desto mehr bildet sich daran ihr eigener Geist. Unsre Apologieen lauten so, wie wenn wir unsre vornehmste Sorgfalt auf die Einführung unsrer Schüler in das Verständniß der Klassiker verwendeten; in der Wirklichkeit aber, in der Praxis, behandeln wir, nämlich diejenigen unter uns, welche es in obiger Weise treiben, den Klassiker als die Nebensache, und was als Hauptsache? Wir behandeln die lateinischen Autoren vorzugsweise als grammatikalisches, theilweise auch als lexikalisches cornu copiae.

Ich will nicht leugnen, daß es eine Zeit gegeben habe, wo diese Behandlung der Exposition die richtige und sachgemäße war, behaupte aber, daß dieselbe längst aufgehört habe, die richtige und sachgemäße zu seyn. Sie war es, als das Erlernen der gelehrten Sprache als Zweck an sich erschien; sie ist es nicht mehr, seitdem in dem Verkehr mit den alten Sprachen unser vornehmstes Mittel der Geistesbildung erkannt wird. Ganz folgerecht werden nach Herzog Christophs Ordnung aus Camerarii Fabulae und Castalionis Dialogi, die man in der dritten Klasse mit den Schülern zu lesen hat, „schöne Phrases

diktirt, damit die Knaben dieselbigen in loquendo et scribendo könnten nutz machen;" und daß nachher Terenz auswendig gelernt werden soll, ist ebenfalls ganz konsequent; und, beiläufig gesagt, ist diese Methode da, wo die Exposition nur der Composition dienen soll, viel gescheidter, als die unsrige; denn sie ist dazu gemacht, das Ohr für's Lateinische zu bilden, was bei'm Einhalten des oben geschilderten Herkommens nimmermehr geschieht. Ich habe von dir nicht eine Einwendung der Art zu fürchten, daß du etwa fragtest, ob denn die lateinischen Compositionen aufzugeben oder zu beschränken seien? Solche Einwendungen werden nur von denjenigen erhoben, welche eine ihnen unbequeme Frage durch Confusion des Standpunkts beseitigen wollen. Aber vielleicht meinst du, wenn einmal componirt werden solle, so könne man solch eine Verwendung der Exposition zum Dienste der Composition nicht entbehren. Dieß muß ich entschieden in Abrede stellen, aber, ehe ich das ausführe, von dem Verhältniß dieser beiden Hauptfunktionen in unsrem lateinischen Unterricht etwas sagen.

Bedenke doch ja, zu welchem Ende wir Latein und Griechisch lehren! Wir behaupten, unsre Schüler zum Zwecke ihrer Geistesbildung in die Welt der Alten einzuführen, wozu meinetwegen die Bröder, Zumpte, Kühner die Pförtner vorstellen sollen: dürfen wir da unsern Nepos und Cäsar zu Pförtnern in den Wohnungen der Bröder u. dgl. machen? Wenn vom Vorrang der Exposition oder der Composition die Rede ist, so zweifle nicht, daß, für deine älteren Schüler wenigstens, jene das Wichtigste sei, so daß diese sich zu derselben wie das Mittel zum Zweck verhalten muß, wenn du naturgemäß unterrichten willst. Ueber das W i e der Exposition will

ich nachher noch reden: für jetzt fasse nur das Daß fest in's Auge: die Exposition muß dir die Hauptsache seyn, freilich nur als Mittel für einen höheren Zweck; aber in der Skala der Mittel erscheint die nächst obere Sprosse bei der Praxis nicht blos des Schulmanns gar oft als Zweck gegenüber dem, was auf der nächst untern Sprosse steht: die Composition muß sich zur Exposition wie das Mittel zum Zwecke verhalten. Nimm dazu, daß du, wenn du auch mit deinem Unterricht irgend ein gedachtes oder vorgeschriebenes Ziel erreichst, doch deinen gesammten Unterricht betrachten und behandeln mußt als einen Theil, einen Anfang in der Lösung der Aufgabe, die dem Gymnasium als dessen Beruf und Leistung vorliegt. Auch hier wird es gut seyn, wenn du die gründliche Verschiedenheit unserer Zeit von derjenigen in's Auge fassest, aus der sich unser Herkommen auf uns vererbt hat, wobei nichts leerer und unfruchtbarer seyn könnte, als wenn wir uns in Klagen über die einmal so gewordene Umwandlung ergehen wollten. Während das Gymnasium vormals die Einführung in das philologische Können und Wissen zur Aufgabe hatte, welches auf der Universität weiter gefördert wurde, und einen Rang einnahm, wie etwa heute noch auf den beiden alten englischen Universitäten, hat jetzt das Gymnasium die Aufgabe, das philologische Können und Wissen für diejenigen abzuschließen, welche auf die Universitäten zu den gewöhnlichen Brodstudien übergehen; oder anders gefaßt: das Gymnasium, also ihrestheils die lateinische Schule, übernimmt und trägt die Verpflichtung, durch die klassischen Studien die Geistesbildung der Jugend in der Weise zu fördern, daß diese bei'm Abgang qualificirt ist, die wissenschaftlichen Vorträge auf der Universität mit Nutzen

zu hören. Denn wenn der eine und der andre Studirende, der sich nicht auf's Lehramt vorbereitet, auf der Universität noch philologische Kollegien mitnimmt, so ist das bei uns und anderswo Sache seltener individueller Liebhaberei, oder vielleicht Folge einer Vorschrift, womit man einen vergeblichen Versuch macht, das Frühere noch kärglich festzuhalten. Das Gymnasium muß an der Jugend das vollenden, was dieser die Philologie leisten soll. Wenn wir nun, auch in der lateinischen Schule, unsern Plan so weitschichtig anlegen, daß auch die Universität noch in demselben figurirt, werden wir da nicht die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben?

Wie Weniges von den Klassikern bringen wir aber zu Stande, und wie schrumpft dieses Wenige unter den Händen des Lehrers noch zusammen, der die Exposition so, wie oben gezeigt worden ist, behandelt! Denn das weißt du ja selbst von deinem Lauf durch's niedere Seminar her, daß es über der lateinischen Schule noch Lehrer genug gegeben hat, die nicht nur das Lateinische, sondern auch das Griechische, auch das Neue Testament, auch wissenschaftliche Fächer, um kein Haar anders behandelten, als die livianische Stelle aus der Chrestomathie oben behandelt worden ist; Lehrer, welche in vier Jahren ein einziges von den vier Evangelien durchbrachten, und sonst nichts vom Neuen Testament, weil sie dabei so verfuhren, als ob der Schüler nicht zunächst bestimmt wäre, das zu verstehen und einzusehen, was im Neuen Testament enthalten ist, sondern das, was sie dazu bemerkten, nicht den Text, sondern die Noten. Nun, solchen Lehrern, die allerdings jetzt minder häufig sind als früher, haben wir's zu verdanken, daß ganze Generationen von Seminaristen bei'm Uebertritt auf die Universität die

Beschäftigung mit den Klassikern als eine widrige Bürde von sich geworfen haben; daß überhaupt ein Anflug klassischer Bildung eine Seltenheit unter unsern Geistlichen ist; daß eine Nachwirkung der Beschäftigung mit der Philologie selten in einer Predigt und nicht in der Fassung der Gesetze und Verordnungen zum Vorschein kommt, die von unsern Juristen gemacht werden. Glaube mir's doch ja: wenn der Schüler von meinem Livius, Homer, Herodot nicht ungerne Abschied nimmt, nicht noch mehr vom Autor zu lesen wünscht, so ist es nur meine Schuld, soferne der Schüler eine gute Natur ist. Denn zwischen der Jugend und dem klassischen Alterthum besteht eine Korrelation wie zwischen Luft und Lunge, Sonnenschein und Pflanzenwelt; und wer genau hinsieht, kann das von der positiven, wie von der negativen Seite deutlich erkennen.

Kehren wir aber zur lateinischen Schule zurück, betrachten wir die nächsten Wirkungen des herkömmlichen Betreibens der Exposition! Je genauer du dasselbe einhältst, desto weniger lernt dein Schüler lesen, ja desto weniger nur sprechen, sondern er lernt stottern und schnattern. Sodann pflegen wir ja auch das zur Vertheidigung unsers Lateins anzuführen, daß unsre Schüler den Gebrauch ihrer Muttersprache, wenigstens im Schreiben, besser daran lernen, als wenn man sie mit der Muttersprache allein, oder mit einer neuen beschäftige. Und das ist ganz wahr und erfahrungsmäßig, daß z. B. Gemeinderäthe, die vor Jahrzehenten auch eine geringe lateinische Schule besucht haben, in den Kommunalangelegenheiten anstelliger und urtheilsfähiger erfunden werden, als andere. Schon die lateinische Formenlehre wirkt mittelbar auf die Fähigkeit der Unterscheidung in der

Sprache, und der ganze Stoff ist von der Art, daß der Verstand eines aufmerkenden Schülers bei jeder Behandlungsweise im Verkehr mit demselben gewinnen muß. Dennoch aber muß ich behaupten, daß der in solcher Weise geführte Schüler auch nicht deutsch an seinem Latein lerne: er lernt dessen mehr, relativ, als am Französischen, aber er lernt nicht so viel und lernt's minder gut, als er sollte und könnte. Der Lehrer treibt ihn vorwärts, damit man an das Fragen komme; eine Uebersetzung muß freilich gemacht, und, weil eine oder mehrere Prüfungen zu erwarten sind, nicht blos wiederholt, sondern zu solcher Fertigkeit gebracht werden, daß der Schüler die exponirten Stücke fast auswendig deutsch hersagen kann. Aber welches Deutsch bringen die Schüler mit, in deren Manier und Sprache das Herkommen, von dem ich rede, sozusagen verkörpert erscheint, wenn sie zur Prüfung sich einfinden! Ueberdem aber lernen die Schüler auch nicht Lateinisch in solcher Weise, sondern ein zufälliges Aggregat von Regeln, die, mit dem Verstande aufgefaßt, der Geistesentwicklung an sich recht förderlich seyn können, als Gedächtnißwerk aber jedenfalls geringe Frucht tragen.

Ich bitte dich um deiner Schüler und um des Erfolges willen, den ich dir von ganzem Herzen wünsche: behalte jenes edle Herkommen, von dem ich anfangs geredet habe, und wirf das ganze Herkommen des Exponirens aus dem Latein, sammt Allem, was diesem analog ist, hinter dich! Du sollst nicht eine Minute weniger, als bisher, komponiren, sollst diesem Theile des Unterrichts gleiche Sorgfalt, und, da die Altersstufe deiner Schüler es so mit sich bringt, eben so viele Zeit widmen, wie dem Exponiren; aber sollst im Auge behalten, welche

dieser Funktionen die Stellung eines Mittels, und welche die des Zweckes einnimmt. Die Exposition muß dir die Hauptsache bleiben. Aber fürchte nicht, daß die Komposition darunter leide; hoffe vielmehr mit Zuversicht, daß sie nur gewinnen könne, wenn du den Zweck, welcher dem Exponiren zunächst vorliegt, festen Blickes und mit Anwendung der rechten Mittel verfolgest.

Vor allen Dingen gehe an eine so wichtige Aufgabe niemals selbst unvorbereitet. Auch wenn du die Partie deines Autors, die heute vorkommen soll, so gut als auswendig weißt, bedarfst du der Vorbereitung. Hast du auch deiner Meinung nach deren Uebersetzung längst fertig und im Kopfe, so sei versichert, daß in dieser deiner Uebersetzung immer noch Vieles der Berichtigung bedürfe, daß mancher Ausdruck, manche Wendung deutscher seyn sollte, als sie's bis dahin waren. Und wenn dem auch nicht so wäre, so bedürftest du doch eigener Vorbereitung auf die Behandlungsweise. Ein großer Theil unsrer Wirksamkeit im Unterrichte liegt darin, daß wir gemeinsam, nicht nur der Zeit, sondern der Thätigkeit nach, mit unsern Schülern arbeiten; nicht blos und nicht einmal vornehmlich wegen der Achtung unsrer Schüler, wiewohl diese wesentlich davon abhängt, sondern damit unser Geist durch solches gemeinsame Arbeiten in die richtige Verfassung hinsichtlich der Behandlung sowohl der Sachen als der Personen komme. Denn das hast du wohl selbst schon erfahren: vom Billard, vom Kegeln, vom Bier, vom Wein, vom Stadtgespräch, vom Zeitungslesen her, wo dergleichen der Lehrstunde unmittelbar vorangeht, ist man weder so gefaßt, noch so geduldig, als wir's in jeder Lehrstunde seyn sollten; und was uns in die rechte Verfassung setzt, ist (neben religiöser Sammlung, deren der

Lehrer vorzugsweise bedarf) ganz besonders das Nachdenken über den Stoff oder die Stoffe, die wir in unsern Lehrstunden zunächst vornehmen werden. Beobachte immerhin dich selbst, deine Freudigkeit und deine Verdrossenheit, deine Lebendigkeit und deine Ungeduld, deine Sicherheit und dein Herumtasten in den Lehrstunden, die du wirklich vorbereitet, und in den andern, welche du halb, oder gar nicht vorbereitet ertheilest. Oder, um mit Cicero zu reden, quoniam minime sibi quisque notus est et difficillime de se quisque sentit, suche einmal, wenn du deine Erndteferien hast, und dein Kollege in — mit den seinigen schon fertig ist, diesen in seiner Schule heim; daß du ihn unvorbereitet finden werdest, dafür kann ich dir bürgen. Deine Gegenwart wird ihn spornen, seine Sachen besser machen zu wollen, als gewöhnlich: er wird öfters hin und her rathen, und mit dieser Unsicherheit selbst ein Bekenntniß ablegen, daß er vorbereitet seyn sollte, und nicht vorbereitet ist, und wird Manches an den Schülern tadeln, über das er sonst weggeht, während es ihm doch nicht oder selten gelingt, gerade das Rechte zu treffen. Auch darum kann ich dir die eigene Vorbereitung in keiner Weise erlassen, weil du außer und neben derselben beinahe nichts wirst thun können, um selbst in deinen Sachen weiter zu kommen. Wir predigen das unsern Schülern, daß man sein Pfund nicht vergraben dürfe, ja daß kein geistiges Vermögen oder Besitzthum im gleichen Stande bleiben, sondern nur wachsen oder abnehmen könne. Und gerade in unsrem Berufe kommt die, welche stehen bleiben wollen, ein unwissenschaftliches, banausisches Wesen am allermeisten an.

Also komme nur vorbereitet, und gut vorbereitet in deine Lehrstunden! Sodann dringe immerfort darauf,

daß deine Schüler, so gut als sie's vermögen, vorbereitet kommen. Das zu bewirken ist eine unsrer schwersten Aufgaben, welche ebenso viele Geduld als Energie und Aufmerksamkeit erfordert. Es ist eine von den Sachen, die wir niemals zu einem gewissen Abschlusse bringen, und doch nicht aufgeben oder lässiger betreiben können, ohne in die Gefahr zu gerathen, daß unser Unterrichten fruchtlos sei. Du wirst daher deiner Schüler Vorbereitungen nicht blos zu kontroliren haben, sondern immer auf's Neue Anleitung geben müssen, wie sie sich vorbereiten sollen. Anfangs wirst du dich freilich begnügen müssen, daß sie die Bedeutungen der Wörter aufschreiben, wie sie im Wörterbuch stehen. Aber, vom elften Jahre an etwa, können und müssen wir ihnen zumuthen, diejenigen Bedeutungen aufzuschreiben, welche die Wörter im Zusammenhange haben. Die Anleitung zur richtigen und gründlichen Vorbereitung kannst du nicht durch allgemein gehaltene Anweisungen geben, die in der Regel bei der Jugend nicht haften, wohl aber durch die Art deiner Behandlung der Exposition. Denn wenn du bisher nach dem Herkommen, das die Exposition der Komposition dienstbar gemacht hat, auf die Uebersetzung in's Deutsche jene Fülle von Fragen hast folgen lassen, so lasse jetzt gerade nur so viele Fragen dem Uebersetzen vorangehen, als zur Erklärung des Vorliegenden nöthig sind. Denn zur Erklärung nachher zu fragen, hat ja keinen Sinn: ich kann allerdings nachher fragen zu dem Zwecke, daß ich mich überzeuge, ob das Uebersetzte verstanden worden sei, nicht aber, um dasselbe zu erklären: die Uebersetzung selbst ist ja schon vollständige Erklärung; und was nöthig erscheint, um eine richtige Uebersetzung zu Stande zu bringen, muß natürlicherweise vorangehen, nicht nach-

folgen. Hier nun, durch die Art der Fragen, welche du der Uebersetzung vorangehen lässest, kannst du deine Schüler anleiten, wie sie sich vorbereiten sollen; und, indem du dich mit den Fragen bald an diesen, bald an jenen wendest — ja nicht allein an den eben Aufgerufenen, wie so häufig geschieht — wirst du zugleich Gelegenheit genug finden, die Vorbereitungen Aller zu kontroliren. Aber glaube doch ja nicht Alles durch Fragen erklären, und mit den Fragen über das Vorliegende hinausgehen zu müssen. Ich habe schon ganz peinlichen Scenen, namentlich bei Lehrproben, angewohnt, wo die Sokratische Maieutik in Dingen geübt wurde, die schlechterdings nur vom Lehrer mitgetheilt werden sollten. Du hast niemals Zeit übrig: so frage denn, was der Schüler wissen kann und soll; aber weiter nicht; und wenn zum Verständniß der vorliegenden Stelle noch etwas nöthig ist, so gib es kurz an; niemals aber mache Exkurse nach Art unsers alten Herkommens. Merkst du, daß dein Schüler cado, cedo, caedo nicht unterscheidet, so nimmst du natürlicherweise das mit; aber namentlich syntaktische Regeln würde ich nur soweit herbeiziehen, als dieselben zur Erklärung des Vorliegenden dienen; ich würde in deiner Stelle nicht einmal das Nachschlagen derselben zur Vorbereitung verlangen, weil dieß für den Schüler ein zeitraubendes und beinahe zu schweres Geschäft ist; vielmehr würde ich vor Allem darauf dringen, daß der Schüler von der Grundbedeutung aus den gerade hier besten Ausdruck auffinde, und daß er, was heute in der Exposition vorkommen wird, mit sich selbst durchkonstruirt habe. Findest du nichts zu fragen, d. h. kannst du voraussetzen, daß dein Schüler das eben Vorliegende schon bei der Präparation ganz verstanden habe, so frage auch

nichts: du wirst demselben Muth einflößen, wenn du ihm zutrauest, daß er seinen Weg durch eine Periode ohne Handleitung werde machen können. Sei es aber so oder nach vorangegangener Erklärung, so nöthige deinen Schüler, die Periode ohne Stocken in einem Zuge, wenn auch langsam, zu übersetzen. Diese Uebersetzung wird freilich nicht auf den ersten Anlauf in gutem Deutsch geschehen können; doch kann man die Schüler bald gewöhnen, darauf zu merken, daß sie gewisse Latinismen gleich von vorne herein vermeiden, und z. B. bei absoluten Participien nicht eben gleich nach dem beliebten nachdem greifen, sondern die gerade hier passende Auflösung suchen; daß sie sich besinnen, ob bei zwei und mehr durch et, durch aut oder nec verbundenen Satzgliedern dem ersten ein sowohl, entweder, weder vorangesetzt, oder aber die im Lateinischen häufigere parallele Stellung im Deutschen aufgehoben werden soll; daß sie überhaupt von dem stereotypischen Uebersetzen loskommen. Du wirst dann diese Uebersetzung, welche zwar deutsche Worte enthielt, aber doch noch immer mehr lateinisch als deutsch ist, berichtigen, so daß sie wirklich so deutsch als nur immer möglich wird, und in dieser deutschen Gestalt wirst du sie von einem oder mehreren Schülern wiederholen lassen. Hiebei wirst du finden, wie ich, daß in der Regel das Unrichtige, wenn's das Erste war, viel stärker haftet, als das Berichtigte. Du mußt aber das erzwingen, daß der Schüler das Richtige genau wiederholen könne, nicht, um wieder ein blos auf dem Gedächtniß ruhendes Werk aufzubauen, sondern weil du blos dadurch denjenigen Grad der Aufmerksamkeit hervorbringen kannst, durch welchen wirklich gelernt wird. Deßhalb, wenn deine Schüler noch zu schwach oder

noch nicht genug eingewöhnt sind, um die richtige Uebersetzung einer sechszeiligen Periode zu behalten, so lasse nach vier, nach drei, nach zwei Zeilen wiederholen: lasse immerhin ihre Aufmerksamkeit erstarken, bevor du ihnen mehr zumuthest; aber verliere dieses Ziel niemals aus den Augen, nämlich, daß deine Schüler durch all' deinen Unterricht vor Allem aufmerken lernen sollen. Es ist auch in unsre Anschauungen von der Aufgabe der Schule viel Materialistisches und Utilitarisches hereingekommen, obwohl wir uns gerne als die Vertreter der formalen Bildung betrachten, was, um dieß gelegentlich zu bemerken, eine seltsame Tautologie ist, da es eine materielle Bildung nicht gibt und nicht geben kann. Wir sehen gar zu leicht den vorliegenden Stoff als das Wichtigste an, ungefähr so, wie etwa ein Apotheker meint Griechisch lernen zu müssen, um die Ausdrücke in seiner Pharmakopöe sich deuten zu können. Dein Schüler soll freilich auch sein Latein dem Stoffe nach sich zu eigen machen; aber wenn du dieß als den ersten und eigentlichen Zweck deines Unterrichts behandelst, so greifst du nach einer falschen Methode. Dagegen wenn du fort und fort darauf ausgehest, daß dein Schüler verstehend aufmerke und aufmerkend verstehe, erfüllst du den ersten Zweck des Unterrichtens, die Förderung und Stärkung der intellektuellen Kraft, und den zweiten dazu, den nämlich, daß der vorliegende Stoff in den Besitz des Schülers übergehe. Ebendadurch (freilich dadurch nicht allein) übst du einen sittlichen Einfluß auf deine Schüler aus; denn obwohl das Aufmerken dem einen leichter, dem andern schwerer wird, bedürfen doch alle, und zwar die fähigeren Köpfe vorzugsweise, einer Anstrengung der Willenskraft, um aufmerken zu können; und mancher mittelmäßige, ja

schwach begabte Schüler hat unter meinen Augen sich eben dadurch ganz tüchtig gemacht, daß er durch das Aufbieten seiner Willenskraft aufmerken lernte; wovon nicht blos ein Lernen dem Stoffe nach, sondern ein sichtliches Wachsthum in der intellektuellen Kraft die Folge gewesen ist. Ja auch das Umgewandte habe ich mehr als einmal erlebt, daß fähige Köpfe noch innerhalb der Schule an Kraft abnahmen, weil sie in der Aufmerksamkeit nicht erstarkten.

Die lateinische Exposition ist unter deinen verschiedenen Lehrfächern nach der Religion das wichtigste. Wenn du mir das glaubst, wirst du auch gerade diesen Theil deines Unterrichts als das vornehmste Mittel behandeln, um die Schüler aufmerken zu lehren. Du mußt sie dahin bringen, daß sie wörtlich wiederholen können, was etliche Minuten vorher, und später, was zehn und fünfzehn Minuten vorher übersetzt worden, aber wie gesagt, zunächst zu dem Zwecke, daß sie mit Anstrengung aufmerken lernen. Dabei muß das, worauf sie merken sollen, durchweg von ihnen verstanden werden. Damit es verstanden werde, müssen jedenfalls die Ausdrücke wirkliches, gutes Deutsch seyn; bei der Gliederung der Sätze wird das nach dem Alter deiner Schüler nicht durchweg ausführbar erscheinen; und wo du es nicht ausführbar findest, kannst du den Schülern die Verschiedenheit beider Sprachen deutlich machen. Du wirst bisweilen auch früher übersetzte Stücke wiederholen. Diese Wiederholung würde ich in deiner Stelle manchmal so anstellen, daß ich den Schülern aufgäbe, sich die einzelnen Ausdrücke und die Phrasen aus drei oder vier Kapiteln zu merken, und diese dann abfragte. Dieß allerdings zunächst um der Komposition willen; aber auch als weitere

Anleitung zur Präparation wird es nützlich seyn. Die für den Unterricht im Deutschen bestimmten Stunden würde ich großentheils zu Wiederholungen des Inhalts des Uebersetzten verwenden, so nämlich, daß die Schüler, und zwar, nicht eben mit denselben Ausdrücken, vortrügen, was sie sich von dem Inhalt gemerkt haben. Du darfst nicht fürchten, bei dieser Behandlungsweise der Exposition zu wenig der Ausdehnung nach zu Stande zu bringen. Jedenfalls wirst du mehr lesen, als wenn du fortfährst, im Dienste der Komposition aus dem Lateinischen in's Deutsche zu übersetzen. Und sei dessen versichert, daß ich schon ganz erfreuliche Resultate dieser Behandlungsweise, auch in Hinsicht des Umfangs dessen, was gelesen wurde, bei mehr als einem Kollegen erlebt habe.

Wenn dir aber einleuchtet, was ich gerathen habe, so beschränke dessen Anwendung nicht auf die Exposition, sondern behandle die Komposition im gleichen Sinne, so nämlich, daß du daraus eine beständige Uebung der Urtheilskraft machst. Unser Schüler, der uns oben das Bild des guten alten Herkommens gegeben, sagt die syntaktischen Regeln, nach welchen er gefragt wird, mit derselben Eilfertigkeit her, mit welcher er gelesen hat. Er hat sie auswendig gelernt; weiß er sie aber darum auch? d. h. weiß sie sein Verstand? Göthe hat im Götz von Berlichingen das gezeichnet, ist aber, wenn ich mich nicht irre, von Hegel irgendwo darüber getadelt worden, weil die Scene nicht in jene Zeit passe. Der kleine Karl sagt zum Vater: „Ich weiß auch noch was . . . Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört seit zweihundert Jahren denen Herren von Berlichingen erbeigenthümlich zu.“ Wie nun Götz fragt: „Kennst du die

Herren von Berlichingen? Wem gehört Jaxthausen?" macht das Kind große Augen, und antwortet, wie es gelernt: „Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt." Das Auswendiglernenlassen der syntaktischen Regeln ist eine Illusion, die der Lehrer sich selbst macht: er glaubt trotzdem, daß ihn die Praxis selbst unaufhörlich widerlegt, und verlangt es, daß der Knabe wisse und verstehe, was er auswendig gelernt hat, um so mehr, da gewöhnlich zu der auswendig gelernten Regel noch lange Reihen von Beispielen durchübersetzt werden, wodurch bei den fähigeren Schülern höchstens ein Meinen hinsichtlich der vorliegenden Regel, bei den schwach begabten aber auch das nicht erzeugt, und für die Stärkung der Urtheilskraft nichts geleistet wird. „Solange die richtigen Meinungen," sagt Plato, „in der Vorstellung verbleiben, sind sie immerhin etwas Schönes, und bringen Alles Gute hervor; aber sie wollen sich nicht lange halten lassen, sondern entlaufen der Menschenseele. Darum sind sie nicht von großem Werthe, bis man sie festbindet durch das Denken des Grundes; sind sie aber einmal festgebunden, so werden sie zuerst ein Wissen und dann bleibendes Eigenthum." Diese zum Entlaufen geneigte Meinung wird dadurch nicht ein Wissen, daß man sich auf Bröder und Keim oder auch auf Zumpt berufen kann; was du unter Andrem daraus ersehen magst, daß es in unsrem Stande selbst Männer genug gibt, welche Grammatiken und Uebungsbücher Jahrzehente und länger immer wieder durchgenommen und Latein danach gelehrt, selbst aber nie wirklich Latein, so wenig als das Deutsche, gelernt, noch durch ihr Lernen und Lehren eine höhere Stufe der Geistesbildung, insonit der Urtheilskraft, erreicht haben, als die war,

welche sie bei'm Eintritt in's Lehramt einnahmen, während — und das ist vollends das Wunderbarste dabei — mehr als Einer dieser Gattung vorgezogen worden, und in seinem Bereich sogar eine Art Autorität geworden ist. Das tantum scimus, quantum memoria tenemus ist hinsichtlich der Syntaxe einer jeden Sprache nur dann wahr, wenn deren Regeln durch das Begreifen in's Gedächtniß übergegangen sind. Lasse mich dir an zwei Beispielen zeigen, wie ich's meine: ich nehme dieselben von zwei Haupt- und Prachtstücken unsrer lateinischen Grammatik her, von den Regeln über interest, (refert) und videor, welche nicht mit Unrecht als eine wichtige Errungenschaft betrachtet werden, wenn der Schüler eine gewisse Sicherheit in deren Anwendung gewonnen hat. Unser Schüler, welcher das Herkommen vorstellt, wird auf die Frage nach interest mit Fertigkeit antworten: „die Person, der an einer Sache gelegen ist, steht im Genitiv, und wenn die Person durch ein Pronomen personale ausgedrückt ist, wird statt dessen das pronomen possessivum, nämlich mea, tua, sua, nostra, vestra gebraucht“ u. s. w. In dieser Gestalt ist die Regel reine Gedächtnißsache, und gehört, auch wenn du durch hundert Beispiele aus Gröbel u. A. den Schüler zur Fertigkeit in der Anwendung der Regel bringst, doch höchstens zu den Meinungen, welche der Seele des Schülers bei der ersten Gelegenheit entlaufen. Man muß freilich hier zuallererst unsre Grammatiker anklagen, welche allzuwenig für die Erklärung der Spracherscheinungen gethan haben. Aber um so mehr müssen wir es thun. Keiner der Grammatiker, die ich im Augenblick nachschlagen kann, betrachtet die gewöhnliche Bedeutung von interesse, um die Erscheinung zu erklären, während doch der Eine und der

Andre refert durch re fert deutlich zu machen bemüht ist. Aber auch hier fehlt noch etwas: man kann re fert nicht durch ex tua re est, e republica est u. dgl. erklären; denn wie soll der Ablativ mit fert zusammenkommen? Man glaubt wegen des langen a in mea, tua durchaus einen Ablativ in den Pronominibus possessivis erkennen zu müssen, und kommt darum nicht los von dem räthselhaften re. Aber in den Quantitäten ist Vieles willkürlich: wenn das Neutrum Pluralis ea in interea, propterea ein langes a haben kann, sollte denn das Femininum mea (res) nicht auch durch willkürlichen Usus lang haben werden können? Erkläre du unbedenklich mea, nostra refert durch mea res, nostra res fert: meine, unsre Sache bringt's so mit sich. Dann gehe über auf interest: mea, nostra res interest, meine, unsre Sache ist dabei, ist dabei betheiligt; lasse ja deine Schüler (re) fert und interest nicht für etwas Andres ansehen, als für die dritten Personen von fero und intersum. Denn eben darin liegt die Möglichkeit für dieselben, die Spracherscheinung zu begreifen. Daß die Sache, woran etwas gelegen ist, nicht durch ein Substantivum, sondern durch einen Infinitiv oder durch ut ausgedrückt wird, kannst du in solcher Weise auch deutlich machen: du kannst einen Grund angeben, den der Schüler begreift. Kannst du nicht Alles erklären, z. B. das magni, parvi refert, so schadet das nicht, wenn nur die Hauptsache so deutlich gemacht wird, daß der Schüler dieselbe verstehen kann. Mit videor hat es die gleiche Bewandtniß: es wird für gewöhnlich so behandelt, als ob es eine Art Deponens wäre, wozu die aktive Form fehlte. Zumpt nennt es eine Abweichung des lateinischen Sprachgebrauchs vom Deutschen, daß videri durchaus persönlich gebraucht wird;

womit die Regeln auch über diese Konstruktion lediglich zur Sache des Gedächtnisses gemacht werden. Lasse du videor doch ja, wenn du daran kommst, der Erklärung zuliebe als Passivum von video erkennen: videor esse ingratus, videris esse ingratus, videmur esse ingrati, auch Roma videbatur esse ingrata, auch civitates liberae videntur esse ingratae erga viros optime meritos, und bedenke dich nicht, hier, der Exemplifikation wegen dem Deutschen einige Gewalt anzuthun: ich werde gesehen zu seyn ein Undankbarer u. s. w. Der Schüler, dem du es glaubst zumuthen zu dürfen, daß er die nur mit dem Gedächtnisse aufgefaßte Regel von videri nach einem durch zehn und zwölf Beispiele gewonnenen unklaren Takte richtig anwende, ist sicherlich noch viel mehr befähigt, mit dem Verstande zu erkennen, daß Gesehenwerden und Scheinen ein und dasselbe Ding sei. Wenn du aber je meinst durchaus auch das Gedächtniß bei Einprägung der Syntaxe beiziehen zu müssen, so lege dir eine geordnete Sammlung der schönsten Normalbeispiele an und theile sie nach und nach deinen Schülern mit; und wo du findest, daß eine syntaktische Regel der Auffrischung bedarf, da lasse dein Normalbeispiel wieder hersagen und die Regel auf's Neue daran nachweisen.

Ich habe nicht alles das besprochen, worin ich dich dem Herkommen im Unterricht abwendig zu machen wünschte. Vielleicht wirst du selbst darauf kommen, wenn du meine Rathschläge in ernstliche Erwägung ziehest. Oder wirst du mit Max Piccolomini sagen: Es kann nicht seyn, kann nicht seyn, kann nicht seyn! Siehst du, daß es nicht kann?

Andre refert durch re fert deutlich zu machen bemüht ist. Aber auch hier fehlt noch etwas: man kann re fert nicht durch ex tua re est, e republica est u. dgl. erklären; denn wie soll der Ablativ mit fert zusammenkommen? Man glaubt wegen des langen a in mea, tua durchaus einen Ablativ in den Pronominibus possessivis erkennen zu müssen, und kommt darum nicht los von dem räthselhaften re. Aber in den Quantitäten ist Vieles willkürlich: wenn das Neutrum Pluralis ea in interea, propterea ein langes a haben kann, sollte denn das Femininum mea (res) nicht auch durch willkürlichen Usus lang haben werden können? Erkläre du unbedenklich mea, nostra refert durch mea res, nostra res fert: meine, unsre Sache bringt's so mit sich. Dann gehe über auf interest: mea, nostra res interest, meine, unsre Sache ist dabei, ist dabei betheiligt; lasse ja deine Schüler (re) fert und interest nicht für etwas Andres ansehen, als für die dritten Personen von fero und intersum. Denn eben darin liegt die Möglichkeit für dieselben, die Spracherscheinung zu begreifen. Daß die Sache, woran etwas gelegen ist, nicht durch ein Substantivum, sondern durch einen Infinitiv oder durch ut ausgedrückt wird, kannst du in solcher Weise auch deutlich machen: du kannst einen Grund angeben, den der Schüler begreift. Kannst du nicht Alles erklären, z. B. das magni, parvi refert, so schadet das nicht, wenn nur die Hauptsache so deutlich gemacht wird, daß der Schüler dieselbe verstehen kann. Mit videor hat es die gleiche Bewandtniß: es wird für
h so behandelt, als ob es eine Art Deponens
u die aktive Form fehlte. Zumpt nennt es
ichung des lateinischen Sprachgebrauchs vom
daß videri durchaus persönlich gebraucht wird;

womit die Regeln auch über diese Konstruktion lediglich zur Sache des Gedächtnisses gemacht werden. Lasse du videor doch ja, wenn du daran kommst, der Erklärung zuliebe als Passivum von video erkennen: videor esse ingratus, videris esse ingratus, videmur esse ingrati, auch Roma videbatur esse ingrata, auch civitates liberae videntur esse ingratae erga viros optime meritos, und bedenke dich nicht, hier, der Exemplifikation wegen dem Deutschen einige Gewalt anzuthun: ich werde gesehen zu seyn ein Undankbarer u. s. w. Der Schüler, dem du es glaubst zumuthen zu dürfen, daß er die nur mit dem Gedächtnisse aufgefaßte Regel von videri nach einem durch zehn und zwölf Beispiele gewonnenen unklaren Takte richtig anwende, ist sicherlich noch viel mehr befähigt, mit dem Verstande zu erkennen, daß Gesehenwerden und Scheinen ein und dasselbe Ding sei. Wenn du aber je meinst durchaus auch das Gedächtniß bei Eintragung der Syntaxe beiziehen zu müssen, so lege dir eine geordnete Sammlung der schönsten Normalbeispiele an und theile sie nach und nach deinen Schülern mit; und wo du findest, daß eine grammatische Regel der Auffrischung bedarf, da lasse dein Normalbeispiel wieder hersagen und die Regel auf's Neue daran nachweisen.

Ich habe nicht alles das [illegible], wenn ich dich dem Gedanken im [illegible] [illegible] zu machen wünschte. Vielleicht wirst du selbst darauf kommen, wenn du meine Andeutungen zu [illegible] Erwägung [illegible]. Oder wirst du mit [illegible] [illegible] sagen: Es kann nicht sein, [illegible] [illegible] sein, [illegible] nicht sein! Siehst du, daß es nicht kann?

2.

Das württembergische Landexamen.*)

1855.

Es wird auch dir schon wunderlich vorgekommen seyn, daß unser Landexamen schon so vielfältig angefochten worden ist, gleich als ob dasselbe statt des Nutzens, den das Gemeinwesen davon erwartet, nur die Vernachlässigung des einen, und die Marter des andern Theils der Schüler durch den Lehrer zur Folge habe. Unser verewigter Landsmann Dr. Niethammer, dem Bayern die Grundlegung aller haltbaren und lebensfähigen Elemente im humanistischen Schulwesen verdankt, hat zu der Zeit, wo er dessen Leitung in Händen hatte, ernstlich gewünscht, dort etwas Aehnliches zu haben; nicht so sehr in Folge der Eindrücke, die er aus der Heimath mitgenommen hatte, als vielmehr unter dem Einflusse der Erfahrungen, die er in seinem ausgedehnten Wirkungskreise machte: er sah, daß es da an einem gemeinsamen Ziele der lateinischen Schulen, wie an einem Maßstabe der Vergleichung, nicht blos für die leitende Behörde, sondern

---

*) S. die Anmerkung S. 386 im ersten Bande.

auch ganz und vornehmlich für die Lehrer selbst, gar sehr fehle; und daß gedruckte Schulplane und geschriebene Erlasse jenes Ziel und diesen Maßstab nicht weiter, als bis auf's Papier zu bringen vermögen, hat man wohl nirgends so handgreiflich bewiesen, wie eben in Bayern. Unsern lateinischen Schulen wird ihr Ziel durch eine alljährlich wiederkehrende Praxis immer wieder vor Augen gestellt, und der Maßstab für die Leistungen der Lehrer und der Schüler, welchen die Aufnahme oder Nichtaufnahme der letztern in's niedere Seminar bietet, ist so sicher, als ein Maßstab der Art irgend seyn kann. Es spielt auch bei'm Landexamen Glück und Unglück, wie bei jeder Prüfung; es werden auch Mißgriffe Seitens der Examinatoren nicht immer ausbleiben; manche Examinanden werden besser, andre geringer seyn, als sie in der Prüfung erschienen, und nicht selten wird derjenige, welcher nach dem Ergebniß der Prüfung mit neunundvierzig Nummern das erwünschte Ziel nicht erreicht, in Wahrheit dessen würdiger gewesen seyn, als der Andre, welcher mit fünfzig Nummern einen Platz im Seminar erringt. Und dennoch würde man für die Zutheilung oder das Versagen des Beneficiums sich vergeblich nach einem Maßstabe umsehen, der ebenso gerecht wäre, und den Schein persönlicher Begünstigung durch die Oberbehörde so ferne hielte, wie der Maßstab der Zahlen, welche sich für die Examinanden durch die Prüfung ergeben, was natürlicherweise kein Hinderniß für eine Einrichtung böte, wodurch die Zulassung wohlhabender Zöglinge in's Seminar an weitere Bedingungen, neben der Anfordung des Bestehens in der Prüfung, gebunden würde. Und wie die Prüfung der beste Maßstab für die Aufnahme ist, so ist sie auch der beste Maßstab für die Leistungen der verschiedenen

lateinischen Schulen: an denjenigen ihrer Zöglinge, welche zu dieser Prüfung kommen, zeigen die Lehrer, wie weit sie durch ihren Unterricht das den lateinischen Schulen überhaupt gesteckte Ziel erreicht haben, und zwar nicht blos wieweit, sondern auch wie sie zu demselben gelangt sind. Beides, das Wie weit und das Wie wird freilich nur dann erkannt und erhoben werden, wenn auf die rechte Art geprüft wird, und darum wird es für die Examinatoren, wie immer, eine wichtige Gewissenssache seyn, in der rechten Art und Weise zu prüfen. Auch hat die Art des Prüfens von jeher und mit Nothwendigkeit auf die Handhabung des Unterrichts in den Schulen zurückgewirkt, wie ja das durch alle Stadien und Gliederungen unsrer höheren Lehranstalten durchgeht, daß der Lehrer und der Schüler sein Lernen und Lehren mehr oder weniger der zu erwartenden Prüfung anbequemt. Und das geschieht um so mehr, je wichtiger es für den Einzelnen ist, das zu erringen, was man mit der Prüfung bezweckt.

Aber gerade da meinen die Gegner des Landexamens dessen verwundbarste Seite zu treffen. In neuerer Zeit habe ich wenigstens die Klage nicht mehr gehört, die sonst häufig erhoben wurde: daß der Lehrer diejenigen seiner Schüler gleichgültiger behandle, welche für jene Prüfung nicht bestimmt seien. Dagegen wird die Arbeitsplage, welche den dazu bestimmten Schülern angethan werde, um so stärker betont; nicht, als ob der Schluß, den man daraus bildet, so lauten könnte: Alle Schüler, welche auf's Landexamen vorbereitet werden, müssen über Vermögen arbeiten; nun aber ist Arbeiten über Vermögen ein Uebel: also ist das Landexamen ein Uebel; sondern der Schluß kann nur der seyn: Einige dieser Schüler werden über Vermögen angestrengt — — — also ist

das Landexamen ein Uebel. Welchen Werth solch ein Schluß habe, braucht nicht gezeigt zu werden. Aber es ist vielleicht doch nicht überflüssig, die Sache durch ein Beispiel zu erläutern. Die Schwäbische Chronik hat aus mehreren Städten des Landes Berichte gegeben, worin die neu errichteten Fortbildungsschulen für Handlungs- und Gewerbelehrlinge als heilsame Anstalten gerühmt werden. Da könnte nun Einer wohl sagen: Wie, diese Knaben und Jünglinge, die sich den Tag über müde gestanden, gelaufen, gehobelt, gehämmert haben, sollen in den nächtlichen Abendstunden noch rechnen, schreiben, zeichnen, neue Sprachen lernen? werden denselben nicht über der Arbeit die Augen zufallen? oder, wenn sie sich zum Wachen zwingen, kann denn der ermüdete Mensch da noch geistig thätig seyn? und wenn er's ist, wird er wirklichen Nutzen davon haben? Die Sache ist aber neu, und kommt der Richtung unsrer Zeit entgegen, welche alles Palpable hochhält und begünstigt; und darum hat jene Einrichtung meines Wissens auch von Seiten derjenigen keinen Tadel hervorgerufen, welche für ihre Zwecke eine Jugend anstelliger finden würden, die nichts gelernt hat. Das natürliche und an sich achtbare Verlangen, sich durch seine Leistungen im Berufe einen guten Namen zu machen, kann auch den Lehrer zu weit führen; und ich habe selbst Seminarzöglinge gekannt, an denen verschiedenartige und offenbar nachtheilige Wirkungen einer mehr ehrgeizigen als pflichtmäßigen Thätigkeit ihrer früheren Lehrer zum Vorschein kamen. Wenn man aber durchschnittlich betrachtet, was das Landexamen im Allgemeinen, und namentlich in seiner Rückwirkung auf die Verbesserung der Methode im Unterricht leistet, so muß man sich dessen freuen, daß wir diese Einrich-

lateinischen Schulen: an denjenigen ihrer Zöglinge, welche zu dieser Prüfung kommen, zeigen die Lehrer, wie weit sie durch ihren Unterricht das den lateinischen Schulen überhaupt gesteckte Ziel erreicht haben, und zwar nicht blos wieweit, sondern auch wie sie zu demselben gelangt sind. Beides, das Wie weit und das Wie wird freilich nur dann erkannt und erhoben werden, wenn auf die rechte Art geprüft wird, und darum wird es für die Examinatoren, wie immer, eine wichtige Gewissenssache seyn, in der rechten Art und Weise zu prüfen. Auch hat die Art des Prüfens von jeher und mit Nothwendigkeit auf die Handhabung des Unterrichts in den Schulen zurückgewirkt, wie ja das durch alle Stadien und Gliederungen unsrer höheren Lehranstalten durchgeht, daß der Lehrer und der Schüler sein Lernen und Lehren mehr oder weniger der zu erwartenden Prüfung anbequemt. Und das geschieht um so mehr, je wichtiger es für den Einzelnen ist, das zu erringen, was man mit der Prüfung bezweckt.

Aber gerade da meinen die Gegner des Landexamens dessen verwundbarste Seite zu treffen. In neuerer Zeit habe ich wenigstens die Klage nicht mehr gehört, die sonst häufig erhoben wurde: daß der Lehrer diejenigen seiner Schüler gleichgültiger behandle, welche für jene Prüfung nicht bestimmt seien. Dagegen wird die Arbeitsplage, welche den dazu bestimmten Schülern angethan werde, um so stärker betont; nicht, als ob der Schluß, den man daraus bildet, so lauten könnte: Alle Schüler, welche auf's Landexamen vorbereitet werden, müssen über Vermögen arbeiten; nun aber ist Arbeiten über Vermögen ein Uebel: also ist das Landexamen ein Uebel; sondern der Schluß kann nur der seyn: Einige dieser Schüler werden über Vermögen angestrengt — — — also ist

das Landexamen ein Uebel. Welchen Werth solch ein Schluß habe, braucht nicht gezeigt zu werden. Aber es ist vielleicht doch nicht überflüssig, die Sache durch ein Beispiel zu erläutern. Die Schwäbische Chronik hat aus mehreren Städten des Landes Berichte gegeben, worin die neu errichteten Fortbildungsschulen für Handlungs- und Gewerbelehrlinge als heilsame Anstalten gerühmt werden. Da könnte nun Einer wohl sagen: Wie, diese Knaben und Jünglinge, die sich den Tag über müde gestanden, gelaufen, gehobelt, gehämmert haben, sollen in den nächtlichen Abendstunden noch rechnen, schreiben, zeichnen, neue Sprachen lernen? werden denselben nicht über der Arbeit die Augen zufallen? oder, wenn sie sich zum Wachen zwingen, kann denn der ermüdete Mensch da noch geistig thätig seyn? und wenn er's ist, wird er wirklichen Nutzen davon haben? Die Sache ist aber neu, und kommt der Richtung unsrer Zeit entgegen, welche alles Palpable hochhält und begünstigt; und darum hat jene Einrichtung meines Wissens auch von Seiten derjenigen keinen Tadel hervorgerufen, welche für ihre Zwecke eine Jugend anstelliger finden würden, die nichts gelernt hat. Das natürliche und an sich achtbare Verlangen, sich durch seine Leistungen im Berufe einen guten Namen zu machen, kann auch den Lehrer zu weit führen; und ich habe selbst Seminarzöglinge gekannt, an denen verschiedenartige und offenbar nachtheilige Wirkungen einer mehr ehrgeizigen als pflichtmäßigen Thätigkeit ihrer früheren Lehrer zum Vorschein kamen. Wenn man aber durchschnittlich betrachtet, was das Landexamen im Allgemeinen, und namentlich in seiner Rückwirkung auf die Verbesserung der Methode im Unterricht leistet, so muß man sich dessen freuen, daß wir diese Einrich-

tung haben. So hat gerade die letzte dieser Prüfungen, die vom 21. bis 23. August 1854, bewiesen, daß in den meisten lateinischen Schulen, welche ihr Kontingent zu denselben gestellt haben, mit redlicher Treue, nicht für den Schein, gearbeitet worden ist. Es kann daher nur als der Ausfluß einer leichtfertigen Anmaßlichkeit bezeichnet werden, wenn ein Korrespondent der Schwäbischen Chronik im verflossenen Monat von „hochnothpeinlicher Zustutzung zum Landexamen" gesprochen hat.

3.

Der natürliche Unterrichtsstoff.

1855.

Lasse uns doch einmal mit einander betrachten, was im Unterricht dem Stoffe nach das Natürliche sei. Denn das ist's am Ende, was die Vertreter der entgegengesetztesten Ansichten am stärksten betonen, wie denn z. B. die, welche das Deutsche nur am Deutschen, und die, welche es durch eine fremde Sprache gelehrt wissen

wollen, beide die Natürlichkeit ihrer Methode behaupten. Es gibt Zeiten und Stimmungen, wo den Menschen die Künstlichkeit ihrer Zustände, wie etwa in der Tracht, im täglichen und geselligen Leben, im Unterschied der Stände und des Ranges, ja im ganzen Bau der gesellschaftlichen Ordnung, schwer auf's Herz fällt: man empfindet einen Drang, der peinlichen Gegenwart zu entfliehen, und irgendwie oder irgendwo, sei es durch Veränderung des Ortes oder durch gründliche Umwandlung der Dinge zur Natürlichkeit des Daseyns durchzudringen. Allen großen, von Innen begonnenen Umwandlungen der Verhältnisse liegt diese Empfindung zu Grunde: sie verbirgt sich meistens nur zu frühe, und verschwindet am Ende unter dem Hader der Parteiungen. In Sachen des Unterrichts hat keiner die Pein der Künstlichkeit und deren Zusammenhang mit den allgemeinen Uebeln, woran Europa leidet, so tief empfunden, wie Heinrich Pestalozzi; und die Begeisterung, die sein Auftreten in Deutschland und noch drüber hinaus hervorrief, gab Zeugniß davon, daß dieselbe Empfindung, freilich durch Rousseau vorher schon, und nicht eben in rechter Weise vorbereitet, unzählige Wohldenkende ergriffen hatte, die jetzt auf einmal durch sein Wort klar über das zu werden meinten, was ihnen und Allen fehlte.

Man kann Pestalozzi's erste Erklärungen in den Worten zusammen fassen: Unser Anfangsunterricht ist widernatürlich. Nicht als ob Pestalozzi nur den Unterbau im Argen liegend gefunden hätte: er meint*) vielmehr, „der öffentliche und allgemeine europäische Schulwagen müsse nicht blos besser angezogen, er müsse

*) Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, Ausgabe von 1801, S. 302 ff.

vielmehr umgekehrt, und auf eine ganz neue Straße gebracht werden; das Fundament seines Irrthums, das Sprachverderben unsers Zeitalters und unser einseitiges Maulbrauchen, müsse zuerst zum Tode gebracht und in's Grab gelegt werden, ehe es möglich seyn werde, durch Unterricht und Sprache wieder Wahrheit und Leben in unsrem Geschlecht hervorzubringen." In der „Unnatürlichkeit unsers Mönchs-Unterrichts und seinen polirten Brockenlehren" findet er die Ursache der „Zernichtung aller Realkraft in unserm Europa." Aber P. erkennt ganz richtig, daß den Mängeln des Unterrichts gerade da, wo dieser beginnt, abgeholfen werden müsse. „Das Christenvolk unsers Welttheils," sagt*) er, „ist in diese Tiefe gesunken, weil man in seinen niedern Schulanstalten seit mehr als einem Jahrhundert leeren Worten ein Gewicht auf den menschlichen Geist gegeben, das nicht nur die Aufmerksamkeit auf die Eindrücke der Natur selber verschlang, sondern sogar die innere Empfänglichkeit für diese Eindrücke im Menschen selbst zerstörte." Hat man bisher das „sprachlose Volk isolirte, abstrakte Wörter" auswendig lernen lassen, so will P. jetzt „lediglich von den Anschauungen**) ausgehen, welche dem Kinde von selbst durch seine fünf Sinne zukommen, indem er die in einander fließenden verwirrten Anschauungen dem Kinde einzeln vergegenwärtigt, die vereinzelten Anschauungen demselben in verschiedenen, wandelbaren Zuständen vor Augen stellt, und endlich dieselben mit dem ganzen Kreise des übrigen Wissens in Verbindung bringt.

---

*) Wie Getrud ihre Kinder lehrt, Ausgabe von 1801, S. 214 ff.

**) Daselbst S. 159 ff.

Je entfernter von den Sinnen ein Gegenstand ist, desto schwerer wird's dem Menschen, sich denselben klar und deutlich zu machen, je näher denselben, desto leichter wird das den Menschen. Du selbst aber bist der Mittelpunkt deiner Anschauungen, du bist der Vorwurf deiner Anschauung; Alles, was du selbst bist, ist dir leichter klar und deutlich zu machen, als Alles, was außer dir ist; Alles, was du von dir selbst fühlest, ist an sich selbst eine bestimmte Anschauung; nur was außer dir ist, kann eine verwirrte Anschauung für dich seyn: folglich ist der Gang deiner Erkenntnisse, sofern er dich selber berührt, eine Stufe kürzer, als insofern er von irgend Etwas außer dir ausgeht — — — die Kenntniß der Wahrheit geht bei dem Menschen von der Kenntniß seiner selbst aus." Demnach will P., daß zuallererst die Mutter ihr Kind bemerken und reden lehre, und schreibt zu diesem Zweck sein Buch der Mütter, die Anleitung dazu,*) „die Kräfte des Kindes zum Bemerken und Reden zu entwickeln", fängt mit dem in's Auge fassen seiner selbst, seines Körpers an, und läßt durch die Mutter dem Kinde in zehn Uebungen, deren ausführliche Darstellung das Buch gibt, die äußern Theile seines Körpers zeigen und benennen, dasselbe auf den Zusammenhang der Theile seines Körpers aufmerksam machen, zugleich durch Hinweisung auf das daran einfach, zweifach, vierfach u. s. w. Vorhandene zum Zählen anleiten; die Eigenschaften der einzelnen Theile des Körpers in ihrer Gemeinsamkeit und Verschiedenheit, die Verrichtungen derselben sammt den Dingen, womit der Mensch bei diesen Verrichtungen in Berührung kommt, den Nutzen und die Besorgung

---

*) Buch der Mütter. Ausgabe von 1803, S. VI.

dieser Theile soll die Mutter dem Kinde anschaulich machen, bevor der Schulunterricht beginnt. So kommt in der vierten Uebung*), unter Andrem vor: „Meine zwei untern Gliedmaßen haben zwei Hüften, zwei Oberschenkel, zwei Kniee, zwei Unterschenkel und zwei Füße. Ein jedes von meinen zwei untern Gliedmaßen hat eine Hüfte, einen Oberschenkel, ein Knie, einen Unterschenkel und einen Fuß. — — — Meine zwei Füße haben zwei Fußwurzeln, zwei Fersen, zwei große Zehen und zwei kleine Zehen. So in der zweiten Uebung, welche allein zweiundzwanzig Seiten des Buchs der Mütter einnimmt: die**) hintern Daumenknöchel liegen außen an den hintern Daumengelenken zwischen den Mittelhänden und den hintern Gliedern der Daumen. — — Die hintern Zeigefingerknöchel liegen außen an den hintern Zeigefingergelenken, zwischen den Mittelhänden und den hintern Gliedern der Zeigefinger". Mit gleicher bis in's Einzelnste gehenden Genauigkeit wird in der dritten Uebung Kopf, Angesicht, Stirne, rechte, linke Augenbraune, rechtes, linkes Auge, Augapfel, Augenring, Augenstern, Augenlid, Augenwimper, die Nase und ihre Theile, Wangen, Mund, Oberlippen, Unterlippen, Vorlippen u. s. w. durchgenommen. Dabei meint zwar P.***), es solle sich die Mutter bei diesem Unterricht nicht einseitig und ununterbrochen am menschlichen Körper aufhalten; vielmehr solle sie den ganzen Kreis der Gegenstände, welche die Sinne des Kindes nahe berühren, nach denselben Gesichtspunkten in's Auge fassen, und

*) A. a. O. S. 53.

**) Daselbst S. 35.

***) Daselbst S. VIII und IX.

zwischen jeder Uebung am menschlichen Körper andre solche Gegenstände zur Uebung einschieben, wenige, aber für die Bildung desselben wesentliche Gegenstände; aber er verlangt ausdrücklich, daß die Mutter bei den Uebungen des Bemerkens und Redens über jeden Gegenstand nach dem ganzen Umfang des Buchs der Mütter unermüdet und standhaft verweile, bis das Kind den Gegenstand und seine Theile nach dem Gesichtspunkt einer jeden Uebung vollkommen und richtig in's Auge gefaßt, und sich über denselben nicht nur mit genauer Bestimmtheit, sondern mit unbedingter Geläufigkeit ausdrücken gelernt habe. Das Kind, meint*) P., ist zu einem hohen Grad von Real- und Sprachkenntnissen zu bringen, ehe es vernünftig ist, mit ihm zu buchstabiren. Diese Real- und Sprachkenntnisse wollte P. sammt den Namen**) der Dinge den Kindern einprägen lassen, bevor diese eine Sylbe davon aussprechen könnten. Alle Buchstaben***) sollten den Kindern, selbst ehe sie reden können, immer in Verbindung von Konsonant und Vokal täglich zu wiederholten Malen und auf verschiedene Art vorgesprochen, und das wieder von vorn angefangen werden, sobald die Kinder anfangen zu reden, um sie zum Nachsprechen zu bringen, und dadurch schnell reden zu lehren. Sodann werden die Buchstaben, jeder besonders, in großer Form auf steifes Papier geklebt und dem Kinde nacheinander vorgelegt, Vokale allein, dann Vokale mit Konsonanten; und jetzt erst fängt man an zu buchstabiren.

Und nun, was meinst du, hat P. damit das Natür-

---

*) Wie Gertrud ꝛc., S. 35.

**) Daselbst S. 172 und 173.

***) Daselbst S. 176 und 177.

liche dem Stoffe nach für den ersten Unterricht gefunden? Ich glaube, er hat in der besten Absicht der Natur mehr wehe gethan, als Alle, die jemals allen Unterricht mit dem A B A b angefangen haben. Anstatt das Natürliche zu finden, hat er aus den natürlichen Gegenständen der ersten Anschauung einen viel künstlicheren Stoff des Unterrichts gemacht, als das A B C ist und was daraus zu folgen pflegt. Er nennt*) den Schulmeister, welcher die Kinder nach dem fünften Jahre von ihrem Tummelplatz im Grünen und Freien einfängt, um sie „an das Anschauen elender, reizloser und einförmiger Buchstaben zu ketten," nahezu einen Mörder; und er selbst weist die Mütter an, ihre Kinder zur „lückenlosen" Verfolgung endloser Reihen von monotonen Anschauungen schon vor dem fünften Jahre zu nöthigen, und zum Nachsprechen von Vorstellungen und von Definitionen, die selbst zehn Jahre später zu früh kämen. Die Pein, welche er dem Kinde bereitet, liegt freilich nicht in den Stoffen selbst, wohl aber darin, daß er die Stoffe so betrachtet und in der Betrachtung erschöpft wissen will, wie ein Kind sie nimmermehr betrachten mag; denn das Kind fragt wohl, wie eine Frucht, eine Blume, ein Thier, ein Geräthe heiße, vermöge der uns inwohnenden Meinung, daß der Name das Wesen der Sache ausdrücke. Es fragt auch, ob man das Ding essen und was man damit machen könne, ob das Thier böse sei und dergleichen. Aber eine Demonstration der Pflanze nach ihren Theilen, ihrem Gebrauche u. s. w. hält kein Kind aus. Und dann vollends die des eigenen Körpers! Ich habe eine kinderreiche Mutter, die für P. und seine Sache vor fünfzig Jahren

*) Daselbst S. 38 und 39.

begeistert, und die jeder Aufopferung für ihre Kinder fähig war, vor Kurzem befragt, ob sie versucht habe, vom Buch der Mütter Gebrauch zu machen. Sie sei, war die Antwort, schon an dem Versuche erlegen, die Uebungen sich selbst zu merken und einzuprägen. Das Beispiel P's. ist gerade darum so wichtig, weil einerseits seine Empfindung so warm und so lauter, sein Wollen so edel, und sein Widerwille an sich so wohl begründet war, und weil andrerseits sein Stoff für den ersten Unterricht — mit Ausnahme des arithmetischen und geometrischen — ein noch viel künstlicherer und widernatürlicherer wurde, als derjenige, welchen er aus der Schule hinaus schaffen wollte. Denn lies einmal z. B. die Definitionen, die er nach Beginn des wirklichen Schulunterrichts will geben lassen, etwa, was eine Glocke,*) was Gehen, Stehen, Liegen, Sitzen, Knieen, Sichneigen, Sichbücken sei u. s. w., so wirst du leicht erkennen, daß das „Maulbrauchen", welches P. bekämpfte, wahres Kinderspiel war im Vergleich mit dem Maulbrauchen, welches er einführte: ein Uebel, das nicht eben kurze Zeit in unsern Volksschulen unter dem Namen der Denkübungen arg gehaust hat. Ohne das selbst beabsichtigt zu haben, hat P. wie kein Andrer gezeigt: daß die Natürlichkeit des Unterrichtsstoffes nicht liege in der räumlichen Nähe der Sache, auch nicht in deren natürlichem Reize und ebensowenig darin, daß die Sache δυνάμει schon im Kinde vorhanden ist. Ebenso hat er, wie kein Andrer, gezeigt, daß der scheinbar natürlichste Stoff in demselben Augenblicke, wo ich denselben zum Unterricht

*) Daselbst S. 210 und 211: „Sich bücken ist, die Perpendikularstellung des Körpers von oben hereinbiegen."

verwende, ein künstlicher Stoff werde. Jeder Unterrichtsstoff ist ein künstlicher, und seine Natürlichkeit wohnt in seinem Verhältniß zur Fähigkeit des Alters und des Kindes, ihn zu erfassen, sowie in dem Grade seiner Brauchbarkeit als Bildungsmittel. Es ist dem edeln Manne ergangen, wie den Meisten, welche bei lebhafter Empfindung von der unnatürlichen Künstlichkeit irgendwelcher Zustände das Uebel, welches in der Art der Behandlung lag, in den Sachen selbst gesucht haben. Uebrigens ist es der Mühe werth, in C. v. Raumer's trefflichem Buche II, 413 ff. sich weiter davon zu unterrichten, wie in seinem eigenen Unterricht das verurtheilte Maulbrauchen durchweg vorgeherrscht habe, und sein Zweck, die Bildung klarer Vorstellungen, nicht im mindesten erreicht worden sei.

Bevor ich aber von natürlichem und künstlichem Unterrichtsstoff noch weiter rede, denn davon ist gar viel zu sagen, will ich eine Nutzanwendung von demjenigen machen, was wir an Pestalozzi lernen können. Sind dir bei seinen zehn Uebungen am Menschenleib nicht die Schulmänner eingefallen, welche nur mit der deutschen Grammatik in der Hand Deutsch lehren wollen? Was P. zur Empfehlung seines Vorschlags sagt, das Anschauungsvermögen zunächst am eigenen Körper des Kindes zu üben, das kann beinahe wörtlich auf jene angewandt werden, welche in den unterhalb der Universität stehenden Schulen regelmäßig grammatischen Unterricht im Deutschen geben und gegeben wissen wollen. Du hast vielleicht selbst die eine und die andere Schrift von Carl Ferdinand Becker angesehen, dessen Bücher einige Zeit viele, und in mancher Hinsicht verdiente Anerkennung gefunden, und bei uns durch die Fratzenhaftigkeit,

wozu Wurst die Methode Becker's ausbildete, mehr Schlimmes als Gutes hervorgebracht haben. Wenn Becker*) es zur Aufgabe der Volksschule macht, daß Jeder im Volk die hochdeutsche Sprache vollkommen verstehen lerne, nämlich dadurch, daß derselbe die wahrhafte Bedeutung der Wörter und ihrer Verbindungen erkennt; wenn er bei den Sprechübungen, welche er der untersten Klasse der Volksschule zuweist, dem Lehrer die Aufgabe stellt, seine Schüler dahin anzuleiten, daß sie einerseits den Gedanken (das Urtheil) von dem Begriffe (der Vorstellung), den Begriff eines Dinges von dem Begriffe einer Thätigkeit, die Person von der Sache, und andrerseits die Verhältnisse von Raum und Zeit, Wirklichkeit, Möglichkeit und Nothwendigkeit, Ursache und Wirkung und sofort unterscheiden; wenn er dann weiter das Verständniß der Redeformen, z. B. der Fallformen, der Aussageweisen, der Richtungswörter, durch welche die Beziehungen der Begriffe in der Rede ausgedrückt werden, den Volksschülern zutheilt, welche die Sprechübungen hinter sich haben: so finden wir das gleiche Nichterkennen des natürlichen Stoffes für den Unterricht bei Becker wie bei Pestalozzi; denselben Irrthum, daß das schon Bekannte der angemessenste Gegenstand des Unterrichts sei, denselben widernatürlichen Versuch einer übereilten Steigerung der geistigen Thätigkeit des kindlichen Alters. Wie Pestalozzi dem Kinde seinen eigenen Leib, so analysirt Becker ebenfalls dem Kinde den Leib seiner Vorstellungen, die eigene Sprache, bis in ein Detail, dem jede, auch die größte kindliche Kraft erliegen

---

*) S. Rud. v. Raumer in C. v. Raumer's G. d. P. III, 2, 102 ff.

muß. Im Allgemeinen darf man wohl annehmen, daß die Becker-Wurst'sche Periode überwunden hinter uns liege, nicht aber so, daß keine sporadischen Reste in manchen Schulen sich noch erhielten. Ich habe bei den ganz seltenen Gelegenheiten, die mich mit dem Anfangsunterricht in Berührung bringen, doch einmal einer öffentlichen Prüfung kleiner, sechs- bis achtjähriger Mädchen angewohnt, wo der Lehrer — unter Seinesgleichen als ein Licht geltend — fragte: was ist ein Urtheil? Und die Antwort blieb nicht aus. Ein andermal mußte ich kleinen Knaben desselben Alters den Unterschied der deutschen Adjektive, welche die Endung — i ch haben, von den andern mit der Endung — i g erklären hören. Auch der noch oft vorkommende Versuch, daß Wesen der Kasus durch deren deutsche Benennung erkennbar zu machen, ist ohne Zweifel auf Becker's Ansehen und Ansicht zurückzuführen. Dergleichen Dinge haben einen gewissen Reiz nicht blos für den Lehrer, der sich selbst gerne als Gelehrter erscheinen möchte, sondern oft auch für andre, welche in redlichem Streben mehr geistiges Leben in ihre, ihnen selbst als mechanisch erscheinende Lehrthätigkeit bringen möchten; während es doch jedem Lehrer, auch bei'm Anfangsunterricht, in die Hand gegeben ist, sich selbst und die Schüler, auch wenn er nur Lesen und Schreiben zu lehren hat, in wirklich fruchtbarer geistiger Thätigkeit zu erhalten. Tempora, modos, casus u. dgl. ihrem Wesen nach zu erkennen, ist nur dem philosophisch-gebildeten und gereiften Sprachforscher zugetheilt; und Namen dafür zu schaffen, welche deren umfassendes Verständniß eröffneten oder einleiteten, ist unmöglich. Warum denn also Namen einführen, welche schwerer behalten

werden, als die hergebrachten, die der Schüler, eben weil sie fremde sind, leichter behält?

Die große Mehrzahl der Schüler muß freilich das Deutsche, soweit es zu lernen ist, am Deutschen lernen. Aber es fragt sich hiebei, welches Deutsch, und wie es am Deutschen zu lernen sei. Rud. v. Raumer a. a. O. S. 107 gibt die Antwort: es soll die naturwüchsige Mundart des Schülers mit der Schriftsprache vermittelt werden. Ich möchte doch eigentlich lieber sagen, es solle die Schriftsprache gelehrt werden, in welcher auch der geringste Mensch sein Kirchenlied singt, predigen hört und seine Bibel sammt seinen Gebeten liest. Wenn das auch selten erreicht wird, daß der Schüler die Schriftsprache wirklich schreiben lernt, so kann es doch von Einigen erreicht werden. Ich kenne selbst ältere Personen niedern Standes, welche die Schriftsprache so gut und zum Theile besser handhaben, als solche, die zu ihrer Zeit lateinische Schulen besucht haben. Nur das Hereinbringen fremdartiger Stoffe in die Volksschule und ebendamit die Zerstreuung der Gedanken auf Seiten der Lehrer und der Schüler kann ein Hinderniß dafür abgeben, daß die bessere Mehrzahl der Schüler zwischen dem achten und vierzehnten Jahre die Schriftsprache wirklich lerne. Und wenn auch diese in der Schule nur von einem Theile der Schüler gelernt, und von der überwiegenden Mehrzahl nach der Schule halb vergessen wird, so muß meines Erachtens das Ziel, die wirkliche Erlernung der Schriftsprache, für die Schule schon als Direktiv für den Lehrer stehen bleiben. Aber was wird das natürliche Substrat seyn, um das Deutsche am Deutschen zu lehren? Es kann hier nur von dem zu reden seyn, was gelesen wird, da alles Uebrige auf die Seite des Lehrers

fällt, welcher die lebende Grammatik vorstellt. Also was wird in der (evangelischen) Volksschule Deutsches gelesen? Die Fibel, oder wie man das Buch nennen mag, welches gebraucht wird, um Lesen zu lernen, kommt hier nicht in Betracht, sondern nur die Bücher, die ihres Inhalts wegen gelesen werden. Vor neun Jahren, als unser Lesebuch für die evangelischen Volksschulen noch im Entstehen war, habe ich einen denkenden und vielerfahrenen, dabei seiner Kirche aufrichtig anhängenden Schullehrer gefragt, ob er ein Lesebuch neben der Bibel nothwendig finde. Dieser hat's damals bejaht, und ich muß wegen Mangels an Erfahrung auf diesem Felde mit meinem Urtheile zurücktreten. Ich meinte, und aufrichtig gestanden, ich meine heute noch, gerade vom Gesichtspunkte der Sprachbildung aus gebe es kein Buch von so entschiedener und überwiegender Brauchbarkeit, wie die Lutherische Bibelübersetzung; und ich meine es nicht nur, sondern ich weiß es, daß Bauern und Bäuerinnen, welche kein andres Lesebuch in der Schule hatten, ihren innern Sinn so sicher und klar daran gebildet haben, daß sie, was man heute noch bei alten Leuten finden kann, nicht nur klar und treffend, sondern auch schön in ihrer Art schreiben, daß sie Stil lernten. Was man gewöhnlich gegen diesen Gebrauch der Bibel anführt, es sei diese zu gut, um so verwandt zu werden, das könnte nur dann anerkannt werden, wenn man sie in der Weise verwenden wollte, wie die Fibel angewandt wird, zum eigentlichen Lesenlernen. Wenn dann aber die Kinder so weit geführt sind, daß sie neben der allerdings fortdauernden Uebung im Lesen angehalten werden können, ein Buch wegen seines Inhalts zu lesen, so ist's ja ein und dasselbe Ding hinsichtlich eines besondern Lesebuchs und der Bibel:

jedes dieser beiden wird im Unterricht so gebraucht, daß der Schüler seinen Inhalt verstehen und sich merken soll. Und da glaube ich denn, daß die Bibel nicht blos ihrem Inhalt, sondern auch ihrer Sprache nach ohne Widerrede verdiene, das einzige Lesebuch in der Volksschule zu seyn. Ich brauche über den Inhalt nichts zu sagen, wohl aber die Ansicht zu rechtfertigen, wonach der Kreis der Vorstellungen, womit der Unterricht in der Volksschule sich beschäftigt, durch den Inhalt der Bibel bestimmt und begränzt wäre. Denn diese Anforderung ist eben dadurch ausgesprochen, wenn ich die Ansicht aufstelle, daß in der evangelischen Volksschule kein Lesebuch neben der Bibel bestehen sollte. Vielleicht kommt es dir wunderlich vor, was ich hiefür zu sagen habe: Aller Unterricht in der Schule muß sich die Bildung derer zum Ziele setzen, welche unterrichtet werden, und überall, wo Bildung aus dem Wissen entsteht, muß dieses zur Gelehrsamkeit werden, bevor die Frucht der Bildung aus dem Wissen hervorgehen kann. Betrachte zur Vergleichung unsre höheren Lehranstalten in ihren verschiedenen Arten und Abstufungen. Anstalten zur Bildung kann man dieselben nur insofern mit wirklichem Rechte nennen, als sie ein Wissen beibringen, welches zur Gelehrsamkeit werden, und dadurch Bildung erzeugen *kann*. Nur ganz uneigentlich kann man vom Gymnasium und auch noch von der Universität sagen, daß sie die Jugend bilden. Wahr und richtig ist nur das, daß sie die Bildung begründen, die Möglichkeit der Bildung darbieten. Das thun sie nicht durch ein zufälliges Konglomerat von Wissen, welches sie ihren Schülern mitgeben, sondern durch die Gelehrsamkeit, oder durch ein in sich selbst dermaßen geeinigtes Wissen, daß dessen einzelne Theile als Glieder

des einen geistigen Ganzen zu erkennen sind. Denn auch das reichste Wissen unverbundener Notizen nennt man ja weder Gelehrsamkeit, noch Bildung. Wie aber Gelehrsamkeit oder einheitliches Wissen entstehe, kann nicht zweifelhaft seyn. Es entsteht, wie der Fruchtbaum, dessen Stamm mit seinen Aesten gebildet seyn muß, bevor man impft oder pfropft, und man pfropft nur Schosse der verwandten Species, welche die natürliche Anlage haben, in eine Lebensgemeinschaft mit dem Stamme zu treten. Natürlichkeit der Unterrichtsstoffe — weil wir ja doch von diesem Punkte ausgegangen sind — wird in derjenigen Schule vorhanden seyn, wo einer derselben und zwar der geistigste Stoff, den Kern und Stamm vorstellt, dem die andern als Zweige angehören.

Kann es denn aber gelehrte und gebildete Bauern und Bäuerinnen geben? Es hat deren unter unsrer evangelischen Bevölkerung sonst viele gegeben, und es gibt ihrer noch, ungeachtet unsre Schulgesetzgebung seit Anfang des Jahrhunderts viel gethan hat, um dieses Geschlecht absterben zu lassen. Es sind jene, deren Kenntniß und Verständniß der h. Schrift, in der Schule angefangen und begründet, durch treue Seelsorger und durch eigenes fortgesetztes Forschen zu einheitlichem, wachsendem und selbständigem Wissen der Offenbarung geworden ist. Wie viel oder wie wenig solche Personen, welche gebildete Bauern und Bäuerinnen genannt zu werden verdienten, von dem gewußt haben oder wissen, was der Entwurf unsers Lesebuchs für die evangelischen Schulen die Außenwelt nennt, läßt sich nicht angeben; wohl aber darf man behaupten, daß ihr Urtheil über die Dinge in der Welt vergleichungsweise das richtigste und klarste sei. Und dieses, das richtige Urtheil, nicht das Wissen an

sich, bezwecken doch diejenigen, welche ein Lesebuch neben der Bibel einführen? Möchte man doch im ganzen Gebiete des Unterrichts erkennen, wie klein dem Umfange nach das sei, was durch den Unterricht Allen und von Allen, von Lehrern mittlerer Art Schülern mittlerer Art beigebracht werden kann, und möchte doch das oft angeführte multum, non multa zu allererst in der Volksschule zur Wahrheit werden! Aber wir steigern uns, weil wir uns des Scheines schämen, als blieben wir hinter Andern zurück, die viele Worte machen von dem Eifer, mit dem sie den Baum des Erkenntnisses schütteln. Wenn Kenntniß und Verständniß der heiligen Schrift diejenige Bildung begründet, wozu in der Volksschule der Anfang gemacht werden soll, so darf, meine ich, kein Lesebuch neben der Bibel bestehen; nicht blos, weil in der That keine Zeit für das Lesebuch übrig bleibt, sondern auch, und vornemlich darum, weil selbst das beste Lesebuch die Einheit des Bildungsganges theilt und stört: es kommt dadurch in die Vorstellungen der Lehrer und der Schüler eine zweite abnorme Richtung herein, wie das auch vorweg schon im Vorwort zu unserm Lesebuch für die evangelischen Schulen (1851) dadurch anerkannt wird, daß dieses Buch neben der Innenwelt auch die Außenwelt (Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Naturlehre) durch passende Darstellungen in den Werken mustergiltiger deutscher Schriftsteller zur Anschauung bringen, daß es „dem Realunterricht zur Unterstützung und Grundlage dienen" soll. Wohl kann man sagen, es sei die Auswahl solcher Darstellungen in religiösem und kirchlichem Sinne geschehen, und das wird jeder Freund des Volkes und der Kirche denen verdanken, welche die Auswahl getroffen haben. Aber neben der außerordentlichen Abweichung der

Sprache des Lesebuchs von der Sprache der Bibel begründet jedenfalls der Zweck des Lesebuchs, Anschauungen von der Außenwelt zu geben, eine unausgleichbare Zwiefaltigkeit der Tendenz der Volksschule, von der etwas Gutes zu erwarten mir nicht möglich erscheint. Ich kann mir ein Lesebuch denken, welches so ziemlich alles Wissenswerthe, was unseres von 1854 enthält, auch enthielte, verfaßt von einem Einzigen, der aus Reisewerken, archäologischen Monographien, aus Werken jüdischer, griechischer, römischer u. a. Schriftsteller eine ansehnliche Reihe von Aufsätzen fertigte, die sämmtlich einen Realkommentar zur h. Schrift vorstellten, nicht eben zu deren einzelnen Stellen, wiewohl z. B. Röm. 2, 14. 15 für sich allein schon eine längere Auseinandersetzung verdiente, sondern vielmehr zu allen Partieen der Geschichte der Offenbarung, welche geschichtlich aufgeklärt, und durch Vergleichung deutlicher gemacht werden können. Eine Fortsetzung der Apostelgeschichte bis auf Konstantin und eine ausführliche Reformationsgeschichte müßte hinzukommen. Aber solch ein Lesebuch würde ich auch nicht den Schülern, sondern nur den Lehrern in die Hände geben. Rudolph v. Raumer*) hat auch das an unsrem Lesebuch bedenklich gefunden, daß dasselbe dem Kinde Beschäftigung und Erholung durcheinander geben will. Ich glaube mit ihm, daß die Erholung außer der Schule ihren Platz habe. Ohne Zweifel müssen wir bei Allem, was wir der Jugend zur Beschäftigung hingeben, darauf bedacht seyn, daß der Geist des Lernenden eine gewisse Befriedigung darin finden könne; und insoferne wird man's nicht tadeln dürfen, daß Sammler von Lesestücken, wenn einmal so gesammelt

*) A. a. O. S. 113. Vorwort zum Entwurf S. VII.

werden soll, trockenere und anziehendere Stücke abwechseln lassen; aber auch diese müssen der Beschäftigung dienen; was zum Zwecke der Erholung in der Schule aufgenommen wird, läßt die Schule einem ihr fremden Zwecke dienen. Das Meiste, was unser Lesebuch enthält, würde nach seinem Inhalt und seiner Richtung einen Kalender zieren. Der könnte und sollte so eingerichtet seyn, daß der Bauer, durch den Inhalt angezogen, die einzelnen Jahrgänge gerne aufbewahrte, und am Ende zusammenheften ließe, um immer guten Lesestoff im Hause zu haben.

Vielleicht aber bedurfte man des Lesebuchs vorzugsweise als einer „Unterlage für den Sprachunterricht?" Ich bin ohnedieß schon zu weitläufig geworden, und auf den Unterricht in der Muttersprache muß ich später wieder zurückkommen: ich füge deßhalb nur noch in der Kürze an, warum ich auch für diesen Zweck die Bibelübersetzung unbedingt jedem andern Buche vorziehe.

Da der Lehrer die Grammatik vorstellen, und die Korrektheit im Reden und Schreiben lediglich von seiner Anweisung ausgehen muß, so kann die Wahl eines Lesebuchs, insoferne dieses der Ausbildung des Sprachvermögens dienen soll, nur bezwecken, den Schülern gute Muster des Stils vor Augen zu führen. Dieß setzt mithin voraus, daß das ausgewählte „Mustergiltige" als Muster seine Wirkung thun, irgendwas bei den Schülern hinsichtlich ihres Gebrauchs der Sprache hervorbringen werde. Das Lesebuch enthält zweihundert und fünfzehn Stücke von einundneunzig genannten, und einer Anzahl ungenannter Autoren; eine Mannigfaltigkeit, welche noch durch die Redaktion mancher Stücke für den vorliegenden Gebrauch um Vieles vermehrt wird. Nun aber ist eben-

sowenig anzunehmen, daß eine so vielfach wechselnde Darstellung irgend einen einheitlichen Eindruck machen, als, daß ein Schüler von einem unter so vielen Autoren für seine Sprache etwas lernen und annehmen werde, was, auch wenn's möglich, doch nicht im mindesten zu wünschen wäre: es wäre wahrhaft jämmerlich, wenn man Bauern soweit steigern könnte, daß sie schrieben, wie einer der Einundneunzig. Wie haben wir uns denn die Entstehung derjenigen Schriftsprache vorzustellen, welche man in der Volksschule durch des Lehrers Unterricht und durch das, was man liest, gewinnen kann? Das, was man liest, und was der Lehrer lehrt einerseits, und das Idiom des Lernenden andrerseits muß sozusagen miteinander die Schriftsprache des Schülers der Volksschule erzeugen. Diese Erzeugung könnte nicht stattfinden, wenn wir den schwäbischen Volksschülern schwäbische, den niederdeutschen plattdeutsche gedruckte Poesie und Prosa als Muster vorlegten; aber auch da nicht, wo Musterstücke aufgestellt werden, deren Verfasser zum größten Theile sich in einem Kreise von Vorstellungen bewegt und ebendadurch eine Sprache gebraucht haben, welche von den Vorstellungen und der Sprache der Bauern immer geschieden bleiben werden. Die beiden zeugenden Elemente müssen zwar verschieden, aber dabei voraus schon verwandt seyn. Beides, die nöthige Verschiedenheit und die nöthige Verwandtschaft erkenne ich nur in der Bibelübersetzung.

4.

Vom Lernen, zunächst der Muttersprache.

1856.

Kannst du mir sagen, was das Lernen seinem eigentlichen Wesen nach sei? denn wenn wir nach dem natürlichen Stoffe des Unterrichts fragen, so werden wir diesen gewiß leichter erkennen, wenn wir uns eine deutliche Vorstellung vom Lernen selbst gemacht haben. Aber eine Definition vom Lernen zu geben, welche auf alles Lernen paßte, vermag ich wenigstens nicht. Das hingegen meine ich deutlich zu sehen, daß in allem wissenschaftlichen Lernen das Empfangen oder die Konception, und das Fassen oder Verstehen, die Perception, genau unterschieden werden muß. Durch Konception erlangen wir das Können und Kennen; Alles, was als geistige Fertigkeit in uns eingeht, ist lediglich Konception, wie auch das, was uns in Gestalt einer Ahnung auffsteigt,

oder was eine Anschauung in uns bildet; durch die Perception dagegen wird das, was wir können, kennen, ahnen, anschauen, zur Einsicht. Der Apfel, welcher neben Isaak Newton niederfällt, wirkt in diesem eine Konception, und die Anwendung des Keppler'schen Gesetzes bringt die Perception: jetzt erst hat Newton das Gesetz der Attraction gelernt.

Ich finde bei Vergleichung zweier Menschen, der Altersstufen, der Geschlechter, der Nationalitäten, der Geschichtsperioden, außerordentlich große Unterschiede des Vermögens zur Konception und Perception, vornehmlich im Verhältniß dieser beiden Kräfte zu einander, so zwar, daß das Vorwalten der einen Kraft die geistige Eigenthümlichkeit z. B. der Geschlechter und der Nationalitäten wesentlich bedingt, und, um das sogleich auf unsere Frage anzuwenden, eine andre Weise des Unterrichtens für Mädchen, als für Knaben, eine andre für Slaven, als für Deutsche, erforderlich macht. Ebenso finde ich die vielerlei Stoffe des Wissens außerordentlich verschieden hinsichtlich ihrer Anlage und natürlichen Bestimmung, entweder nur empfangen und gekannt, oder auch erkannt und verstanden zu werden; und diese Eigenthümlichkeit der Stoffe modificirt sich wieder nach der Eigenthümlichkeit der Köpfe, der Geschlechter, der Altersstufen, so daß, was für dich Gegenstand der Konception und Perception ist, bei mir vielleicht nur bis zur Konception kommt.

Je entschiedener ein Stoff des Wissens die Perception fordert, desto weniger wird die blose Konception den Zweck des Unterrichts erfüllen. So z. B. den Geist eines Schriftstellers, seinen Glauben, seinen ästhetischen Werth, sogar seinen Sprachgebrauch erkennen wir nur

durch Perception, durch unmittelbaren Verkehr unsers Geistes mit seinem Geiste: wer uns eine Vorlesung darüber hält, auch wenn er Proben aus den Werken des Autors beibringt, der gewährt uns eine Konception, welche von unserm Geiste wieder abfällt, eben weil keine Perception daraus geworden ist. Die äußere Kirchengeschichte können wir durch Vorlesungen oder aus Büchern lernen, sie ist ein Gegenstand der Konception; dagegen die innere fordert, wie kaum ein anderer Stoff, die Perception. Wird diese als Gegenstand der blosen Konception behandelt, so bringt sie dem Geiste keinerlei Nahrung. Kann es wohl etwas Traurigeres geben, als eine Prüfung, in welcher der Kandidat sein Urtheil über Augustinus, Bernhard von Clairvaux, Abälard gerade so abgibt, wie er's seiner Zeit nachgeschrieben hat? Des verewigten Gieseler Unternehmung, nach dem Vorgange Schlosser's (in der G. d. a. Welt) Originalstellen seinen Paragraphen der K. G. unterzulegen, ist deswegen überaus verdienstlich gewesen, weil dadurch dem angehenden Theologen wenigstens eine Annäherung an die Perception der innern K. G. möglich gemacht wird. Doch in keinem Stücke wird die Beschränkung dessen, was erkannt und verstanden werden soll, auf die Konception, der Entfaltung und Stärkung des Geistes hinderlicher seyn, als bei'm Studium der Philosophie, weil diese die Perception am entschiedensten fordert. Ein Lebensalter, welches bei den Meisten nur historischen Stoff, Sprachen, Exegese, Geschichte, als Geistesnahrung begehrt, einen Einzelnen, dem bei dem Spekuliren über das Es und das Nichts die Sinne vergehen, zur Konception philosophischer Demonstrationen zu nöthigen, ist nicht nur wegen der verlorenen Zeit, sondern auch darum großes

Unrecht, weil jeder längere Versuch, das, was Gegenstand der Perception ist, sich durch blose Konception anzueignen, den Geist, anstatt ihn zu schärfen, abstumpft.

Es ist aber noch ein weiterer Unterschied der Köpfe und der Lehrstoffe wohl zu beachten. Die einen Köpfe, Altersstufen u. s. w. vermögen gleichzeitig nur einen, die andern mehrere Lehrstoffe, alle nur ein gewisses Maß verschiedenen Lehrstoffs in sich aufzunehmen, so, daß wirkliche Konceptionen daraus werden; und die Fähigkeit zur Perception mindert sich — man darf wohl sagen bei allen Köpfen und auf jeder Altersstufe — mit jeder weitern Konception, welche uns gleichzeitig mit andern Konceptionen zugemuthet wird. Und die Lehrstoffe selbst sind darin von einander verschieden, daß der eine sich mit dem andern in demselben Kopfe verträgt, wie die Speisen im Magen, der andre aber nicht: und die Grade der Verträglichkeit sind wieder nicht die gleichen. Die Probe über Beides kann Jedermann bei sich selbst machen: es wird die Möglichkeit oder Nichtmöglichkeit der Perception immer der sicherste Maßstab für die Zuläßigkeit oder Nichtzuläßigkeit gleichzeitiger verschiedenartiger Konceptionen seyn. Die Folgerungen, welche sich hieraus für unsern Unterricht, insbesondre für unsre Lehrplane ergeben, lasse uns ein andermal betrachten. Für jetzt aber ist's nicht überflüssig, das Verhältniß der Gedächtnißkraft und der Konceptionskraft in's Auge zu fassen. Denn die offenbar sehr verbreitete Meinung, als wären beide Kräfte nur Eine, erscheint wenigstens mir als die Hauptursache des Mißlingens im Unterrichte, da, wo nicht Unfähigkeit oder Mangel an gutem Willen den Erfolg abschneidet. Es meinen Viele, in's Gedächtniß aufnehmen sei Lernen. Nun ist zwar die Gedächtnißkraft unschätzbar

für die Konceptionskraft als diejenige, wodurch die einzelnen Konceptionen allein haften und unser Eigenthum werden, wie auch der Stoff zur Thätigkeit der einen Kraft vielfältig durch die Thätigkeit der andern dargeboten wird; und die Uebung der erstern ist darum vom größten Werthe, weil dieselbe, in richtiger Weise angestellt, die Aufmerksamkeit schärft, ohne die es gar keine Konceptionen gibt. Aber daß beide Kräfte nicht Eine seyen, kann man einfach daraus erkennen, daß jede der beiden die andre beeinträchtigt, wenn sie unverhältnißmäßig ausgebildet ist, und daß die eine, je nach der Art des Unterrichts, brach liegen kann. Pfeffel gibt eine artige Erzählung von einem in sein Haus aufgenommenen Mädchen, das seine Kindheit im Kloster verlebt hatte. Sie hat sich mit Innigkeit an die Familie angeschlossen, und vertraut dem Hausvater eines Tages, daß sie jetzt auch heirathen werde; und auf die Frage wen? nennt sie ihn selbst als den Mann, welchen sie sich erkoren habe. Pfeffel fragt sie, ob ihr denn das sechste Gebot unbekannt sey? Sie antwortete sogleich:

Luxurie ne commettras,
Ni corps, ni de consentement;

aber daß es die verpönte luxurie wäre, wenn das Mädchen den verehlichten Hausvater zum Manne nähme, davon weiß sie nichts. Kann doch das Auswendiglernen selbst das Hinderniß werden, daß ein Menschenkopf zu keiner Konception dessen gelangt, was er auswendig gelernt hat. Hinwiederum bewirkt die künstlich gesteigerte Konceptionskraft, z. B. bei einem Kinde, das man zum Dichten aufmuntert, daß die Gedächtnißkraft unausgebildet bleibt und abnimmt.

Obwohl man Beobachtungen dieser Art in der Schule und anderswo alle Tage machen kann, meinen doch Viele, was dem Gedächtnisse eingeprägt ist, das sei gelernt. In — — galt zu meiner Zeit derjenige Gymnastalschüler als der Beste in der Geschichte, welcher das eingeführte Geschichtskompendium durchweg so auswendig wußte, daß er Wort für Wort ohne Anstoß und Einhelfen hersagen konnte: und ich erinnere mich auch eine Verordnung der Behörde gelesen zu haben, welche in demselben Sinne gefaßt war. Ich habe einmal eine lateinische Grammatik besessen, mir von einem Freunde aus der französischen Schweiz mitgebracht, worin nicht nur die Formenlehre, sondern auch die ganze Syntaxe und das Uebrige in Frage und Antwort geschrieben stand, und der Freund versicherte mir, daß dort bei den öffentlichen Prüfungen der Lehrer die Frage, der Schüler die Antwort, nach diesem Buche hersage, und der Schüler das größte Lob verdiene, welcher in keiner Antwort stockt oder einen Gedächtnißfehler macht. „Kannst" du dein Lied? fragt die besorgte Mutter ihren Knaben Montag Morgens, bevor dieser zur Schule geht. Bist du, mein Kollege, auch etwa zufriedengestellt, wenn dein Schüler sein Lied **kann**? Lasse uns doch ja die so weit verbreitete und so überaus nachtheilige Selbsttäuschung ferne bleiben, als ob auswendig Gelerntes und auswendig Hergesagtes geistige Konceptionen wären.

Nun möchte ich das Bisherige noch einmal auf das anwenden, was ich im dritten Briefe besprochen habe. Wie lernt das Kind seine Muttersprache? Ich glaube, nicht blos als Kinder, sondern durch alle niederen und höheren Schulen hindurch lernen wir dieselbe durch immer neue Konceptionen. Die Perception der Mutter-

sprache ist lediglich Sache des Gelehrten: erst der wissenschaftlich ausgebildete Geist kann und will den Gründen nachforschen, derenwegen so und nicht anders zu sprechen und zu schreiben ist. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß alle, auch anders, als mit Becker und Wurst, angestellten Versuche, in irgend einer Schule das Deutsche zum Gegenstand der Perception zu machen, nichts als peinliche und unfruchtbare, dazu nur scheinbare Konceptionen in den Köpfen der Schüler hervorgebracht haben.

Der lexikalische, grammatische und stilistische Sprachschatz des Schülers, welcher keine andre als die Muttersprache lernt, erwächst aus dreierlei Stoffen. Den ersten gewährt das, was er im Hause und im Verkehr mit Seinesgleichen und mit andern Menschen einsammelt. Der zweite kommt ihm zu durch den Unterricht und den Gottesdienst, durch das Wort des Lehrers und des Predigers. Den dritten Stoff gewährt das, was zu Hause und in der Schule gelesen wird. Der erste und der dritte Stoff verhalten sich zu einander, wie der Boden zur Kultur, oder auch, wie das nicht kunstgerechte Singen zu den Melodieen, durch deren Erlernung man sich das kunstgemäße Singen aneignet. Der dritte Stoff ist der maßgebende, als das Muster, wonach der erste sich formen lassen soll; der zweite dient eigentlich nur zur Vermittlung zwischen den beiden andern, indem er sich mit dem dritten verbindet, um den ersten zu bewältigen und zu durchdringen. Wie wollen wir uns nun das Werden der Konceptionen vorstellen, woraus der Sprachschatz eines Volksschülers bis zum Austritt aus der Schule sich bildet? Das, was er unter des Lehrers Anleitung liest, soll das Maßgebende für den Sprachstoff seyn, welchen er in die Schule mitbringt und außer der Schule

Obwohl man Beobachtungen dieser Art in der Schule und anderswo alle Tage machen kann, meinen doch Viele, was dem Gedächtnisse eingeprägt ist, das sei gelernt. In — — galt zu meiner Zeit derjenige Gymnasialschüler als der Beste in der Geschichte, welcher das eingeführte Geschichtskompendium durchweg so auswendig wußte, daß er Wort für Wort ohne Anstoß und Einhelfen hersagen konnte: und ich erinnere mich auch eine Verordnung der Behörde gelesen zu haben, welche in demselben Sinne gefaßt war. Ich habe einmal eine lateinische Grammatik besessen, mir von einem Freunde aus der französischen Schweiz mitgebracht, worin nicht nur die Formenlehre, sondern auch die ganze Syntaxe und das Uebrige in Frage und Antwort geschrieben stand, und der Freund versicherte mir, daß dort bei den öffentlichen Prüfungen der Lehrer die Frage, der Schüler die Antwort, nach diesem Buche hersage, und der Schüler das größte Lob verdiene, welcher in keiner Antwort stockt oder einen Gedächtnißfehler macht. „Kannst" du dein Lied? fragt die besorgte Mutter ihren Knaben Montag Morgens, bevor dieser zur Schule geht. Bist du, mein Kollege, auch etwa zufriedengestellt, wenn dein Schüler sein Lied *kann*? Lasse uns doch ja die so weit verbreitete und so überaus nachtheilige Selbsttäuschung ferne bleiben, als ob auswendig Gelerntes und auswendig Hergesagtes geistige Konceptionen wären.

Nun möchte ich das Bisherige noch einmal auf das anwenden, was ich im dritten Briefe besprochen habe. Wie lernt das Kind seine Muttersprache? Ich glaube, nicht blos als Kinder, sondern durch alle niederen und höheren Schulen hindurch lernen wir dieselbe durch immer neue Konceptionen. Die Perception der Mutter-

sprache ist lediglich Sache des Gelehrten: erst der wissenschaftlich ausgebildete Geist kann und will den Gründen nachforschen, derenwegen so und nicht anders zu sprechen und zu schreiben ist. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß alle, auch anders, als mit Becker und Wurst, angestellten Versuche, in irgend einer Schule das Deutsche zum Gegenstand der Perception zu machen, nichts als peinliche und unfruchtbare, dazu nur scheinbare Konceptionen in den Köpfen der Schüler hervorgebracht haben.

Der lexikalische, grammatische und stilistische Sprachschatz des Schülers, welcher keine andre als die Muttersprache lernt, erwächst aus dreierlei Stoffen. Den ersten gewährt das, was er im Hause und im Verkehr mit Seinesgleichen und mit andern Menschen einsammelt. Der zweite kommt ihm zu durch den Unterricht und den Gottesdienst, durch das Wort des Lehrers und des Predigers. Den dritten Stoff gewährt das, was zu Hause und in der Schule gelesen wird. Der erste und der dritte Stoff verhalten sich zu einander, wie der Boden zur Kultur, oder auch, wie das nicht kunstgerechte Singen zu den Melodieen, durch deren Erlernung man sich das kunstgemäße Singen aneignet. Der dritte Stoff ist der maßgebende, als das Muster, wonach der erste sich formen lassen soll; der zweite dient eigentlich nur zur Vermittlung zwischen den beiden andern, indem er sich mit dem dritten verbindet, um den ersten zu bewältigen und zu durchdringen. Wie wollen wir uns nun das Werden der Konceptionen vorstellen, woraus der Sprachschatz eines Volksschülers bis zum Austritt aus der Schule sich bildet? Das, was er unter des Lehrers Anleitung liest, soll das Maßgebende für den Sprachstoff seyn, welchen er in die Schule mitbringt und außer der Schule

täglich mehrt. Wird er nun da einzelne Ausdrücke, Wendungen und Konstruktionen sich im Gedächtniß oder gar schriftlich merken, um dieselben zu verwenden, wenn er selbst etwas zu schreiben hat? Der Lehrer wird dem Schüler manches Einzelne, z. B. edlere statt gemeiner Ausdrücke, auch mit Hinweisung auf das Lesebuch, mittheilen. Aber die Konceptionen, welche der richtige Gebrauch des Lesebuchs erweckt, werden von ganz anderer Art seyn. Nur das Fassen oder Ahnen der Sachen, d. h. der Vorstellungen, in dem Buche, das ich lese, gibt mir einen Eindruck von der Form, in welcher mir die Sachen entgegenkommen, und zwar einen dunkeln Eindruck, von dem ich mir lange Zeit keine Rechenschaft geben kann, und der mir erst dann klarer wird, wenn ich im Stande bin, den Stil des einen Autors gegen den des andern zu halten. Wie Viele haben den Isokrates und Demosthenes, wie Viele den Cicero studirt, um ihren Stil zu bilden, bevor Dionysius von Halikarnaß und Quintilian es versuchten, im Einzelnen zu zeigen, was im Stile jener Redner bewunderns- und nachahmenswerth sei! Und wer etwa meinte, an der Hand des griechischen und des römischen Sprachkünstlers seinen griechischen oder lateinischen Stil ausbilden zu können, bevor er durch das emsigste Lesen und Wiederlesen der Redner selbst jene dunkeln Eindrücke in Masse gewonnen hatte, der lebte in einer argen Selbsttäuschung. Die Anschauungsweise des Geistes, an dessen Stil ich den meinigen bilden soll, muß in meinen Geist übergehen; und wenn ich dann selbst schreibe, so wird mein Stil durch den Stil jener Geister gebildet erscheinen, nicht so wie in einer kunstreichen Nachbildung, etwa in dem Kunststück, das Pustkuchen seiner Zeit mit W. Meisters

Wanderjahren gemacht hat, sondern so, wie es bei Schleiermacher hervortritt, daß er sich viele Jahre mit Plato beschäftigt, und an Wieland, daß er sich nach Lucian und den Franzosen gebildet hat. Man wird nicht einwenden können, es seien beide wissenschaftliche Männer gewesen. Vielmehr je jünger und unwissenschaftlicher der Mensch ist, um so mehr wird er nur durch jene dunkeln Eindrücke, so zu sagen durch den geistigen Gehörsinn, im Stile etwas lernen. Werden das zwei so grundwesentlich verschiedene Bücher, die man in den evangelischen Schulen gebraucht, wie Bibel und Lesebuch, mit- und nebeneinander dem Schüler in der Volksschule leisten? Und wenn das nicht unmöglich wäre, werden nahe an hundert Autoren des Lesebuchs dasjenige bewirken, was nur durch langen Verkehr des Lesenden mit einem Gelesenen entstehen kann?

Ich bin noch nicht fertig mit der Frage darüber, was der natürliche Stoff für den Unterricht in der Muttersprache sei. Aber zum Beweise dafür, daß Solche, deren einziges Lesebuch in der Schule die Bibel gewesen ist, einen gebildeten Stil erlangen können, schreibe ich aus Hamanns Briefwechsel mit F. H. Jakobi, Leipzig 1820, S. 324, den Brief ab, welchen Thomas Wizemann, ein armer Tuchwirker in Ludwigsburg, am 9. Januar 1787 an seinen Sohn geschrieben hat, der wenige Tage darauf in Jakobi's Hause gestorben ist:

„Mein theurer, lieber Sohn! Mich jammern deine Umstände; weil es aber Gottes Sachen sind, und wir nicht in den Rathschluß Gottes hineinsehen, so wollen wir als die wahren Streiter dem HErrn Jesu nachahmen, unser Kreuz auf uns nehmen, im Leben, Leiden und

Sterben; und wenn wir einander in dieser Welt nicht mehr sehen, so werden wir doch einander in der Ewigkeit antreffen, wiewohl ich wünschte, dich noch einmal zu sehen. Halte dich eben an Jesum, so wirst du wahres Vergnügen zu deiner seligen Ruhe bekommen. Du darfst glauben, daß deine Mutter und Geschwister so geweint haben, daß man's nicht mehr hat trösten können, bis sie ausgeweint haben. Was mich anbetrifft, bist du mir immer ein Jonathan gewesen und bist's noch. Ich behalte dich lieb bis in mein Grab, und ich wollte gerne, ich könnte mein Leben um's deine geben. Doch was wäre es? Etliche Jahre wären bald verlaufen, dann käme die Reihe doch an dich. Ich nehme also Abschied über Leben und Tod; laß es dir nicht bang seyn auf's Sterben; es ist eine kleine Uebergabe, so sind wir daheim. Ich verbleibe dein getreuer Vater Thomas Wizemann."

5.

Die Früchte der Konception und der Perception.

1856.

Du meinest, wenn ich je im wissenschaftlichen Lernen Konception und Perception unterscheiden wolle, möchte es zweckmäßig gewesen seyn, auch diese letztere genauer darzustellen. Ich will darum heute mit dieser anfangen. Wenn ich anders recht sehe, so besteht sie in der Prüfung der Konceptionen, und die Prüfung geschieht durch Vergleichung. Das, was geprüft werden soll, ist die minor, das Andere, woran es geprüft wird, die major, und der Schlußsatz ist die Perception.

Alle wirkliche Erkenntniß geschieht durch's Schließen, nur daß wir nicht überall den eigentlichen Syllogismus, sondern für gewöhnlich das anwenden, was Aristoteles Rhet. I, 2; II, 22, den rednerischen Syllogismus nennt, welchen er selbst allermeist gebraucht, wie ib. II, 12: die Jugend ist nicht bösartig, sondern gutartig, weil sie noch nicht viel Böses gesehen hat; dazu zum Glauben

aufgelegt, weil sie noch nicht viel betrogen worden ist; ebenso zum Hoffen; denn wie der Trunkene durch den Wein, so ist die Jugend heißen Blutes von Natur; auch darum (hofft sie gerne), weil ihr noch nicht viel mißlungen ist. Oder wie derselbe Eth. Nic. X, 9: Wer Mensch ist, wird auch des äußern Wohlbehagens bedürfen; denn die Natur ist nicht stark genug zum blosen Leben im Geiste, sondern es muß auch der Körper gesund seyn, und muß Nahrung und die übrige Pflege vorhandeu seyn. — Man kann auch einfach so sagen: wenn das Warum für die Konception und zu der Konception hinzugekommen ist, dann ist die Perception vollzogen, und der Inhalt der Konception ist gelernt. Willst du mir vielleicht einwenden, es gebe Konceptionen genug, die uns so unmittelbar einleuchten, daß wir keiner Prüfung und Vergleichung bedürfen, und also Konception und Perception Eines sei? Beobachte nur, was in deinem Geiste vorgeht, wenn sich eine solche Konception bei dir einstellt, z. B. wenn du eine Gnome findest, deren Wahrheit dir auffällt: eine solche wird dir nur dann einleuchten, wenn dein Geist schon eine Erfahrung oder Ueberzeugung besitzt, womit du die Konception unwillkürlich vergleichst, woran du von selbst prüfest, ob du die Konception in deinen Besitz aufnehmen oder abweisen sollest. Die Prüfung und Vergleichung, das Suchen und Finden des Warum macht den Unterschied der Perception von der Konception, und des wissenschaftlichen von dem nichtwissenschaftlichen Lernen; und die Möglichkeit oder Nichtmöglichkeit der Perception entscheidet darüber, ob ein Gegenstand des Wissens für den Schüler ein natürlicher Stoff des wissenschaftlichen Lernens sei. Die Konception kann uns von Außen eingehen, durch Lesen

oder Hören; die Perception geschieht nur durch die eigene Geistesthätigkeit, welche der Lehrer anregen und fördern, nicht aber ersetzen kann. Eben hierin zeigt sich ein ungemein großer Unterschied in der Lehrfähigkeit: es gibt ganz unterrichtete und fleißige Lehrer, welche darum wenig ausrichten, weil sie so lehren, wie wenn ihre Aufgabe nur die wäre, den Schülern geordnete Reihen von Konceptionen beizubringen; während vielleicht ein minder wissenschaftlicher Mann dadurch mehr ausrichtet, daß er die Kraft der Perception beständig anregt und fördert. Ich habe oft auch aus dem Munde Solcher, welche längst über die Schule hinaus waren, Urtheile der Art über die Lehrer ihrer Jugend gehört, welche auf diesen Unterschied zurückwiesen: von den Lehrern, welche die Kraft der Perception geweckt haben, pflegt man zu sagen, man habe viel bei ihnen gelernt. Dieß ist der Vorzug unsers Gymnasialunterrichts vor den Vorlesungen der Universität: wir sind durch den beständigen unmittelbaren Verkehr mit den Schülern immer aufgefordert, die Perception zu fördern und uns selbst zu überzeugen, ob diese auch wirklich erfolge; während die gewöhnliche Weise akademischer Vorlesungen nur Reihen von Konceptionen gewährt. Eben darum greifen wir überaus fehl, wenn wir, um vornehmer zu erscheinen, aus unsern Unterrichtsstunden Vorlesungen machen.*)

---

*) Wer Gelegenheit hat, verschiedene Klassen einer und derselben Lehranstalt, oder auch Schüler verschiedener Anstalten mit einander zu vergleichen, der wird auch ganze Klassen und ganze Anstalten von andern Klassen und Anstalten dadurch wesentlich unterschieden finden, daß die Schüler der einen theilnehmend und aufgeweckt, die der andern aber gleichgiltig, oft stumpf erscheinen; bei den letztern wird auch die kürzeste Prüfung zeigen, daß sie

Wenn dem nun also ist, daß die Konception vorangehen und die Perception folgen soll, so wird derjenige Unterricht keine rechte Frucht tragen, welcher sich auf Mittheilung der in irgend einem Fache vom Lehrer oder von einem Schriftsteller gewonnenen Resultate an den Schüler beschränkt. Ein oberster Leiter des Unterrichtswesens, in einer Jesuitenanstalt gebildet, welcher mehr Phantasie als Sachkenntniß in seinen Anordnungen kundgab, rühmte mir einmal den Ausspruch eines rationellen Landwirths: daß es nicht eher sich zum Bessern (in landwirthschaftlichen, Gewerbe- und ähnlichen Schulen) wenden werde, als bis die Lehren der Physik, auf wenige Blätter zusammengedrängt, Allen zugänglich wären; gleich als wenn wissenschaftliche Resultate lesen eines und dasselbe wäre nicht nur mit dem Erfassen der Wissenschaft, sondern auch mit der praktischen Anwendung.

Aber auch da, wo der Irrthum minder augenfällig ist, findet sich die Wahrheit oft verkannt, daß der Mensch durch wissenschaftliche Resultate, die ein Anderer ihm mittheilt, nicht lerne; natürlicherweise die Fälle ausgenommen, wo der Empfangende die Resultate ebenfalls selbstthätig gesucht, und nicht, oder andere Resultate gefunden hat. Durch das Lesen der Sprachregeln auch der bestgefaßten lateinischen Grammatik lernen unsre Schüler nichts. Dieß wird von denjenigen Lehrern faktisch anerkannt, welche, um wenigstens ein scheinbares Wissen der Regeln zu erzielen, dieselben auswendig lernen lassen. Der natürliche Stoff für's Lehren und Lernen der Gram-

gewohnt sind, das, was gelehrt wird, lediglich auf Autorität anzunehmen, und das, was durch den Verstand erkannt werden soll, auswendig zu lernen.

matik wäre eine gute und wohlgeordnete Auswahl von Beispielen, an welchen der Lehrer die Regel zeigte, und die Schüler anhielte, die Einstimmung oder Verschiedenheit beider Sprachen selbst zu erkennen und deutlich auszudrücken; eine Einrichtung, welche unter andrem auch den großen Nutzen hätte, daß der Lehrer dadurch genöthigt wäre, selbst mehr nachzudenken und seine Schüler mehr zum Nachdenken anzuhalten, als für gewöhnlich da geschieht, wo man die Regel vorlesen und dann eine Reihe deutscher und lateinischer Beispiele übersetzen läßt, woran die Anwendung der Regel gelernt werden soll. Und warum sollte ich Anstand nehmen, ebenso den Satz aufzustellen, daß derjenige Religionsunterricht in der Regel keine Frucht trage, welcher nur in der Mittheilung der vom Lehrer oder einem Dritten gewonnenen — oder auch nicht gewonnenen Resultate der Religionswissenschaft besteht? Ich gedenke nur mit widriger Empfindung der Zeit, wo ich als angehender Lehrer in drei Klassen solchen Religionsunterricht nach einem Buche von Rosenmüller geben mußte: die Andern hatten mir's zugeschoben, weil ich der Jüngste und weil ich Theologe war. Und so wenig ich leugnen will, daß bei besonderer Begabung auch daraus etwas Fruchtbares und Schönes gemacht werden könne, so habe ich doch zu oft gesehen, was für gewöhnlich daraus wird, wenn, wie bei der lateinischen Grammatik, der Schüler einen Paragraph vorliest, und dann der Lehrer das, was in wenige oder viele Worte gefaßt ist, in noch mehr Worte auseinanderzieht. Und ich glaube mich in der Beobachtung nicht zu täuschen, daß schon manche edlere Geister durch diese gewöhnliche Art des Religionsunterrichts auf der Schule nicht nur gleichgiltig, sondern feindselig gegen dasjenige

geworden seien, was, wenn es nicht Herzenssache wird, auch dem jugendlichen Geiste keinerlei Befriedigung gewährt.

Die deutsche Grammatik kann für den Schüler nur Gegenstand der Konception seyn, und ist deßwegen kein natürlicher wissenschaftlicher Stoff für sämmtliche Schulen unterhalb der Universität; für den Gelehrten, oder für denjenigen, welcher zu gelehrten Studien genugsam vorbereitet ist, wird sie zum natürlichen Stoffe dadurch, daß es derselbe in der deutschen Grammatik zu Perceptionen bringen kann. Eben darum aber, weil erst die Perception das Lernen ausmacht, ist nichts von alle dem, was wir in der Schule treiben, in seiner Anlage zur Bildung des Erkenntnißvermögens mit dem Lateinischen zu vergleichen, wo auch schon der kleinste, durch's Auswendiglernen angesammelte Vorrath gleich zu Uebungen des Nachdenkens über das Warum angewandt werden kann, ohne daß man nöthig hätte, den Geist des Knaben über Vermögen anzuspannen. Denn ungeachtet das Denken des Grundes Allen gleich nothwendig ist, kann der Grund selbst ein näherer und fernerer, seichterer und tieferer, und muß meistentheils für die gereifte Geisteskraft ein solcher seyn, welchen der Knabe noch nicht begreift.

6.

Das Lernen durch Uebung.

1857.

Eben als ich mich anschickte, das Nachfolgende niederzuschreiben, kam mir das dritte Heft dieses Jahrgangs der N. Jahrbücher für Philologie und Pädagogik in die Hände, in dessen zweiter Hälfte ein gelehrter und einsichtsvoller Recensent über Fr. Körner's Geschichte der Pädagogik Bericht erstattet, nach welchem Bericht Körner, ein leidenschaftlicher Verfechter der Bürgerschule, am Gymnasium nicht einen guten Faden, wie man sagt, gelassen hat. Das ist eine der wunderlichsten Einbildungen, die aber auch auf unserer Seite gar nicht selten vorkommt, wenn man die Sache, welche man selbst vertritt, dadurch zu befestigen und zu heben wähnt, daß man die des Nachbars herunterreißt. „Die Straße ist ja breit genug," antwortete Schlözer dem zudringlichen Büsching.

Man kann Tugenden und Laster nicht einmal auf

einem kleinen Raum abzählen, um daraus abzunehmen ob es da gut oder übel stehe: der Widersacher und Verächter der Gymnasien muß wohl die Gründe für deren Verwerfung von der Aufgabe der Gymnasien, wie sie im Durchschnitt ist, hergenommen haben. Nach einer vom Recensenten gegebenen Probe ist es vor Allem das Lateinische und Griechische, das vor Fr. Körner's Augen keine Gnade findet, weil dieser Lehrstoff unsittliche Elemente in die Schule hereinbringe, welche dem Christenthum widerstreben sollen. Auf unserer Seite dagegen konnte man auch schon Aussprüche begeisterter Humanisten vernehmen, nach welchen die Moral der Alten, z. B. der griechischen Tragiker, das Christenthum, wenigstens für Primaner, entbehrlich machen soll. Hac urget lupus, hac canis, ajunt. Lasse uns hübsch in der Mitte bleiben, und uns dessen freuen, daß wir einen Lehrstoff haben, mit dessen Vortrefflichkeit kein einziger unter den andern auch nur von ferne zu vergleichen ist, wenn nur wir selbst seine Schätze für uns und für andere auszubeuten wissen.

Wie aber dieses geschehe? Wo es bei fleißigem Unterrichte nicht oder in ungenügender Weise geschieht, da wird wohl eine der Ursachen des Mißstandes und oft auch des Mißmuthes die seyn, daß man sich sein Ziel zu hoch oder zu ferne gesteckt hat, ein Irrthum, der ja vielfältig in unser ganzes Unterrichtswesen eingedrungen ist. „Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen." Occupet extremum scabies! Mihi turpe relinqui est. Wie viele Namen von Wissenschaften sind in alle Unterrichtsanstalten, die höchsten und die untersten, hereingekommen! Wenn ich anders recht sehe, so gibt es für das Gymnasium deren nur zwei, die Mathematik und die der

Grammatik. Denn nur in diesen Lehrstoffen können wir's zur Perception, zum bewußten Lernen bringen, weil das, was nur mit dem Gedächtnisse aufgefaßt wird, nicht zur Perception gelangt. Und wenn eine Wissenschaft für mich nur derjenige geistige Komplex ist, von dem ich nicht blos Einzelheiten mit ihren Gründen, sondern den ich im Ganzen erkenne und verstehe, so ist nicht einmal das Grammatische eine Wissenschaft für den Schüler, sondern ein Aggregat wissenschaftlich geordneter und begründeter Sätze, nicht ἐπιστήμη, sondern ἐπιστημονικόν. Der Schüler wird niemals auch nur einen einzigen Abschnitt der Syntaxe, z. B. die Lehre von den temporibus und modis, als ein festgegliedertes, innerlich zusammenhängendes Ganzes, also wissenschaftlich, erkennen. Ja wie Viele, welche eine alte oder neue Sprache jahraus jahrein lehren, mögen das erkannt haben, wenn sie nicht selbstständige Schriftsteller im grammatischen Fache sind? Mir schiene es darum das Richtigste für die Praxis zu seyn, wenn wir, zunächst für das Lateinische, zweierlei nach dem gleichen Plane angelegte Grammatiken hätten, eine für den Anfänger mit genugsamem Stoffe zur Uebung der gemeinen Syntaxe mit Ausschluß der ornata, und eine zweite, worin nach der Ordnung der ersten alle Stellen der in den betreffenden Lehranstalten gelesenen Autoren ohne Ausnahme, welche einer grammatischen Erklärung bedürfen, durch gut gefaßte Regeln erklärt würden. Dieser Syntaxe müßte ein besonderer Abschnitt, enthaltend die Lehre von den etymologischen, syntaktischen und rhetorischen Figuren angefügt, und die Verweisungen auf dieselben in das Verzeichniß der erklärten Stellen ebenfalls aufgenommen werden. Durch das Verzeichniß der betreffenden Stellen jedes Autors — von

Cornelius Nepos bis zu Tacitus — würde der Schüler sich eingeladen finden, seine Grammatik bei der Vorbereitung fleißig zu benützen, was meines Wissens jetzt, je älter der Schüler wird, desto weniger geschieht. Eine solche Grammatik ließe sich mehr zusammendrängen, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte, weil vieles wegfiele, was die Verfasser von Grammatiken jetzt darum aufnehmen müssen, damit nicht ein Recensent ihnen allerlei Lücken nachweise. Namentlich hätte darin gar nichts von demjenigen eine Stelle, was jetzt zum Zwecke der Komposition in solche Bücher aufgenommen wird.

Wie dem aber sei, die Grammatik ist für unsere Schüler der Schlüssel zur historischen Erkenntniß, worin die eigenthümliche Aufgabe des Gymnasiums besteht, indem sie den Zugang nicht blos zu irgend einer Sprache, sondern der Sprache überhaupt möglich macht. Was von grammatischem Stoffe durch Perception unser Eigenthum geworden ist, verhält sich zu den Schätzen, die in Büchern niedergelegt sind, wie der Geldbesitz zu Waaren jeder Art. Nescis, quo valeat numus? Panis ematur, olus, vini sextarius; adde, quis humana sibi doleat natura negatis — möchte man sowohl Denjenigen zurufen, welche die Grammatik herabsetzen, oder für entbehrlich halten, als auch den Andern, welche im Unterricht niemals über die Grammatik hinauskommen. Es ist die mannigfaltigste Menschengeschichte, wozu die Grammatik uns den Zugang öffnet, nicht eben jene, die in Perioden und einzelne Data gefaßt wird, sondern die um Vieles reichere persönliche und innere, deren Analogien sich in jeder Zeit und in jeder Umgebung finden, während der Rahmen dieser Geschichte doch fremdartig genug ist, um uns diese Analogien nur durch eine gewisse Anstrengung

erkennen zu lassen. Bei'm Lesen der Klassiker haben wir's immer mit dem Menschen zu thun, was einer der großen Vorzüge des Sprachunterrichts vor dem arithmetischen und geometrischen ist: menschliche Schicksale, Verhältnisse, Thätigkeiten Gedanken, Entschlüsse, Gefühle, das Entstehen, Wachsen, Abnehmen, Vergehen, alles menschliche Wesen tritt durch die klassischen Muster der Sprache an die Jugend in Bildern heran, ebenso mannigfaltig wie das Leben selber ist, und läßt sich von derselben in lauter konkreten Anschauungen erkennen. Dieser so zu sagen materielle Gewinn vom Lesen der Klassiker ist durchaus nicht gering anzuschlagen: Vieles, was der Studirende auf der Universität hört und liest, wird ihm nur durch den Vorrath des Wissens verständlich, den er von der Schule mitbringt; wie denn auch die beständige Mehrung grammatischer Einsicht, ohne welche das Lesen der Klassiker wenig fruchtbar ist, immer neue Konceptionen vermittelt. Aber der Hauptgewinn, nicht blos für die Universität, sondern für das ganze Leben, bleibt die unausgesetzte Uebung, worin uns der Verkehr mit den Klassikern erhält, die Anwendung der Denkgesetze, bevor man weiß, daß es solche gibt, die unbewußte Vergleichung der Begriffe nach Inhalt und Umfang, die Bildung der Schlüsse ohne Kenntniß des Syllogismus, die hermeneutische Thätigkeit, ja die Spannung selbst, an welche sich unser Geist gewöhnt. Das leistet dem Schüler sein Uebersetzen aus den alten Sprachen in die Muttersprache, und, wenn gleich nicht in demselben Grade, die Uebersetzung aus dem Deutschen in's Lateinische. Denn selbst der leibliche Organismus, wie viel mehr der geistige, empfängt nur dadurch, daß er nimmt; und je thätiger er im Nehmen ist, desto fruchtbarer ist sein Empfangen.

Diejenigen, welche uns zumuthen, statt der Klassiker deren Uebersetzungen mit der Jugend zu lesen, gehen von der schalen Meinung aus, man solle in der Schule überhaupt nur auffassen, was im Homer und Horaz steht, und wollen die Geistesthätigkeit des Schülers auf ihren niedersten Grad, die Bewegung der Einbildungskraft, herabsetzen, auf diejenige Thätigkeit, welche auch die Leserin eines Romans da noch ausübt, wo sie im Begriffe steht einzunicken.

Dieses Lernen durch fortgehende Uebung, das Können, welches die Uebung gewährt, steht dem Lernen, welches durch Perception geschieht, als unbewußtes Lernen gegenüber, und macht, daß aus der Gelehrsamkeit, welche durch Universitätsstudien gewonnen werden soll, die Blüthe und Frucht der Bildung hervorgehen kann. *) „Lessing soll selbst oft versichert haben, daß, wenn ihm etwas Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu Theil geworden sei, er es der Schule (zu St. Afra in Meißen) allein verdanke.“ Ich glaube, daß es das unbewußte Lernen durch anhaltende Uebung gewesen ist, was den großen Mann veranlaßt hat, seinem Gymnasium ein so ehrenvolles Zeugniß zu geben.

---

*) G. E. Lessing von Danzel, I. S. 26.

7.

Vom Unterricht in der Religion.

1857.

Es gibt keine religiöse Erkenntniß, welche anders als durch Erfahrung des Subjekts entstände: hiedurch ist dieselbe von jeder andern Erkenntniß unterschieden. Daß die drei Winkel eines Dreiecks zusammen den Raum von zwei rechten ausmachen, lerne ich auch nicht unmittelbar; aber die Demonstration, wodurch diese Erkenntniß vermittelt wird, geschieht doch nur für den Verstand und durch den Verstand; dagegen, wenn ich erkennen soll, daß alle Menschen Sünder seien, und die Erlösung von der Sünde und deren Strafen nur im Glauben durch die in Christo erschienene Gnade und Barmherzigkeit Gottes finden können, muß ich zuerst empfunden, erfahren haben, daß ich selbst böse, ein Sünder sei, wenn das meine Erkenntniß, Wahrheit für mich seyn soll: die Thätigkeit des Verstandes kann hier erst durch die des

Gemüthes erweckt werden. Man hält mich in der Kindheit an, dergleichen auswendig zu lernen; man wird mir auch solche Aussprüche erklären, so daß ich dem Sinne nach verstehe, was darin behauptet wird, und ich werde in der Kinderlehre, wenn der katechisirende Geistliche mich darüber fragt, wohl auch antworten, daß alle Menschen Sünder seien, und auf die weitere Frage: ob demnach ich auch ein solcher sei, unbedenklich Ja erwiedern. Aber dieses Ja wird eine große Unwahrheit seyn, so lange ich nicht zuerst selbst empfunden, an mir und meinem eigenen Denken und Thun die Erfahrung gemacht, durch meine Erfahrung erkannt habe, daß ich selbst ein Sünder sei. Alle Unwahrhrit aber ist vom Uebel, und diese Art der Unwahrheit ist es besonders darum, weil ich, je weniger ich bei solch einem Bekenntniß empfunden und gedacht habe, desto weniger zur wirklichen Erkenntniß der Sache kommen werde. Man kann sogar wahrnehmen, daß aus solchen Häusern und Schulen, in welchen das das Kind zu religiösen Bekenntnissen angehalten wird, die ohne eigene Erfahrung gar nicht mit Wahrheit ausgesprochen werden können, nicht selten große Heuchler und gegen die Religion verhärtete Menschen hervorgehen.

Aber wie greifen wir's an, um Erfahrungen zu machen, welche zur religiösen Erkenntniß führen? Wie helfen wir Andern, wie der Jugend zu solchen Erfahrungen? Wie lehren wir Religion? Nicht anders, als indem wir das selbst aufsuchen und Andern mittheilen, was allein für die eigene Erfahrung einen Ersatz geben kann, nämlich Geschichte. Die Logiker sagen, das Bild beweise nichts; und sie haben Recht damit; aber diejenigen haben hinwiederum auch Recht, welche behaupten, der Beweis wirke nichts, d. h. nicht auf die Empfindung, noch

auf den Willen. Ich glaube mich auf das Zeugniß aller Lehrer berufen zu dürfen, welche ihren Religionsunterricht in hergebrachter Weise mit den Beweisen für Gottes Daseyn begonnen haben: die einzige Empfindung, welche wir dadurch hervorrufen, ist die der Langweiligkeit. Das Bild dagegen ist ein Ersatz für die Erfahrung, soweit diese überhaupt ersetzt werden kann. Natürlich ersetzt nicht ein Bild die Erfahrung in der Art, daß das eine Bild in mir eine religiöse Erkenntniß erzeugte. Brauchen wir doch immer selbst viele wiederholte Erfahrungen der gleichen Art, bis wir in der That erkennen, was wir daraus lernen sollen: wie viel nothwendiger wird es seyn, daß es viele Bilder seien, welche uns die eigene Erfahrung ersetzen.

Unser Religionsunterricht, wie er gewöhnlich gegeben wird, geht von der Voraussetzung aus, daß die Mittheilung religiöser Thesen durch den Lehrer oder das Lesen derselben religiöse Erkenntnisse erzeuge. Ich möchte nicht in Abrede stellen, daß ein bedeutender Grad von Innigkeit und Gläubigkeit des Lehrers im Stande sei, das reifere Knabenalter auf diesem Wege religiös zu unterrichten, wenn die Schüler nicht schon vorher gleichgültig und abgestumpft sind. Aber ohne diese Begabung des Lehrers wird sich der Sprung, den man gleich von vorn herein macht, der Versuch, religiöse Erkenntniß unmittelbar, d. h. nicht durch das Mittel des Bildes, der die Erfahrung ersetzenden Geschichte, hervorzubringen, dadurch rächen, daß die religiöse Erkenntniß nicht nur nicht zu Stande kommt, sondern, wo nicht Widerwillen, doch Gleichgültigkeit gegen Dasjenige erzeugt wird, was dem Menschen für sein ganzes Leben das Wichtigste seyn soll. Ich habe einen Geistlichen gekannt, welcher bei gewissen

Partieen des Konfirmationsunterrichts zu weinen pflegte, um dieselben seinen Katechumenen recht wichtig zu machen, was unter diesen schon voraus so bekannt war, daß ein Mädchen, mit welchem die Mutter das Lehrbuch zur Vorbereitung auf den Unterricht durchgieng, bei irgend einer Stelle fragte: Nicht wahr Mutter, da muß man weinen? Der Mann war durchaus kein Heuchler, sondern war eben einmal, er wußte selbst nicht wie und warum, ein Pfarrer geworden, und wollte nun sein Amt an den jungen Seelen gehörig verrichten. Auch Andere, Berufenere, suchen durch Hebung der Stimme, durch verstärkten Ernst der Haltung, durch andringende Paränese das, was bei ihren Schülern die religiöse Erkenntniß vermitteln sollte, zu ersetzen; ich möchte nicht sagen ohne Erfolg, aber gewiß im Allgemeinen mit geringer Wirkung, weil eben einmal der Natur unseres Geistes jede Störung in der Folge seiner Funktionen widersagt. Du wirst mir entgegenhalten, daß man sonst auch den Religionsunterricht nicht anders, als jetzt behandelt, und doch die religiöse Erkenntniß mehr, als in unserer Zeit, hervorgebracht habe; daß gewisse Anticipationen in diesem Unterrichtsfache, wie in andern, darum unvermeidlich seien, weil dasselbe der äußern Verhältnisse wegen für die Allermeisten vor dem Eintritt in die Jahre abgeschlossen werden muß, in welchen der Mensch anfängt, Beobachtungen über sich selbst machen zu können; daß endlich der Mensch, der nicht ein bestimmtes religiöses Wissen aus der Schule mitnimmt, welches Wissen doch nur in der Gestalt von Thesen sein Eigenthum werden kann, in der Regel ohne Religion und gedankenlos leben wird. Ich gebe das Alles zu, ohne darum von meiner Ansicht zu weichen, daß unser Religionsunterricht, wenn man damit religiöse

Erkenntniß bezweckt, umgestaltet werden müsse; ja ich behaupte das wegen derselben Gründe, welche du mir entgegenhältst. Es ist ohne Zweifel ein altes Uebel bei uns, daß man unter Religionsunterricht nur die Mittheilung der Glaubens- und Sittenlehre versteht, wozu die Bibel als dasjenige Buch gebraucht wird, welches die Beweisstellen liefert. Der Sprachgebrauch selbst beweist, daß das Uebel alt und eingewurzelt ist, in der Weise, daß vor wenigen Jahren ein achtungswürdiger Geistlicher in derjenigen unserer Klassen, wo sein etwa zehnjähriger Sohn zwei Wochenstunden Religionsunterricht durch das Lesen und Erklären der heiligen Schrift genoß, den Religionsunterricht vermissen konnte. Dir selbst ist während deines Laufs durch das niedere Seminar der Religionsunterricht nur in der Gestalt der Dogmatik und Moral, und das Neue Testament als ein Theil des griechischen Sprachunterrichts gereicht worden. Es konnte in früheren Zeiten mit geringerem Nachtheil so gehalten werden, daß die Schule den Katechismus mit einer gewissen Ausschließlichkeit zum Religionsunterricht verwandte, weil die Bibel doch immerfort in der Schule als Lesebuch, und besonders, weil sie den Familien als Hausbuch diente. Nicht minder wirksam, ja vielleicht noch wirksamer war der ganze Ton des Lebens, bevor die französische Revolution denselben umgewandelt hat. Das Kind eines geordneten Hauses wuchs, ehe man bei uns deren Wirkungen verspürte, in einer religiösen Atmosphäre auf, in einer täglichen Praxis, bei welcher immer noch die christliche Haustafel als Maßstab für das Erlaubte und das Unerlaubte galt. Hiedurch allein, so scheint es mir, sind so manche Glaubenserweckungen zum Theile ganz zarter Kinder, die Liebe zur Person des Erlösers, die Freudig-

keit im frühzeitigen Sterben zu erklären, Beispiele, welche jetzt häufig von Schriftstellern im religiösen Fache hervorgesucht und der Jugend als Muster vorgestellt werden.

D. G. Stöber hat in seiner Sammlung*) geistlicher Lieder (welche mir immer noch die beste der Art zu seyn scheint) einige Lieder von einem Kinde, Dilthey, das er nie versäumt als IX annorum puerum zu bezeichnen, welche von vieler religiöser Erkenntniß zeugen. Es muß, meine ich, die tägliche häusliche Praxis den Gemüthern solcher Kinder Erfahrungen gewährt haben, wodurch die religiöse Erkenntniß schnell gefördert wurde; freilich beides, Erfahrungen und Erkenntniß, in keinem höheren Grade der Intensivität und der Klarheit, als dem der Ahnung, über welche wir ja, wenigstens was das Höchste und das Tiefste in der Religion betrifft, auch mit dem gelehrtesten Scharfsinne nicht hinauskommen.

So, wie jetzt die Sachen stehen, würden wir fehlgreifen, wenn wir den Religionsunterricht mit der Voraussetzung einer Förderung durch häusliche Seelsorge geben wollten. Johannes von Müller sagt irgendwo, es sei schlimmer mit uns von da an geworden, wo man das Dogma von der Erbsünde vergessen oder weggeworfen habe. Er mag das — denn ich wüßte jetzt die Stelle nicht aufzufinden — zunächst in Bezug auf Staatseinrichtungen und Gesetzgebung gesagt haben, welche in unserer Zeit mehrentheils so gefaßt sind, als ob der Stand des Ganzen ein gesunder wäre. Aber das Wort des Geschichtschreibers trifft ganz vornehmlich unsere häusliche und öffentliche Erziehung, auch diejenige Erziehung, welche der Staat seinen Angehörigen, auch

*) Geistlicher Liedersegen. 3. Auflage. Lobenstein 1769.

den Erwachsenen, fortwährend sollte angedeihen lassen. Die Motive, welche man heute in der Erziehung anwendet, sofern überhaupt nach Gründen und Motiven erzogen wird, sind in der Regel auch bei sorgsamen und wohlgesinnten Eltern nicht christlicher, sondern Rousseauscher Art; so daß der Schüler in seiner Familie keine Erfahrungen macht, wodurch seine religiöse Erkenntniß gefördert würde. Dazu ist die Bibel weder das Hausbuch der Familien, noch das in der Volksschule herrschende Buch geblieben. Wir können bei unserer Jugend religiöse Erkenntniß nur dadurch fördern oder erwecken, daß wir in der Schule ihren Verstand mit denjenigen Erfahrungen beschäftigen und bereichern, aus welchen die religiöse Erkenntniß erwachsen kann, d. h. wir müssen, da das Kind und der Jüngling keine Erfahrungen an und über sich selbst macht, welche ihn veranlassen, nach Gott zu fragen, die Jugend das sittliche Wesen des Menschen gegenüber dem göttlichen Willen in der Geschichte, in Bildern, kennen lehren, worin sie ihre eigene Natur, die Natur des Subjekts, erkennt. Denn wenn die religiöse Stimmung auch von andern Seiten aus, z. B. durch Betrachtung des Größten und des Kleinsten in der sichtbaren Schöpfung, erregt werden kann, so werden wir dagegen den Grund zur religiösen Erkenntniß niemals anders legen können, als indem wir Jeden überzeugen, daß seine Seele der Reinigung und Heiligung bedürfe. Keine utilitarische oder ästhetische Beschauung der sinnlichen und übersinnlichen Dinge bringt uns weiter als zur religiösen Stimmung; und sie kann uns, wie die Geschichte bis auf die neueste Zeit herab erweist, ebenso zur Atomistik oder zur Vielgötterei oder zum Pantheismus hinführen. Diejenige Stimmung dagegen, worein

uns die Betrachtung des sittlichen Standes unserer Seele versetzt, wenn wir denselben mit dem geoffenbarten Willen Gottes vergleichen, wird zum Verlangen nach persönlichem Verhältnisse zu Gott, woraus dann wirkliche religiöse Erkenntniß erwächst. Der Bußprediger Johannes, der Apostel Paulus und Christus selbst haben allen Religionslehrern gezeigt, womit allein die Gotteserkenntniß begründet und angefangen werden könne.

Aber werden wir denn jemals wirkliches Bußethun von der Jugend erwarten dürfen? Wie viel ernster und menschlicher waren doch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die Anstalten zur Einführung des Jünglings in die christliche Gemeinschaft! Wie sorgte die Kirche dafür, daß die verschiedenen Akte derselben dem Lebensalter und den Graden der Reife entsprächen! Jetzt ist die Zeit jener Einführung sozusagen polizeilich festgestellt; und da bei derselben ein Bekenntniß der Bußfertigkeit und des Glaubens abgelegt werden soll, so lassen wir unsere Katechumenen ein solches hersagen, das sie auswendig gelernt haben. Es ist aber ein vergebliches und trostloses Ding Das zu beklagen, was nicht geändert werden kann; es werden vielmehr Alle, welchen die Heranbildung eines bessern Nachwuchses befohlen ist und am Herzen liegt, daran arbeiten müssen, daß das Rechte und Heilsame trotz den mangelhaften Einrichtungen erzielt werde.

Es ist eine der größten Unwahrscheinlichkeiten, daß ein junger Mensch von vierzehn, ja von achtzehn und von zwanzig Jahren mit dem Zöllner an seine Brust schlage und mit ganzer Wahrheit spreche: „Gott sei mir Sünder gnädig.“ Es mögen Einzelne, welche die Sünde in ihrer häßlichsten Gestalt an sich selbst erkannt haben,

unter der Leitung eines treuen Seelsorgers wirklich bußfertig werden: durch den Unterricht wird in unserer selbstgerechten Zeit niemand zur wirklichen Buße gerufen. Aber soweit können wir's durch seelsorgerische Treue im Unterricht bringen, daß wenigstens der Eine und der Andere mit Wahrheit spreche: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben", was doch einen Anfang der Buße und der daraus erwachsenden religiösen Erkenntniß involvirt, und ein Wachsthum in beiden soweit verbürgt, als ein geistiger Zustand überhaupt verbürgt werden kann. Aber auch das werden wir im Allgemeinen niemals erreichen, wenn wir in herkömmlicher Weise fortfahren, Jahr aus Jahr ein systematischen Religionsunterricht zu ertheilen. Wir müssen einen Religionsunterricht geben, bei welchem der Schüler das Mitgetheilte oder Gelesene nicht blos grammatikalisch und lexikalisch versteht, sondern aus dem Mitgetheilten oder Gelesenen durch eigene Geistesthätigkeit sich dasjenige abstrahirt, was auf ihn selbst angewandt, die religiöse Erkenntniß anfängt und begründet. Daß hiebei Anticipationen stattfinden müssen (daß eine Leitung zur Religiosität, wie Pestalozzi eine wollte, ein Unding sei) bringt nicht nur das Alter unserer Schüler, sondern das Wesen der Offenbarung selbst mit sich, weßhalb auch das Auswendiglernenlassen biblischer Sprüche und christlicher Lieder (und zwar mit Ausschluß weltlicher Poesie) eine Hauptaufgabe jeder christlichen Schule bleibt; bei welchem Geschäfte es durchaus genügt, daß das auswendig zu Lernende grammatikalisch und lexikalisch verstanden werde. Wir müssen die Jugend im Religionsunterricht unausgesetzt mit Geschichte beschäftigen, mit Bildern des Menschenwesens, woraus dessen natürlicher Gegensatz und

Widerspruch gegen den göttlichen Willen sich kundgibt. Ich meine hier nicht anekdotische Mittheilungen zu dem einen oder andern Dogma, z. B. Erzählungen von Gebetserhörung. Ich habe von einem treuen Seelsorger gehört, welcher solche Mittheilungen darum wieder aufgegeben hat, weil er wahrnahm, daß dieselben der Theilnahme seiner Schüler für die Lehren selbst Eintrag gethan, die Aufmerksamkeit mehr auf die Unterhaltung hingelenkt hatten. Vielmehr meine ich die Geschichte der Menschheit selbst, wie sie uns in der heil. Schrift vorliegt. Daß hiebei der Lehrer die schwierige Aufgabe habe, den Schüler zu der Erkenntniß seines eigenen Bildes in allen den angeschauten Bildern menschlichen Wesens anzuleiten, ohne deßwegen diese Bilder eigens zu dem vorliegenden Zwecke zuzuschneiden, versteht sich von selbst. Aber diese Aufgabe ist jedenfalls leichter als die andere, den systematischen Unterricht zu beleben, und kann auch von dem minder begabten, wenn nur treuen Lehrer gelöst werden. Die Vorbereitung auf die Konfirmation erfordert allerdings das Einprägen von Thesen, welche die Summe des christlichen Glaubens enthalten. Diese Thesen werden da haften und eindringen, wo der Konfirmand nach dem vorangegangenen geschichtlichen Unterrichte ahnt und empfindet, daß sie wahr für ihn seien.

8.

Vom Unterricht in der Geschichte.

1856.

Als ich zum ersten Male Geschichte lehren sollte — es waren Knaben von zwölf bis dreizehn Jahren — hat mir's große Noth gemacht, den Schülern über Menes in This etwas zu sagen, der eben einmal in der Geschichtstabelle zuerst dastand, ohne daß zu ersehen war, was dieser Menes in der Geschichte vorstellen sollte. Denn weder im Gymnasium noch auf der Universität war ich mit Herodot bekannt geworden; und da mir Niemand eine Anweisung gab, meinte ich, meiner Tabelle nach Ein's um's Andere vornehmen zu müssen. Ich hatte zwei Kurse der allgemeinen Geschichte, einen im Gymnasium, den zweiten auf der Universität gehört, und lebte des guten Glaubens, Geschichte zu verstehen, und mithin auch lehren zu können. Nun kamen aber auch nach Menes in This noch Räthsel genug. Ich glaubte es

meinen Schülern schuldig zu seyn, daß ich ihnen das gebe, was ich nicht aus andern Lehrbüchern, sondern aus den Quellen selbst schöpfte, weil ich bald erkannte, daß ich mich selbst zuerst gründlich unterrichten müsse, um Andre zu unterrichten, und daß ich nur aus den Quellen mich selbst unterrichten könne. Und da reichte weder die Zeit, noch das Wenige, was ich früher gelernt hatte; und Methode hatte ich ohnedieß nicht. In dieser Bedrängniß legte ich die Tabelle zur Seite, und fieng an, alte Geschichte aus Plutarch zusammenzuweben. Als ich das den Schülern sodann erzählte, gewann ich zweierlei: einmal, daß ich ihnen etwas gab, was ich selbst wußte, und dann, daß meine Schüler aufmerkten; es war wenigstens der Anfang einer Theilnahme für Geschichtliches. Ich durfte aber diese Art von Lehrthätigkeit nicht lange fortsetzen; und in meinem zweiten Dienstverhältnisse brachte es die bestehende Ordnung mit sich, daß ich wieder Geschichte in derselben Weise lehren mußte, zu welcher ich mich gleich anfangs nicht befähigt gefunden hatte, und zwar neue Geschichte nach einem amtlich eingeführten Lehrbuche von Breyer. Es war gar nicht anders möglich, als daß ich großentheils mit solchen Büchern, die keine Quellen waren, meine Vorbereitungen machte, in den Lehrstunden selbst die Paragraphen lesen ließ, erweiterte, erklärte, zu Zeiten wiederholte und abfragte, und so den gewöhnlichen Gang einhielt. Dabei fand ich denn gerade wie früher, daß weder ich selbst für dieses Pensum mich erwärmen, noch die Schüler Interesse daran fassen konnten, während es mir selbst niemals am Eifer in derjenigen Lehrthätigkeit fehlte, deren Stoff ich mein geistiges Besitzthum nennen durfte, und die Theilnahme der Schüler ebendafür anzuregen mir niemals schwer geworden ist. Während ich

aber so erkannte, daß mir selbst dasjenige abgieng, was meinen geschichtlichen Unterricht zu allererst beleben sollte, nämlich das Vermögen, Anschauungen zu geben, die ich mir selbst durch das Studium der Quellen gebildet hätte, glaubte ich doch auch wahrzunehmen, daß die ganze Form dieses Unterrichts, wie sie herkömmlich bestand, dem Erwachen der Theilnahme auf Seiten des Lehrers wie des Schülers hinderlich sei. Das eingeführte Buch von Breyer war nicht ohne Fleiß gemacht, und etwas ausführlicher, als Kompendien sonst zu seyn pflegen. Aber es litt an dem damals auch in größeren deutschen Geschichtswerken häufig erscheinenden Gebrechen, daß allzuoft Urtheile statt der Sachen gegeben wurden, gerade, wie wenn der Schüler das schon wüßte, was er erst kennen lernen sollte, und wie wenn er in den Lehrstunden nur über den Standpunkt klar zu machen wäre, von dem aus die Sachen zu betrachten seien, welche ihm noch nicht bekannt waren. Daß ich hiebei nach hergebrachter Weise meinen Schülern zumuthete, sich mit Breyer's Buch auf die Lehrstunden vorzubereiten, erschien mir immerfort als Verkehrung des natürlichen Ganges in Erwerbung geschichtlicher Erkenntniß. Denn welches noch so vornehm gewordene und selbstzufriedene Schulmeisterthum vermag die Natur unsers Geistes umzukehren, welcher vom Besondern zum Allgemeinen aufzusteigen, nicht im Allgemeinen das Besondere aufzusuchen begehrt? Es war mir auch dießmal nicht beschieden, den Geschichtsunterricht lange fortzusetzen, und so Klarheit darüber zu gewinnen, ob nur ich selbst mit der gewöhnlichen Methode nichts ausrichten könne, oder ob in der Methode selbst ein unüberwindlicher Fehler wohne. Aber an der Gelegenheit, die Wirkungen und den Ausfall der Wirkungen des

Geschichtsunterrichts an den Köpfen der Schüler zu beobachten, was daran haftete und was wieder abfiel, zu sehen, den Grad der Theilnahme von Seiten der Jugend zu erkennen, hat mir's niemals gefehlt; und da meinte ich denn immer wieder dasselbe zu finden, daß unser Geschichtsunterricht den Köpfen der Jugend dasjenige nicht leiste, was man demselben zuzuschreiben gewohnt ist. Das sehe ich freilich: es steht dem, welcher zu den Gebildeten gehören soll, wohl an, sich auf dem Gebiete der allgemeinen Geschichte orientiren zu können, ebenso, wie auf dem der Geographie; auch ist eine gewisse Kenntniß der allgemeinen Geschichte nothwendig als Hülfswissenschaft für andre, spezielle Studienfächer; und hiezu können wir des kompendiarischen Geschichtsunterrichts in der Schule nicht entbehren. Aber wir versprechen ja ganz andre und viel höhere Dinge, wenn wir dazu einladen: Weisheit für's Leben, Bildung des Herzens, Förderung der religiösen Erkenntniß und Stimmung. Können wir sagen, daß im Geschichtsunterrichte, wie wir denselben durchschnittlich geben, etwas der Art zu erholen sei, oder geben wir ihn mit Verzichtung auf die Hoffnung, daß etwas Wirkliches dadurch gelernt werde?

Wir pflegen einander, wie in politischen Dingen, so in Sachen des Unterrichts, nur darum allerlei Thesen nachzusprechen, damit wir nicht weniger gescheut als diejenigen aussehen, welche dergleichen ausgesprochen oder auch nur nachgesagt haben. Schon die alten Rhetoriker empfehlen den angehenden Rednern die Formel: Wer weiß nicht, daß u. s. w. Denn, sagen sie, die Zuhörer schämen sich dann, zu bekennen, daß sie das nicht wissen, und werden dadurch geneigt, dasjenige für wahr zu halten, was der Redner mit dem Beispiel oder der

Thatsache erweisen will, auch wenn nichts dadurch erwiesen wird. Wo daher eine oberste Schulbehörde sich so von der herrschenden Meinung emancipirt, wie das Preußische Ministerium der Unterrichtsangelegenheiten durch die drei Regulative vom Oktober 1854 gethan hat (wiewohl ein Punkt in denselben noch unfrei genug ist), da werden schon wegen der Auktorität solch einer Stimme jene sieben tausend in Israel sich freuen und dankbar seyn, welche ihre Kniee nicht, oder nur mit inwendigem Vorbehalt und Protest, vor Baal gebeugt haben: sie werden eine so muthvolle Kundgebung als den Anfang einer Umwandlung im ganzen Unterrichtswesen betrachten dürfen, wodurch die Aufgaben der Schulen auf das Maß beschränkt werden, welches sie erreichen können, und wodurch die Leistungen der Schulen zur Wahrheit werden.*) Tritt einmal jene bessere Zeit ein, welche zu erleben du vielleicht nach jener Erhebung in Preußen hoffen darfst, so wird unser schon jetzt schöner Beruf vollends zum allerschönsten. Denn es wird alsdann der Lehrer nicht blos in dem einen und dem andern Fache, sondern mit allen im Dienste der Wahrheit leben dürfen. Für jetzt können wir das nur zum Theile; ein anderer Theil unsrer Thätigkeit gehört der Pflege des Scheines an. Keines unsrer Schuljahre geht dahin, ohne daß Vieles von demjenigen ungeleistet bliebe, was wir zu leisten versprochen haben, nicht insoferne an manchen Schülern nichts ausgerichtet wird, sondern weil wir Dinge versprechen, welche gar nicht erzielt werden können. Wir behaupten, unsre Schüler in einem gewissen Zeitraum allgemeine Ge-

*) Dieser Aufsatz ist am Ende Decembers 1855 geschrieben worden.

schichte zu lehren, und daß dieser Unterricht bildend für unsre Schüler seyn solle. Schon der Vorsatz, oder, da keiner von uns für gewöhnlich über sich selbst verfügt, die Aufgabe, ist eine Unwahrheit, einmal auf Seiten dessen, welcher das Lehrfach behandeln soll. Denn wir sollten doch nur lehren, was wir selbst inne haben; und wie Viele mögen's in Deutschland seyn, welche sagen können, daß ihnen die allgemeine Geschichte bekannt sei? Wie wenig man aber für nothwendig halte, das selbst und selbständig zu wissen, was man zu lehren unternimmt, das beweisen schon die vielen Kompendien der Geschichte, Abrisse, aus größeren Abrissen, und vielfältig von Solchen gemacht, die gar keine historischen Studien gemacht haben können. Aber auch nach der Seite der Lernenden hin ist jene Aufgabe eine Unwahrheit. Macaulay hat über sechszehnhundert Seiten gebraucht, um die Begebenheiten eines Zeitraums von sieben Jahren, und zwar nur das zu erzählen, was während dieser Zeit in einem einzigen Lande geschehen ist; und niemand hat ihm nachgesagt, daß er Unwesentliches hereinziehe, durch eine geschwätzige Breite seine Leser ermüde. Tacitus hat vier Bücher seiner Historien, dreihundert und neunundfünfzig Kapitel, geschrieben, um die Geschichte Rom's blos vom Jahr 69 und einem kleinen Theile des Jahrs 70 nach Christus zu erzählen. Und wir versprechen unsern Schülern die Geschichte aller Zeiten und Völker etwa in sechshundert Lehrstunden durch Vorträge beizubringen, die im Drucke vielleicht dreitausend Seiten ausmachen würden. So lassen wir denn unsre Schüler mit der Meinung hingehen, daß sie Geschichte und zwar allgemeine Geschichte, gelernt haben, was nicht nur an sich, eben wegen Unwahrheit der Vorstellung, ein Uebel ist, sondern

auch darum, weil dieselbe Meinung die Lust ertödtet, sich geschichtlich zu unterrichten. Unser alter Sattler sagt in seiner Vorrede zur württembergischen Geschichte, es sei wohl kein Bürger, der nicht Sonntags seine Chronik vornehme, um sich mit der Geschichte seines Landes zu unterhalten. Es sind freilich noch ganz andere Ursachen vorhanden, warum das jetzt wie eine Fabel klingt; aber die bis zu der untersten Stufe der Schüler eingedrungene Encyklopädie stumpft überall die Wißbegierde ab, und fördert auch bei Solchen, die eine wissenschaftliche Laufbahn betreten, das Verlangen nach jener Leserei, die unser Geschlecht mehr und mehr abschwächt.

Es ist ein großer Unsegen in unsern Schulen, daß die allgemeine Geschichte in dieselben hereingekommen ist, oder vielmehr hereingekommen seyn will. Denn abgesehen von der Pflege des Scheines, welche überall und für jede Schule ein schweres Uebel ist, müssen die vielen einzelnen Theile des unermeßlichen Lehrstoffes wegen Beschränkung der Zeit, die man demselben widmen kann, auf ein Minimum zurückgebracht werden, in welchem gerade dasjenige Element sich verflüchtigt, welches den Geist in Thätigkeit setzen, und demnach für die Bildung etwas leisten könnte. Du wirst mir vielleicht einwenden, es sei die Geschichtlehrstunde den Schülern doch lieber, als andre. Dieß ist natürlich schon wegen der Abwechslung, und weil man sich überhaupt immer gerne erzählen läßt. Aber vergleiche nur die Ergebnisse eines fleißigen Unterrichts in der allgemeinen Geschichte mit den Ergebnissen eines fleißigen Unterrichts im Latein; ich meine, was der Geist deiner Schüler nach einem oder zwei Jahren dadurch gewonnen habe: du wirst außer etwa dem Behalten von Geschichtsdaten keine Frucht jenes Unterrichts auf-

finden können. Wir wollen, sagt man, oder vielmehr, wir müssen uns eben wegen der Menge des Stoffes auf das Wichtigste beschränken. Was ist aber das Wichtigste? und was ist Maßstab der Wichtigkeit? Nehmen wir diesen her von dem Bedürfnisse des jugendlichen Geistes, oder von der Wissenschaft? Ist z. B. eines der Wichtigsten, daß „die innern staatlichen Verhältnisse auseinandergesetzt, etwa die spartanische Aristokratie entwickelt, die Stufen, auf denen Athen von der Monarchie allmälig zur Demokratie gelangte, angegeben, die innern Kämpfe zwischen Patriciern und Plebejern in Rom dargestellt werden?" Oder daß im Geschichtsunterrichte gezeigt werde, „wie die Menschen im Ganzen so sind, wie das Land und das Klima, das sie bewohnen, und daß sich daraus die politischen und geistigen Bildungen erklären lassen?" Oder daß im Geschichtsunterrichte „die Geschichte der Literatur und Kunst mit der politischen auf's engste verknüpft werde, weil das innerste geistige Leben eines Volkes mit dessen äußern Verhältnissen eng verbunden ist?" Es wird niemand behaupten wollen, daß solche Maßstäbe des Wichtigen von dem geistigen Bedürfnisse der Jugend hergenommeu seien; denn für alle diese Dinge ist deren Sensorium während der ganzen Laufbahn zur Universität noch nicht entwickelt. Wenn ich in der Schule dergleichen vortrage, auch vorausgesetzt, daß ich wisse und selbständig verstehe, was ich vortrage, so können mir's meine Schüler nachsprechen, aber ohne Verständniß der Sachen. Niemand in der Welt ist jemals dadurch urtheilsfähig geworden, daß er Andrer Urtheile nachgesprochen hat; und wenn ich durch irgend einen geistigen Stoff gebildet werden soll, so muß meine Urtheilskraft zuallererst dadurch in Bewegung gesetzt und

geschärft werden; und nichts wird der Anregung und Schärfung der Urtheilskraft so ganz entgegengesetzt seyn, als wenn wir die Jugend gewöhnen, der Form nach zu zu urtheilen, in der Wirklichkeit aber nicht zu denken, was eben bei'm Nachsprechen fremden Urtheils geschieht.

Aber auch da, wo man bei einfacher und mehr natürlicher Auffassung der Aufgabe, welche dem Geschichtsunterrichte vorliegt, die Darstellung der Hauptbegebenheiten, ihrer Ursachen und Folgen, der Charaktere, der Bräuche, der Sitten als das Wichtigste betrachtet, wird die allgemeine Geschichte in solch kompendiarischer Form gegeben werden müssen, daß unsre Schüler außer den etwas ausführlicheren Geschichtsdaten nichts daran lernen, für ihre Bildung nichts daraus ziehen können. Es erscheint mir hiebei das Loos der Mädchen noch härter, als das der Knaben, weil diese letztern doch in ihren Geschichtsdaten allerlei Behelf für ihre andern Sachen finden, und so die saftlose Kost immer noch eher verdauen, während jene an der Geschichte eigentlich die beste Schüssel — zunächst der Religion — auf ihrem Tische haben sollten, und bei der herkömmlichen Behandlungsweise dieses Lehrfachs in der That nichts daran haben. Für die Sachen, welche ich lernen, verstehen soll, müssen doch Kategorieen in meinem Kopfe entweder schon vorhanden seyn, oder sich doch während des Lernens bilden können. Aber die allgemeine Geschichte führt uns baldmöglichst zur Betrachtung innerer und äußerer staatlicher Verhältnisse, und gibt den Knaben und den Mädchen dasjenige, was beide Geschlechter, und das eine vor Allem, begehren, die Erzählung von Menschen, nur insoferne, als deren Leiden und Thun in Kausalverbindung mit den staatlichen Verhältnissen steht. Wie viele gereifte Männer

aber, meinst du, werden in einer Stadt von vierzigtausend Seelen seyn, welche für staatliche Verhältnisse überhaupt, ja welche für die ihres eigenen Landes Interesse und Fassungskraft haben? Und die Jugend beider Geschlechter? Es ist zu meiner Zeit in einer ansehnlichen Stadt geschehen, daß, nachdem die oberste Lehrstelle an einer „höhern" Töchterschule zur Bewerbung ausgeschrieben war, unter den verschiedenen Bewerbern, welche in Gegenwart der Väter der Stadt Probelektionen zu halten hatten, derjenige die Stelle erhielt, welcher mit der Frage: Was ist eine Republik? vor die Mädchen hingetreten war. Sicherlich hätte man sogleich nach dieser Frage dem Manne Satis est zurufen, und ihm erklären sollen, daß man einen Schulmeister, nicht einen Staatsmann suche. Indem wir dasjenige, was der gelehrte Geschichtforscher als das Wichtigste in derselben erkennt, auch sofort als das Wichtigste für die Jugend erklären, versagen wir dieser die Mittheilung desjenigen Stoffes, welcher bildend für sie werden könnte, und lassen sie noch dazu mit der falschen, die Wißbegierde in geschichtlichen Dingen abstumpfenden Meinung von uns gehen, „daß sie Geschichte g e h a b t hätten."*)

---

*) Macaulay im Machiavelli S. 18 der Seemann'schen Uebersetzung: Wie Philipp sein Heer bei Chäronea aufstellte, wo Hannibal über die Alpen stieg, ob Maria Darnley in die Luft sprengte, ob Siquier Carl XII. erschoß, und zehntausend Fragen ähnlicher Art sind an sich bedeutungslos. Die Forschung mag uns ergötzen, doch erhält unsre Weisheit durch ihre Lösung keinen Zuwachs. Nur der liest die Geschichte mit Nutzen, der beobachtet, wie mächtig die Umstände auf die Gefühle und Meinungen der Menschen einwirken, wie oft Laster in Tugenden, und Paradoxa in Axiome sich verwandeln, und der dadurch das Zu-

Vielleicht gerathe ich in's andere Extrem, wenn ich den Satz aufstelle: man sollte bei der Gestaltung des Geschichtsunterrichts durch die ganze Schule lediglich von der Erwägung dessen ausgehen, was in der Geschichte für die Jugend bildend seyn könne. Freilich sollte wohl ein Jeder, der Vorschläge für eine neue Praxis macht, diese durch Darlegung wohlgelungener Versuche empfehlen können, die er selbst gemacht, oder doch in unmittelbarer Nähe beobachtet hat. Das kann ich nun allerdings so wenig als Andre, welche auf eine Neugestaltung dieses oder des gesammten Unterrichts dringen. Indessen wird auch ohne besondere Versuche kaum zweifelhaft seyn können, in welcher Gestalt der Geschichtsunterricht für die Jugend bildend werden könne. Die persönliche Geschichte, die Erzählung von Menschen, wird geeignet seyn, dasjenige zu leisten, was Staats-, Kultur-, Kunstgeschichte der Jugend nicht leistet. Ich verlange für den ganzen Lauf durch diejenigen Klassen der Schule, welche jenen Unterricht genießen, dasjenige, was Peter die naive Geschichtserzählung nennt. Religions- und Geschichtsunterricht sollen nebeneinander hergehen, nicht zwar so daß der letztere seine Gestaltung von jenem empfienge, wohl aber in der Weise, daß der seinen eigenen Weg verfolgende Geschichtsunterricht im Ganzen eine in's Einzelne gehende Ausführung des anthropologischen Theiles des Religionsunterrichts vorstellte.

Wenn dieses richtig ist, so wird der Lehrer der Geschichte nicht nur einen großen Theil des Materials aufgeben, das er bisher in die Schule hereinbringt, sondern

---

fällige und Vergängliche in der Menschennatur vom Wesentlichen und Bleibenden unterscheiden lernt.

es wird auch der Stoff für die Schule, den sie festhält, in Reihen von Geschichten auseinandergehen, welche an sich nicht chronologisch untereinander zusammenhängen, wenn gleich das, was die eine Erzählung gibt, oft als Ursache oder Folge dessen sich erkennen läßt, was in der andern Erzählung enthalten ist. Die chronologische Verbindung zwischen den einzelnen Geschichten oder Erzählungen wäre durch eine mäßige Sammlung von Geschichtsdaten herzustellen, welche natürlicherweise auch die Hauptdata der Erzählungen enthielte, und allmälig, doch nicht zur Vorbereitung, sondern zur Wiederholung von den Schülern ganz auswendig gelernt würde. In diese auswendigzulernenden Geschichtsdaten, welche den Zusammenhang zwischen den einzelnen Erzählungen bilden, würde ich gerade diejenigen Punkte aufnehmen, welche der Schüler, obwohl er sie noch nicht versteht, doch kennen muß, wie innere und äußere staatliche Verhältnisse. Die geographische Unterlage wäre allerdings durch fleißige Anwendung der Karten bei den Erzählungen selbst zu geben. Nec meus hic sermo; für die Klassen, welche den Unterricht in Geschichte zuerst empfangen, ist derselbe längst in biographischer Form begehrt worden. Nur die Ausdehnung der Geschichten statt der Geschichte auf den ganzen Lauf durch's Gymnasium ist meines Wissens ein neuer Vorschlag, wovon mich auch das nicht abschreckt, daß unser leidenschaftlich wissenschaftlicher Freund B. mich wohl für einen abnormis sapiens crassaque Minerva erklären wird. Denn das gebe ich leicht zu, daß, wer meinen Vorschlag annähme, auf die wissenschaftliche Gestaltung des Geschichtsunterrichts ebendamit verzichten würde.

Wenn du mich fragst, welcherlei Früchte ich von der

Annahme und Ausführung meines Vorschlags, und was ich von solch einer Behandlung der Geschichte für die Bildung der Jugend erwarte, so antworte ich, daß erstens die Jugend für dieses Fach des Unterrichts erwarmen, und dadurch befriedigt werden kann; wovon sodann die weitere Folge seyn würde, daß die Lust zur Geschichte von der Schule nicht abgestumpft, sondern vielmehr die zur Erforschung noch anderer Partieen der Geschichte geweckt werden würde; ferner, daß eben wegen der erregten Theilnahme unsern Schülern mehr bliebe und haftete, als jetzt der Fall ist. Für die Bildung aber würde diese Behandlung der Geschichte — den rechten Lehrer vorausgesetzt — das leisten, daß die sittliche Urtheilskraft der Jugend erweckt und gestärkt würde. Das leistet die Wahrheit in Gestalt der Gnome nicht, wohl aber im Bilde, wie die Parabeln des Neuen Testaments darthun. Wie bei'm übrigen Unterricht, namentlich auch im Religionsunterricht, bleibt es auch hier dahingestellt, ob der Schüler das Gelernte und Erkannte auf und für sich selbst anwende. *Οὐχ ἱκανὸν τὸ εἰδέναι περὶ ἀρετῆς, ἀλλ' ἔχειν καὶ χρῆσθαι πειρατέον.* Arist. Eth. Nic. X, 10. *Επιζητήσειε δ' ἄν τις ἴσως καὶ τὸ τοιοῦτον, ἀράγε ἔργῳ εἰδήσας ταῦτα καὶ δὴ εὐδαίμων ἔσομαι; οἴονται γάρ. Τὸ δ' ἐστὶν οὐ τοιοῦτον· οὐδεμία γὰρ οὐδὲ τῶν ἄλλων ἐπιστημῶν παραδίδωσι τῷ μανθάνοντι τὴν χρῆσιν καὶ τὴν ἐνέργειαν, ἀλλὰ τὴν ἕξιν μόνον.* Idem Magna Mor. II, 10.

Daß die Aufgabe für den Lehrer, welcher frei vorzutragen hat, um Vieles schwerer werden würde, ist unzweifelhaft. Er müßte den Quellen selbst nachgehen, woraus er die Geschichten schöpft, um durch seine eigene unmittelbare Anschauung, welche er den Schülern mit-

theilt, den Eindruck der Wahrheit bei diesen zu machen. Und hier muß ich deiner Einwendung begegnen, daß der Schüler nur der geschichtlichen Konception, nicht auch der geschichtlichen Perception fähig sei. Seine Perception ist hier freilich eine andere, als in der Mathematik und den Sprachen, auch als die des Gelehrten, welcher auf Urkunden und Quellen zurückgeht; und Peters Vorschlag, wenigstens die gereifteren Schüler zu der einen und der andern Quelle selbst zu führen, scheint mir, so schön er ist, in der Ausführung unüberwindliche Schwierigkeiten zu haben, sobald andre Quellen, außer den klassischen, an die Reihe kommen sollten. Aber eine Perception muß bei'm Schüler eintreten, wenn dieser Unterricht etwas wirken soll; wie das auch an der gewöhnlichsten Art, denselben zu ertheilen, den größten Tadel verdient, daß man's nur bis zu vagen oder auswendig gelernten Konceptionen und nicht weiter bringt. Und das eben macht die Aufgabe des Lehrers um Vieles schwerer: er muß die intensivste subjektive Gewißheit und Sicherheit über seinen Stoff in die Lehrstunde mitbringen, wenn sein Vortrag den Eindruck objektiver geschichtlicher Wahrheit bei den Schülern hervorbringen soll. Denn die Perceptionskraft der Jugend für Geschichtliches (wie für den religiösen Stoff) wohnt in ihrem Wahrheitsgefühle: wenn meine Erzählung oder Beschreibung den Eindruck auf meine Schüler macht, daß sie deren Wahrheit empfinden, so ist die Perception des gegebenen Stoffes vor sich gegangen. Ich weiß dieses Wahrheitsgefühl nur mit demjenigen Gefühl zu vergleichen, vermöge dessen wir in gemalten Bildern unbekannter Personen leicht erkennen, ob sie getroffene Portraits oder Phantasiebilder seien. Dieses Wahrheitsgefühl wird unangeregt bleiben, solange

unser Geschichtsunterricht nur in etwas erweiterten Geschichtsdaten besteht. Die persönliche Geschichte dagegen wird dieses Gefühl immer ansprechen.

Ob man aber dem Lehrer eine um so Vieles schwierigere (allgemeine und besondere) Vorbereitung zur Pflicht machen könne? Den Lehrern, welche zwanzig bis dreißig Wochenstunden in verschiedenen Fächern zu geben haben, gewiß nicht, wohl aber denen, welche mit der Hälfte dieser Stundenzahl bedacht, und mit dem Geschichtsunterrichte als ihrem besondern Fache betraut sind. Ich denke mir als Unterrichtsstoff von der Klasse an, welche Geschichte zu lernen anfängt, bis einschließlich der Klasse, welche in unsern obern Gymnasien die jüngste ist (Normalalter das Jahr zwischen dem 14. und 15.) nur die alte, und für die drei letzten Gymnasialjahre nur die deutsche Geschichte, natürlicherweise so, daß die wichtigsten Persönlichkeiten anderer Länder und Völker ebenfalls an ihrem Orte zur Darstellung kommen. Die erste Hälfte des Geschichtsunterrichts, ich meine bis auf Konstantin den Großen, wird jedenfalls zum größten Theile solchen Klassen zufallen, deren Lehrern eine so spezielle Vorbereitung nicht angemuthet werden kann. Darum, und weil, je jünger der Schüler ist, ihm der oratio continua zu folgen um so schwerer wird, sollte die ganze alte Geschichte nicht frei vorgetragen, sondern von den Schülern unter Anleitung des Lehrers gelesen werden. Die Lesebücher, welche in der lateinischen Schule oder den jüngern Gymnasialklassen gebraucht werden, sollten aber nur ausführliche, geordnete Geschichten aus der alten Welt enthalten; und diese sollten jenes Gemisch von Prosa und Poesie, welches gewöhnlich Lesebuch genannt wird, ganz aus der Schule verdrängen. Diese Art von Lesebüchern

könnte der Jugend zur Unterhaltung im Hause empfohlen werden. Jene Geschichten aus der alten Welt sollten von genauen Angaben ihrer Quellen begleitet seyn; und die Vorbereitung des Lehrers hätte darin zu bestehen, daß er die Citate fleißig nachläse und sich merkte, damit er selbst mit dem Inhalte der Geschichte vertrauter werde, als durch das blose eigene Lesen derselben geschehen kann. Im Unterricht würde er schon durch das Anhalten zum richtigen Lesen das Verständniß der Sachen fördern, und oft Halt machen, um das eben oder auch das früher Gelesene rekapituliren zu lassen, und die neben den Geschichten hergehenden Geschichtsdaten zu wiederholen, auch die Geschichten in der Weise zu Hausaufgaben verwenden, daß er seine Schüler anhielte, gelesene oder nichtgelesene Geschichten sich zu Hause zum freien Vortrag in der Schule zu merken.

Zwischen der Abfassung dieser Epistel habe ich in der Absicht, mich selbst besser zu instruiren, Heinrich Deinhardts gedankenreiche*) Anzeige von Peters und Löbells Schriften über den Geschichtsunterricht auf Gymnasien nachgelesen, und da, wie auch anderswo, z. B. von Heinrich Thiersch**) den Zustand des Gymnasialwesens um ein Bedeutendes hoffnungsloser dargestellt gefunden, als mir derselbe in dem engen Kreise erscheint, den ich überschauen kann. Wenn Deinhardt sagt: „die Gymnasien sind gefährdet, oder sie sind vielmehr gleich den Universitäten und allen übrigen historischen Lehranstalten in einer völligen Auflösung begriffen, während die vom Bedürfniß der Gegenwart neu empor-

*) Neue Jahrbücher rc. 1850. LX, I, S. 129 ff.
**) Ueber christliches Familienleben, 2. Auflage. S. 164.

getriebenen bis jetzt weder sicheren Bestand noch feste Form erlangt haben ...... In unsrem ganzen Schulwesen, von der Elementarschule bis zu den Universitäten, ist die ehemalige Sicherheit des Bewußtseyns, der beschränkte, aber streng umschriebene Zweck, die feste Bestimmtheit des Stoffes und der Methode verloren gegangen, und ein zerfahrenes Wesen, ein haltloses Experimentiren an dessen Stelle getreten" — so finde ich innerhalb meines Gesichtskreises allerdings der Art, nicht aber dem Grade und auch nicht der Ausdehnung nach dieselben Uebelstände. Wenn aber D. meint, „es müßten alle unsre Schulen zu einer Volksschule, zu einem einheitlichen Organismus, in welchem die besondern Anstalten ihre nothwendige Stelle finden, gestaltet werden, wenn geholfen werden solle," so muß ich mich gerade zur entgegengesetzten Ansicht bekennen. Nur dann wird der Stand unserer Schulsachen ein verzweifelter seyn oder werden, wenn wir eine Erhebung aus den vorhandenen Uebelständen von einer Gesammtradikalreform des ganzen Unterrichtswesens von Unten bis Oben abhängig machen, diese Radikalreform abwarten wollen. So, wie's im Allgemeinen steht, ist es gar nicht wünschenswerth, daß eine solche eintrete, schon wegen der Verwirrung der Sprache, welche unter uns herrscht; aber auch wegen des Nichtberufs unsrer Zeit zum Organisiren. „Organisationen sind Maschinen, deren Baumeister in ihres Herzens Dummheit vergessen, daß die Bestandtheile von Fleisch und Blut sind" — hat ein im Leben mir nahe gestandener, vorzüglich durch Geschichtsstudien gebildeter Mann unter den Eindrücken dessen, was um ihn her geschah, vor etwa dreißig Jahren in sein Tagebuch geschrieben. Aber das ist wünschenswerth und ausführbar, daß man

in und an einzelnen Partieen zu bessern anfange, so wie es das Preußische Ministerium mit den Schullehrerseminarien gethan hat. Was durch mittlere Befähigung der Lehrer am Mittelschlag der Schüler ausgerichtet werden kann, ist als ausführbar, und ebendarum als ganz unbedenklich zu betrachten. An den verschiedenen Schulplanen, mit denen ich in früheren Dienstverhältnissen in Konflikt gerieth, war mir kaum etwas Andres so peinlich, als die faktisch darin ausgesprochene Ansicht, daß man von Lehrern und Schülern das Doppelte und Dreifache verlangen müsse, um das Einfache zu erzielen; während dieß der gerade Weg dazu ist, nicht das Einfache, ja nicht die Hälfte des Einfachen, oder vielmehr nichts als Schein und Unwahrheit zu Stande zu bringen. Hinwiederum ist offenbar, daß ganz mäßige, aber streng eingehaltene Anforderungen mehr als das Maß des Geforderten bei denjenigen erzielen, welche eigenen Trieb und mehr Fähigkeit haben.

Ich bekenne, daß ungeachtet des Scharfsinnes und der bedeutenden Sachkenntniß, womit Deinhardt seine Vorschläge zur Bildung der vier Stufen des Geschichtsunterrichts in der lateinischen Schule und im Gymnasium, der biographisch-historischen, der universalpragmatischen, der ethnographischen und der universalgeschichtlichen Stufe, dargelegt hat, mir, auch eine Reorganisation des gesammten Schulwesens in seinem Sinne vorausgesetzt, doch eine Erhebung des Geschichtsunterrichts aus seiner gegenwärtigen Apathie auf dem vorgeschlagenen Wege nicht möglich erscheine, wenn anders nicht die Anlagen der Schüler, welche D. kennt und sich denkt, dem Grade und der Art nach andere sind, als die der Jugend in den mir bekannten Schulen. In diesen angewandt würde

jene Behandlung der Geschichte mit Nothwendigkeit das Nachsprechen der Reflexionen des Lehrers statt der wirklichen Aufnahme des Stoffes von Seiten der überwiegenden Anzahl der Schüler zur Folge haben.

Es liegt, denke ich, jene Zeit hinter uns, wo man im klassischen Unterricht so ziemlich vergessen hatte, was davon der Universität, und was der Schule zugehört, und wo man vielfältig so interpretirte, wie wenn unsre Aufgabe wäre, schon gemachte Philologen und Kritiker auf die Universität zu entlassen. Hat das Gymnasium in dieser unsrer wichtigsten wissenschaftlichen Aufgabe seine Stellung und sein Interesse wieder besser begriffen, so ist es gewiß das Nächste, was wir zu thun haben, daß wir auch im Geschichtsunterrichte von der Höhe der Universität, auf welche uns, wer weiß ich nicht, hinaufgeführt hat, in die mittlere, uns zuständige Region herniedersteigen.

Πᾶν ὄρος καὶ βουνὸς ταπεινωθήσεται.

9.

Woher und wohin?

1856.

Es sei, sagt man, und nicht ohne Grund, eine Zeit des Ueberganges, worin wir uns befinden. Da ist es wohl der Mühe werth, zu sehen, welcherlei die Art und die Zeit war, von der wir herkommen, und ebenso, wohin zu gehen für uns wünschenswerth sei. Denn die Zeit und die Zustände zu machen, ist uns ja nicht gegeben. Aber auch das Frühere, Dagewesene, so zu fassen, daß es sich als etwas Abgeschlossenes, eine Art für sich, erkennen läßt, wird vielleicht Keinem ganz gelingen. Und wenn du mich fragtest, ob ich im Folgenden dir wirklich Erweisbares und Gewisses mittheile, müßte ich auch antworten, es erscheine mir nur so, und eine Bürgschaft dafür wüßte ich nicht zu stellen.

Bei uns wenigstens, ich meine aber auch weiter*) hin,

*) Christoph Schmid, welcher in seiner Vaterstadt Dinkelsbühl mit einem jüngern Bruder von einem Karmeliter unterrichtet wurde, schreibt in seinen Erinnerungen I, 53: „Für alle und jede Sprachfehler, die er Böcke nannte, gab er uns mit einem

war bis in dieses Jahrhundert herein der Unterricht im ganzen Bereich der Schule, zum Theile noch über der Schule, auf die Sicherheit in den Anfangsgründen und das Beibringen der Fertigkeit berechnet, und das Uebergehen der Fertigkeit in den Gebrauch wurde bei nicht konfirmirten Schülern durch Schläge oder auch durch das Andringen des Lehrers' mit Worten, welche die Züchtigung in Aussicht stellten, vermittelt. Dazu kam vor und nach der Konfirmation, selbst noch bei unsern Studirenden der Theologie, der Wetteifer um den höheren oder höchsten Platz unter den Mitschülern. Ducere classem longe pulcherrimum. Man theilte mit und ließ auswendig lernen, was gelernt werden sollte; in der Anwendung ließ man den Schüler zappeln, und nöthigte ihn durch seine Furcht oder sein Verlangen nach Ehre, sich darüber zu besinnen: Verfehlung gegen die Grammatik wurde so geahndet, wie jetzt etwa nur noch eine Lüge oder hartnäckige Trägheit. Viele erinnern sich noch, wie sie lateinische Verse machen gelernt haben. Nach der kürzesten ungenügenden Anleitung, Längen und Kürzen zu unterscheiden und aufgelöste Disticha zu restituiren, bekam der

---

Haselstocke zwei derbe Schläge auf die Hand, Tatzen genannt." Daselbst 57: „Obwohl er als lateinischer Sprachlehrer uns — ich darf wohl sagen — grausam behandelte, so hatten wir doch keinen Haß gegen ihn. Er hatte uns ja so oft betheuert, dieß müsse nun einmal so seyn; anders sei diese Sprache in die Knabenköpfe nicht hineinzubringen; er selbst sei wohl noch schärfer gezüchtigt worden; und wir glaubten es ihm. Da er überdieß bei andern Gegenständen die strenge Schlagmethode ganz bei Seite setzte, sich besonders bei seinem Religionsunterrichte nie seines Steckens, von ihm Bakulus genannt, bediente, da er, wenn er mit uns zufrieden war, uns oft beschenkte, so liebten wir ihn dennoch."

Schüler den Gradus ad Parnassum in die Hand, ohne Weisung darüber, was er mit dem Buche anfangen solle; und von da an mußten zum Hebdomadarium lateinische Verse gemacht werden, wenn der Knabe auch Anfangs ganz verzweifelte, etwas herauszubringen. Die Noth brach das Eisen auch hier: was einmal geschehen mußte, das konnte man auch. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß und warum ein Verbleiben bei dieser Art des Unterrichtes so wenig räthlich sei, als eine Umkehr zu der harten Schulzucht, durch welche jene Methode allein getragen war. Man darf annehmen, daß die Schulmänner, welche nach dem früheren Herkommen den Stab Wehe noch in unsrer Zeit zur Schärfung der Aufmerksamkeit fort und fort geschwungen haben, neuerdings davon abgekommen seien. Wer darin beharren wollte, der würde nicht nur seinem Rufe, sondern der Sache selbst schaden, und von sich sagen müssen, was Tacitus vom alten Galba: Nocuit antiquus rigor et nimia severitas, cui jam pares non sumus. Hist. I, 18. Denn an nachtheiligen Wirkungen jener Methode und jener Schulzucht, an Wirkungen, die wir zum großen Theile heute noch empfinden, hat es schon da keineswegs gefehlt, wo beide noch in voller Kraft standen. Viele von den durch Schläge und durch Ehrgeiz gesteigerten Schülern erhoben sich niemals zu lauterem wissenschaftlichem Streben, sondern rafften immer nur mit einer gewissen Gefräßigkeit dasjenige zusammen, was ihnen den höheren Platz unter Ihresgleichen sichern oder erwerben sollte. Und so nahmen wirklich nicht selten solche Studirende der Theologie die ersten Plätze in ihren Kursen ein, welche noch während der Studienjahre oder nachher als Beispiele geistigen und sittlichen Verkommens gelten konnten. Andere dagegen ergaben

sich vom Austritt aus der lateinischen Schule an der Trägheit, und wurden in unsern niedern Seminarien, selbst auch im höhern Seminar, als unnützer Schweif nachgeschleppt. In den höheren Gymnasialklassen fand sich dieselbe Erscheinung. In der Lateinschule selbst wurde nur die Komposition als das Wichtige und Fruchtbare behandelt, die Exposition nur in so weit betrieben, als man davon für jene eine Förderung erwartete. Ein Mann, welcher etwa zwanzig Jahre vor mir die untern und mittlern Klassen unsers Gymnasiums durchlief, hat mir erzählt, es sei zu seiner Zeit eine Art lateinischer Chrestomathie in vier Abtheilungen, für jede der vier Klassen eine, im Gebrauche gewesen, und jede dieser Abtheilungen von geringem Umfange, so daß man bald damit fertig gewesen sei. Dann habe man wieder von vorne angefangen, und das Wiederholte noch einmal und immer bis zum Auswendiglernen wiederholt. Die vierte Abtheilung habe kleine neulateinische Dramen aus der biblischen Geschichte enthalten. Wenn nun nach zwei- und dreimaliger Wiederholung das Schuljahr immer noch nicht am Ende gewesen, seien jene biblischen Dramen in dem Schulzimmer als Bühnenstücke aufgeführt worden. Schauspieler waren natürlicherweise nur die Schüler; doch wenn Gott Vater etwas zu sprechen hatte, behielt sich's der Präzeptor vor; denn dieser saß in ganz geistlicher Tracht, den Chorrock ausgenommen, auf dem Katheder. Das beliebteste Stück, sagte mein Gewährsmann, war Absaloms Tod. Es fehlte nicht an einem Holznagel oder Pflock, welcher den Ast der Eiche vorstellen konnte, und ein Bücherriemen vertrat die Stelle des langen Haares. Der Bakel diente als Spieß; auf den herabgeworfenen Leichnam wurden die Bücher zum

Begräbnisse geworfen, wobei das Kriegsvolk bisweilen in solches Feuer gerieth, daß der Spieß wieder eilends zu seiner eigentlichen Bestimmung umgewandt werden mußte, damit der Rektor nicht durch den Lärm herbeigezogen werde.

Ein besonders schwerer, bis auf den heutigen Tag nachwirkender Uebelstand ist aber das gewesen, daß man da, wo das Beibringen der Fertigkeit sozusagen als einzige Aufgabe der Schule betrachtet wurde, diejenigen auch als befähigt und berufen zum Lehramte ansah, welche eben auch nur die Fertigkeit besaßen, die der Jugend beigebracht werden sollte. Und von hier aus war's nur ein Schritt zu der andern verderblicheren Meinung, daß auch das Buch, das einer zur Hand nehme, ihn zum Lehrer z. B. der Geschichte, der Naturgeschichte machen könne: Die Anforderung an den Lehrer, daß er das, was er lehren wollte, wirklich in seiner Gewalt habe, wurde immer schwächer. Ueberdem ist auch solchen Lehrern, welche wo nicht philologische, doch andre wissenschaftliche Studien gemacht hatten, unter dem Einfluß jener nur auf Fertigkeit ausgehenden Lehrweise gar oft der Trieb und das Bedürfniß ausgegangen, im Lehramte selbst immer hinzuzulernen. Hatten sie einmal die eingeführten lateinischen, griechischen, in meiner Schulzeit auch die hebräischen Bücher durch fortwährenden Gebrauch so ziemlich auswendig gelernt, so war die Arbeit an ihrem eigenen Geiste abgeschlossen, und sie bewegten sich Jahr um Jahr auf demselben Felde und in gleichem Takte bis auf die Ausdrücke hinaus, in welchen sie übersetzen, und sogar bezüglich der Fragen, welche sie von den Schülern beantworten ließen.

Wo aber zu jener Zeit, noch am Ende des vorigen

und zu Anfang unsers Jahrhunderts, tüchtige, ihres Stoffes mächtige und lebendige Lehrer standen, richteten sie nicht nur in der lateinischen Schule, sondern nach dem Impuls, den die Schüler in dieser empfangen hatten, auch in höheren Klassen mehr aus, als man jetzt mit dem besten Willen ausrichten kann; mehr dem Umfange und mehr dem Gehalte nach. Der junge Mensch wurde schon in der lateinischen Schule selbständigeren Geistes, als wir's jetzt durchschnittlich auch in Gymnasialklassen bei unserer Jugend wahrnehmen, und vermochte ebendadurch im ganzen Lauf seiner Studien mehr zu leisten; und die Gewalt über sich selbst, welche er so frühe gewonnen hatte, behielt er im geistlichen, wie im weltlichen Amte. Ja auch minder begabte Köpfe und weniger freie Seelen brachten vielfältig aus der lateinischen Schule einen festen, wenn auch sehr beschränkten Besitz auf die Universität und in's Leben mit, das, was man den Schulsack genannt hat; ein Eigenthum, welches unsre der Vielseitigkeit nachjagende Zeit beinahe mit Verachtung ansieht, ohne ihren Kindern irgendwas mitzugeben, was dem Gehalte nach dem Schulsacke nahe käme. Wenn man sagt, es sei ehemals in der Schule mehr geistige Selbständigkeit gewonnen worden, und zwar durch fleißige Anwendung der Züchtigung, so könnte das so aussehen, als ob das Mittel zu roh gewesen sei, welches man für einen guten Zweck verwandte. Lasse mich dagegen zwei englische Autoritäten anführen, weil wir ja doch auswärtige Vorgänge leichter anerkennen, als die in der Heimath. Frau v. Genlis, auf Besuch nach London gekommen, richtete an Edmund Burke die Frage, was denn eigentlich so viele Tüchtigkeit unter den Engländern bessern Standes erzeuge? Burke gab ihr für's erste keine Antwort, lud

sie aber ein, mit ihm nach dem Hyde-Park zu fahren; und hier deutete er auf die Haselnußsträuche zur Antwort auf ihre Frage. Wenn Samuel Parr, ein angesehener Geistlicher — bei Georg IV. so wohl gelitten wegen seiner geistreichen Unterhaltung, daß er an dessen Tafel seine Tabakspfeife mitbringen durfte — gefragt wurde, wie dieser und jener als Zögling in seiner Privatschule gewesen sei, und aussprechen wollte, daß er Freude an ihm erlebt habe, so sagte er: Ich habe ihn gestrichen. Die Schulzucht, wie sie heute noch in Eton und auf andern englischen Anstalten besteht, und wie sie vormals in unsern lateinischen Schulen geübt wurde, machte und macht den Geist der Schule ebensowenig aus, als die harte Mannszucht den Geist des preußischen Heeres unter Friedrich II. ausmachte; wohl aber hat sie als Attribut unserer lateinischen Schule bewirkt, daß das Prinzip der alten Lehrweise durchdringen und fruchtbar werden konnte. Denn ein wirkliches Prinzip, vielleicht von der Mehrzahl der Lehrer unbewußt vertreten, ist vorhanden gewesen. Man könnte es so ausdrücken: Durch Uebung wird mehr und besser gelernt, als durch Empfangen vom Lehrer: etwa so, wie wir in einer fremden Stadt uns schneller und sicherer orientiren, wenn wir Straßen und Häuser selbst aufsuchen, als wenn wir uns führen lassen. Die Uebung war das Geheimniß der alten Methode, und die Quelle jener größern und früheren Selbständigkeit der Jugend. Freilich wurde eigentlich nur eines geübt, das Schreiben in lateinischer Prosa und das Hervorbringen lateinischer Verse, während das Uebrige, Geschichte, Geographie u. s. w., lediglich Gedächtnißsache blieb, und die Fertigkeit in Anwendung des Rees'schen Satzes Jahr aus und ein das Ziel des arithmetischen Unterrichts in der latei-

nischen Schule vorstellte. Die Beschränkung der Uebung auf's Lateinische ist sogar von pädagogischen Schriftstellern verspottet worden, als hätte man dadurch die Entwicklung der Geisteskräfte niedergehalten. Aber eine Vergleichung unsrer Erfolge mit dem, was die frühere Zeit erreichte, zeigt genugsam, um wie viel naturgemäßer jene Beschränkung, als unsre Verbreitung, wie viel klüger es war, erst den Stamm recht erstarken, als das Gewächs des Wissens fast vom Boden an sich in viele Aeste ausbreiten zu lassen. Welch ein trefflicher Grund war da für's ganze wissenschaftlich-praktische Leben gelegt, wo der Knabe schon vor dem vierzehnten Jahre Besitzer eines geistigen Eigenthums war, das er sich selbst erworben hatte!

Νήπιοι οὐκ ἴσασιν, ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντὸς! möchte man von jenen sagen, welche nach der Weise mancher Zeitgenossen meinen, „dieses und dieses mache es noch nicht aus"; was lediglich ein Bekenntniß der Gedankenlosigkeit ist.

Es liegen jetzt vor mir etwa zwanzig Hebdomadarien, aus den Jahren 1788 bis 1790, welche der mit Ende des zwölften Jahres in's Seminar zu Bebenhausen als Hospes eingetretene Schelling gefertigt hat. Der Vorstand des Seminars war sein Vater, Prälat Schelling. In diesen Arbeiten des Knaben gibt sich nicht blos eine Sicherheit in der lateinischen Grammatik zu erkennen, die wir jetzt selten am Ende des Laufs durch das niedere Seminar vorfinden, sondern eine entschiedene Anlage zum lateinischen Styl; dazu hat er nicht nur einen ansehnlichen Theil des Hebdomadars jedesmal auch in griechische Prosa übersetzt, sondern auch immer lateinische Verse in ziemlicher Anzahl, anfangs lauter Hexameter, später Disticha,

von 1790 an neben diesen griechische Hexameter, und deren nicht wenige, seiner lateinischen Komposition angefügt, und diese griechischen Verse beweisen schon eine gewisse Vertrautheit mit Homer. Wie hier, bei einem freilich außergewöhnlichen Talent, von dem mit sichrer Festigkeit gelegten Grunde aus der Uebergang zur höheren Geistesthätigkeit, und von dem einen Stoffe zu dem andern, verwandten, sich ganz von selbst machte: so darf man nach dem, was als Erinnerung selbst manchen Männern mittleren Alters gegenwärtig ist, als ausgemacht annehmen, daß, so lange die Uebung in lateinischer Komposition und in lateinischer Verskunst das Hauptgeschäft in unsern lateinischen Schulen vorstellte, ebendadurch, und sogar trotz vielfacher Mängel in der Leitung der Studien, auch im Allgemeinen die Köpfe der Jugend für die Aufnahme und Verarbeitung aller verwandten, d. i. aller historischen, mittelbar aber auch der nichthistorischen Stoffe des Lernens offen und empfänglich blieben. Allerdings trat im niedern, weiterhin im höhern Seminar die obenbemerkte Sonderung ein, daß die einen Zöglinge wissenschaftlich arbeiteten, die andern nicht. Aber die ersteren, begünstigt durch die kleine Zahl der ihnen auferlegten Lehrstunden, begannen bald selbständige Studien, und zwar verschiedener Art, wenn gleich Latein, Griechisch, Hebräisch ihnen mit Recht die Hauptsache blieb: und so kamen nicht blos Theologen, sondern auch Philosophen, Mathematiker, Historiker u. s. w. aus unsern Erziehungsanstalten, welche durch ihre ungemeine Tüchtigkeit in den erwählten besondern Fächern von dem Werthe der einfachen Grundlegung in der Schule des Knabenalters Zeugniß ablegten. Und nicht blos entschiedene Talente für allerlei wissen-

schaftliche Thätigkeit, sondern auch Anlagen mittlerer Art entwickelten sich in der einen vorherrschenden Uebung, wenn nur guter Wille vorhanden war, in ganz erfreulicher Weise.

Wie ganz anders das jetzt geworden sei, brauche ich nicht auseinanderzusetzen, da es durch Andre*) so vielfach geschieht. Ich will nur auf das hinweisen, was Kenner unsrer früheren und gegenwärtigen Zustände aussprechen, welche mehr Personalbekanntschaft, als ich, haben: daß namentlich unter Beamten mittlern und jüngern Alters der wissenschaftliche Sinn so ziemlich verschwunden, und daß an ihrem Bildungsstande durchschnittlich kaum zu merken sei, daß dieselben Schule und Universität besucht haben, während an Beamten des alten Schlages, welche nicht studirt haben, gar oft die Früchte der lateinischen Schule des alten Schlages noch wahrzunehmen sind. Beobachtungen ähnlicher Art hast du vielleicht selbst an Geistlichen verschiedener Altersstufen gemacht. Daß sogar die Früchte des Schulunterrichtes sich während des akademischen Laufes oft nicht mehr erkennen lassen, ja daß der Schüler oberer Gymnasialklassen häufig von dem nichts mehr wisse, was er in der lateinischen Schule gelernt hatte, ist eine vielfältig vernommene Klage. Wir predigen unsern Schülern, sie sollen Geld und Ehre als vergängliche, dagegen den geistigen Erwerb als bleibende Güter betrachten; und das, was vor ihren und unsern Augen vorgeht, scheint die Meinung vom κτῆμα εἰς ἀεὶ schnurstracks zu widerlegen.

---

*) Wie z. B. durch Dr. Queck in Sondershausen in der Pädagogischen Revue 1856, Februar S. 88 ff. Auch Landfermann Zur Revision u. s. w. S. 10 erkennt die Resultate des Schulunterrichts als trübselig an.

Daß die Schule, d. h. nicht blos die Lehrer, sondern in vorzüglichem Grade die Schuleinrichtungen, ihren großen Antheil an dem, wie es Andern mehr, als mir, erscheint, verzweifelten Zustande haben, kann nicht in Abrede gestellt werden. Das Wenigste davon kommt, wie mir scheint, auf Rechnung der milden Schulzucht. Dagegen die Vielheit der Richtungen, die wir jetzt der Jugend, statt der frühern einzigen zumuthen, trägt einen großen, vielleicht den größten Theil der Schuld, welche auf die Schule fällt. Es wird dir beinahe wie eine didaktische Ketzerei vorkommen, wenn ich den Satz aufstelle, daß sogar die Erhebung des Griechischen zum gleichen Rang mit dem Lateinischen ihren Antheil daran habe, und daß die Kenntniß des Alterthums und die Neigung zu fortdauernder Beschäftigung mit denselben in der Zeit verbreiteter und gesicherter gewesen sei, in welcher das Griechische nur für künftige Theologen als nothwendig anerkannt war. Doch die radikale Umwandlung der Schule, welche von mancher Seite und noch in unsern Tagen als ein Aufschwung gepriesen worden ist, geschah vornehmlich dadurch, daß das Französische, das Deutsche, die Arithmetik und Geometrie, die Geschichte und Geographie, da und dort die Naturgeschichte und Physik, dazu auch die philosophische Propädeutik (in meiner Jugend vom 14. Jahre an Psychologie, Logik, Moral, Naturrecht und Methaphysik) als förmliche Lehrfächer hereingezogen wurden. Die einen und die andern derselben waren schon vorher da; aber nur in Gestalt von Fertigkeiten, die man der Jugend beizubringen suchte, was einen großen Unterschied machte. Man gewöhnte sich, die Schulen, selbst die niedersten, nicht von Unten auf, von dem aus, was die Jugend erfassen, und woran ihr Geist erstarken

kann, sondern von Oben her, von dem Adel, der Schönheit und der Nutzbarkeit der Lehrstoffe aus, zu konstruiren, und die bequeme Einbildung zu nähren, daß aus solch einer Mannigfaltigkeit sprachlicher und wissenschaftlicher Stoffe durch ein voraus angenommenes Zusammenwirken ihres Inhalts sich die Frucht der Bildung ergeben werde. So klar und gewiß nun aber die Täuschung vor uns liegt, welche die Folge dieser Einbildung war, so scheint mir doch der Grundirrthum, auf welchem diese Einbildung beruhte, nur von wenigen erkannt zu werden, und auch in neuen Konstruktionen und Rekonstruktionen von Lehreinrichtungen vorzuherrschen: man könnte denselben einfach die Verwechslung der Wissenschaft mit der Didaxis nennen. Wenn irgendwo wohlunterrichtete und wohlgesinnte Männer sich zusammensetzen, um über den Schaden Josephs sich zu besprechen, erkennen sie alle, daß man der Jugend zu vielerlei biete, und ebenso, daß man durch Verstärkung des klassischen Elementes den Mittelpunkt unsrer Schulen befestigen müsse. Dann, wenn sie einander fragen, wo man abbrechen könnte, schlägt Einer vielleicht das Deutsche, ein Zweiter die Physik, ein Dritter die Naturgeschichte, ein Vierter das Französische vor; und jedes dieser Fächer wird von einem oder zweien der Berathenden in Schutz genommen, nicht mit Gründen, welche von dem Verhältniß des jugendlichen Geistes zu dem Lehrstoffe, sondern von dessen wissenschaftlichem oder gesellschaftlichem Werthe hergenommen sind. Wenn du einmal einer Behandlung der Frage anwohnst, welcher Theil der Geschichte am ausführlichsten durchgenommen werden solle, so hörst du vielleicht eine Stimme, welche für die neuere und neueste Geschichte die meiste Ausführlichkeit verlangt; denn „der junge Mensch

nicht die Wirklichkeit, sondern den Schein der Weisheit bietest du den Lernenden. Denn sie werden, da sie Vielerlei ohne Lehren, ἄνευ διδαχῆς, zu hören bekommen, vielwissend erscheinen, während sie dem Durchschnitte nach unwissend und hartköpfig für die Einsicht sind, Scheinweise statt Weise geworden."

Aus der Meinung, daß Mittheilen Lehren, und daß Hören oder Nachschreiben Lernen sei, sind sodann weitere Mißbildungen des Unterrichts hervorgegangen, z. B. das Lehren solcher Dinge, die nothwendigerweise der eigenen Geistesthätigkeit überlassen bleiben müssen, z. B. das Lehren der ästhetischen Betrachtung vaterländischer Dichterwerke; oder auch (auf der Universität) solcher, welche überhaupt nie wissenschaftlich aufgefaßt werden können und lediglich Sache der Routine oder Gegenstand des Nachschlagens in einem Register sind, wie etwa Polizei-Verordnungen. Hat man doch vor etlichen Jahren vorgeschlagen, Kinder in der Volksschule mit der Landesverfassung bekannt zu machen. Je mehr Boden eine vermeintliche Wissenschaftlichkeit in unsern Schulen gewonnen hat, desto unwirksamer ist der Unterricht, desto gleichgültiger und unzugänglicher ist der Schüler geworden; und zwar das nicht nur durch die Vielheit der Richtungen, welche wir ihm zumutheten, sondern auch und besonders durch die Verwechslung der Didaxis mit der Wissenschaft im Unterrichte selbst. Dieses scheint mir der Antheil zu seyn, welchen die Schule an den vorhandenen, so vielfach beklagten Uebelständen hat.

Dagegen die Uebel, welche von Außen in die Schule hereinkommen, aufzuzählen, wird fast überflüssig seyn, da dieselben von Andern so vielfach besprochen werden. Eine Abnahme der physischen und geistigen Kraft oder

eine zunehmende Entartung der Naturen scheint mir nicht vorhanden zu seyn, wenn ich den Stand der Schüler, die mein allerdings nicht weiter Gesichtskreis umfaßt, mit demjenigen vergleiche, was ich als angehender Lehrer und auch noch als Schüler gesehen habe. Der Schüler könnte nach meiner Ueberzeugung dasselbe leisten, was noch im Anfange des Jahrhunderts geleistet worden ist; und über Mangel an gutem Willen war in der That zu der Zeit mehr zu klagen, wo ich durch die Klassen unsrer Lehranstalt ging. Daß aber der Wille auch der Bessern jetzt weniger stark und energisch ist, und daß die gleiche Kraft nicht mehr das Gleiche ausrichtet, ist, wenn wir von den Mängeln der Lehreinrichtungen absehen, nicht geradeaus Schuld der Jugend, sondern vieler Väter und Mütter, besonders der erstern. Denn im Durchschnitte wird sich's wohl so finden, daß die Mütter der Erziehung ihrer Kinder mehr von ihrer Bequemlichkeit opfern, als die Väter,*) und daß den Müttern mehr, als diesen, das Seelenheil der Kinder am Herzen liege. Was vom Hause aus die Wirksamkeit der Schule schwächt, das sind nicht einzelne grobe, sittliche Gebrechen, sondern es ist eine ziemlich allgemeine Richtung, die ganz unschuldig erscheint, die auf einen durchaus nicht unsittlichen Lebensgenuß, der Anspruch an Behaglichkeit des Daseyns, die Gewohnheit, sich nach seiner Weise gehen zu lassen, oder sich keinen Zwang aufzulegen, der nicht etwa durch den Beruf oder äußere Noth geboten ist. Dieser Anspruch an das Recht, sich nach seiner Weise gehen zu lassen, hat unter dem Namen des Individualismus einen Lobredner an einem berühmten Geschichtforscher gefun-

*) Ipsi hebent. Germ. 15.

den, welcher sogar von der Herrschaft desselben die Verjüngung, vielleicht die Rettung Europa's erwartet. Derselbe Anspruch wird anerkannt von Behörden, welchen die Sorge für die Sitten anbefohlen ist; wie er auch von Solchen, die sich selbst und Andern als Propheten der öffentlichen Meinung erscheinen, hitzig und mit den Waffen des Hohnes gegen Andersdenkende, z. B. gegen gläubige Seelsorger, verfochten wird.

Gar oft habe ich in — —, wenn es nicht vorwärts gehen wollte und ich mir ganz hilflos gegenüber dem Geiste der Zeit vorkam, gedacht und es wohl auch gegen befreundete Amtsgenossen geäußert: um einmal durchzudringen, müßte ich eigentlich neben der Gewalt über die Schule auch die der Stadtvorsteher und der Regierung selbst in Händen haben. Doch das war ein Wunsch, wie jener der Mutter der Kinder Zebedäi, oder wie das Gelüsten der beiden Bnehargem selber. Unser Wirken wird das rechte und durchgreifende nur dann seyn, wenn es die Vergleichung mit dem Sauerteige verdient. Wie oft habe ich das erlebt, daß die Schule für den Knaben eine Wehr gegen die übeln Einflüsse des Hauses wurde; freilich noch öfter das Andere, daß man sah, wie viel besser es mit einem Knaben werden könnte, wenn das Haus ein anderes wäre. Aber wenn auch nur wenige Beispiele bewiesen, daß die Schule einer Menschenseele trotz der Mißleitung im Hause helfen könne, so muß das auch bei mehreren Seelen möglich seyn. Und jedenfalls haben wir ja so wenig einen Beruf, als einen Weg vor uns, an der Weltverbesserung anders, als durch Befreiung der Schule von ihren Mängeln, zu arbeiten. Wo irgend diese negative Thätigkeit, im Gegensatz gegen die bisherige rastlose positive Thätigkeit, gegen die zahllosen,

seit Amos Comenius gemachten Versuche, in der Art geübt würde, daß alle Unwahrheit und alle Einbildung aus Prospekten und Jahresberichten, aus den Lehrplanen, Lehrweisen, Aufgaben,*) Prüfungen und Zeugnissen in einer Schule verschwände, da würde solch eine Schule eine sittliche Kraft entwickeln, welche der unsrer alten lateinischen Schulen nicht nachstände. Aber nicht einmal eine Privatlehranstalt, geschweige denn eine öffentliche, könnte sich selbst von den Mängeln losmachen, welche in der Lehreinrichtung liegen. Es bedürfte der Ermächtigung von Oben für jede, welche die Wahrheit in allen ihren Beziehungen pflegen wollte; ja es müßte ihr ein besonderer Schutz zu Theil werden gegenüber von denen, welche sich durch eine solche Neuerung in ihren Interessen verletzt fänden; und namentlich müßte ein Tarif ersonnen werden, wodurch das Verhältniß ihrer Zeugnisse zu ihren eigenen früheren und zu der gewöhnlichen Art der Zeugnißausstellung festgesetzt würde. Ja die Zeugnisse so zu fassen, daß alle künstliche Steigerung durch eine mehr oder weniger willkürlich angenommene Skala daraus verschwände, müßte erst erlaubt werden.

*) Ich füge ein Beispiel von der Unwahrheit an, die ich meine, von einem auswärts wohnenden Freunde mitgetheilt: Der dreizehnjährige Sohn eines Gelehrten kommt aus der Schule nach Hause, und verlangt vom Vater des jungen Werthers Leiden; er müsse einen Aufsatz darüber machen. Der Vater will's nicht glauben, nimmt den Sohn mit zum Vorsteher der Schule, und beide mit zu dem Lehrer, welcher die Aufgabe gegeben hat. Der Lehrer entschließt sich schwer, dem Protest des Vaters nachzugeben, verspricht aber am Ende eine andre Aufgabe. Folgenden Tages kommt der Knabe mit dem neuen Thema nach Hause: er hat jetzt einen Aufsatz über Romeo und Julia zu machen.

Landfermann sagt in der oben angeführten Schrift: „In früherer Zeit habe gewöhnlich ein einzelner Mann, meistens der Rektor, einem Gymnasium den Stempel seines Geistes und seiner Autorität aufgedrückt; von ihm habe die Blüthe und Ehre, wie Geist und Richtung der Schule, fast ganz abgehangen; unter ihm, dem Schulmeister, habe eine Anzahl hauptsächlich unter seinem Einfluß berufener Lehrer, Schulgesellen, meist junge Theologen, denen das Schulamt Durchgang zum Pfarramt gewesen, gearbeitet; so habe die Schule und ihr Lehrplan Einheit, Harmonie, Koncentration, meist auf die einfachste Weise, gefunden; das sei ganz anders geworden, besonders seit 1810 in Preußen eine eigene Prüfung für's Schulamt angeordnet worden; die Autorität des Rektors sei um so viel kleiner geworden, als die Verwaltungsbehörden mehr in das Innere der Schulen eingreifen." Vor etwa sechszehn Jahren sagte der Chef einer Provinzialregierung über die Lehrer eines unter ihm stehenden Gymnasiums: „Die Herren tragen sich mit der ganz irrigen Meinung, als hätten sie zu thun und zu lehren, was ihnen nach eigener Einsicht das Beste deucht; sie haben lediglich zu thun und zu lehren, was und wie es ihnen vorgeschrieben ist." Wird nun dergleichen vielleicht anderswo nicht in gleicher Ausdehnung angenommen, oder doch nicht mit derselben Naivetät ausgesprochen, so muß doch anerkannt werden, daß die Verfassung unsers gesammten Schulwesens, wie die der Verwaltung überhaupt, der militärischen nachgebildet sei, welche jedenfalls die Subordination, die Ausführung des Anbefohlenen, obenan stellt, und eben damit nach einem offenliegenden und mit Nothwendigkeit wirkenden Naturgesetze die Spontaneität derjenigen aufzuheben gemacht

ist, welche als Vorstände und Lehrer an den Unterrichts-anstalten dienen. Ein Ordinarius sagt seinem Vorsteher, daß seine Schüler sechs statt fünf Stunden Griechisch brauchten, um vorwärts zu kommen. Der Lehrer ist ge-wissenhaft, tüchtig und nicht ehrgeizig. Der Vorsteher, der seinen Beruf versteht, erkennt die Nothwendigkeit an. Aber er hat nicht das Recht, auch diese kleinste Aende-rung zu machen; er muß anfragen. Das Schulkollegium, wie man's in Norddeutschland nennt — ich weiß aber nicht, ob der Fall dort vorkommen könnte — beräth sich über die Frage. Man vertraut dem Vorsteher und dem Lehrer, daß Beider Wunsch billig und wohlbegründet sei. Aber sechs Stunden Griechisch wäre eine Abweichung von der Regel; wenn man's jenen zugestände, würden andre mit der gleichen Bitte nachfolgen: also abgeschlagen. Es ist für die oben Stehenden überaus schwer, und je nach der Individualität fast unmöglich, sich selbst in das Dienen gegenüber den Dingen hineinzudenken, welche sie zu überwachen haben: die Vorstellung des Berufs zum Befehlen und die des geschäftlichen Mechanismus ver-dunkelt die Vorstellung der Sachen, und stellt eben jene Subordination als das Erste hin, welche im Kriegswesen das Vorderste seyn mag, aber in andern Zweigen der Verwaltung, ebenfalls für das Vorderste angesehen, den geistigen Blick der Obern befängt, die freie Thätigkeit der Untergeordneten lähmt und sie zum Nachtheile der Sachen gewöhnt, anstatt ihrem Berufe den Formen des Bureaus zu dienen.

Nicht allein und nicht einmal vorzugsweise durch die Subjektivität derjenigen, in deren Händen die Ober-leitung der Schulangelegenheiten ruht, sondern durch das Wesen und den allgemeinen Charakter der Verwaltung

gehen die Zwecke, welche den Schulen vorliegen, und die der Verwaltung und eben damit auch zum Theile die Mittel auseinander. Die Schulen wollen Einrichtung ihrer Sachen nach dem lokalen, besondern, selbst persönlichen Bedürfniß, also Manchfaltigkeit, Verschiedenheit, die Verwaltung will Gleichförmigkeit; jene wollen für ihre Lehrkräfte Selbstständigkeit, diese Unterordnung; jene wollen eine gewisse Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit bei den Lehrern finden; diese erwartet beides ebenfalls, aber auch dasjenige Verzichten auf eigene Einsicht und Ueberzeugung, welches mit der Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit unverträglich ist. Aber diese Gegensätze, unter denen die Schule immer leiden wird, so lange sie bestehen, sind nicht nothwendig: sie liegen blos in der rein passiven Stellung, welche man der Schule angewiesen hat, und werden da, wenigstens zum größten Theile, aufhören, wo man den Schulen konstitutionelle Befugnisse einräumt. Die Regierung muß die Oberleitung des Schulwesens, die Wahrung der Prinzipien und die Controle der Leistungen vollständig in der Hand behalten; selbst die Bestimmungen über das, was bei'm Uebertritt auf die Universität u. dgl. geleistet seyn soll, müssen von der Regierung wenigstens ausgehen. Aber sobald auch die Lehreinrichtungen von der obersten Behörde selbst der Erfindung und Grundlegung nach geschaffen werden, wird der Unsegen der administrativen Richtung wieder dabei seyn, auch wenn aktive Schulmänner zur Begutachtung solcher Einrichtungen aufgefordert werden, oder diese von gewesenen Schulmännern ausgearbeitet sind. Denn die Ersteren werden's niemals wagen, das von ihrer Behörde Ausgegangene von Grund aus zu tadeln oder umzukehren; sie werden nur Einzeln-

heiten zur Aenderung begutachten, auch wenn sie die Grundgedanken als verfehlt erkennen; und die Letzteren lernen oft in wunderbarer Schnelligkeit den administrativen Takt und Ton einhalten, und die Uebersichtlichkeit und Gleichförmigkeit, die auswendige Ordnung und Gefügigkeit, obenan stellen, während sie eben so behende sind, die wirkliche tägliche Praxis der Schule sammt dem, was sie in der Schule geleistet und was sie nicht geleistet haben, zu vergessen. Der Hauptirrthum aber, welcher die Oberbehörden beschleicht, die selbst Schulplane schaffen, wird immer derselbe seyn: sie werden immer und überall die Didaxis und die Wissenschaft verwechseln. Kein Entwurf zur Organisation des Schulwesens, sowohl des Ganzen als einzelner Theile, wie des Gymnasialunterrichts, wird das Abbild des wirklichen Bedürfnisses und des wirklich Ausführbaren werden, der nicht von solchen Lehrern ausgearbeitet ist, welche längere Zeit mit Erfolg in demselben Bereiche gearbeitet haben und noch arbeiten, für den der Plan entworfen wird. Und wenn die letzten Beschlüsse und die Redaktion des Entwurfs der administrativen Behörde zusteht, so wird unvermerkt und unbewußt einem solchen Entwurfe der Stempel des administrativen Interesses wieder aufgedrückt werden, und wird irgendetwas, das eben jetzt die Meinung der Administrirenden oder der noch höher Stehenden beherrscht, als vermeintliche Forderung der Zeit hineinfließen, und so den Charakter des Ganzen verändern. Zeugniß hievon gibt besonders die Geschichte der Bayer'schen Schulplane bis in die neueste Zeit herab.

Also wäre vielleicht die pädagogische Sektion unserer nächsten Philologenversammlung, in welcher sich aktive Schulmänner von allen Stufen zusammenfinden werden,

sofort zu beauftragen, in völliger Selbstständigkeit einen neuen Entwurf für den Gymnasialunterricht von Unten bis Oben zu machen? Keineswegs. Weder die Zeit noch das Vermögen ist jetzt vorhanden, etwas von Grund aus Neues zu schaffen. Aber die Methode in der Behandlung des jetzt Vorhandenen, die Methode der Verwaltung und die der Lehreinrichtung, umzugestalten, fordert das in der Erfahrung hervorgetretene Bedürfniß mit sehr vernehmlicher Stimme. Die Lehreinrichtungen, wie sie in jedem Lande jetzt bestehen, mögen dem allgemeinen Umrisse nach bleiben, wie sie sind; aber den Lehrerkollegien freie Hand gegeben werden, innerhalb dieser Umrisse nach ihrer Erfahrung und Ueberzeugung den Unterricht zu gestalten; mögen die Anforderungen, welche für den Uebertritt auf die Universität aufgestellt sind, für jetzt aufrecht erhalten werden, aber den Lehrerkollegien überlassen bleiben, wie sie die Erfüllung dieser Anforderungen mit den vorhandenen Mitteln erwirken wollen; mögen die Aufsichtsbehörden ihre nachträgliche Controle üben, wie sie wollen, aber auf jede peinliche und unfruchtbare Handleitung derjenigen verzichten, ohne deren guten Willen und Einsicht nichts erzielt und deren gutem Willen durch jene Handleitung immerfort Eintrag gethan wird. Erst dann, wenn den Lehranstalten diejenige Selbstständigkeit eingeräumt ist, deren wir in demselben Grade mehr bedürfen, als unsere Aufgabe nur geistiger Art ist, können wir daran gehen, die Methode des Unterrichts selbst von den schweren Mängeln, woran sie leidet, frei zu machen. Dasjenige Gebrechen, woran wir am meisten leiden, und welches die Erfolge unsrer Leistungen um so Vieles geringer macht, als die der Schulen früherer Zeit, ist die Häufung verschiedenartiger

Lehrstoffe, welche die Einheit der Richtung für den Schüler unmöglich machen, und die damit zusammenhängende, eben dadurch fast nothwendig gewordene, Gestaltung des Unterrichts nach der Art der akademischen Vorlesungen, das Mittheilen des Stoffes zur Konception, statt des Dringens auf Perception und auf das Lernen durch Uebung. Das Erstere, die Häufung verschiedenartiger Lehrstoffe, läßt sich, wie verschiedentlich und so auch bei der Philologen-Versammlung zu Altenburg 1854, erkannt worden, nicht beseitigen, wohl aber dadurch minder schädlich machen, daß die obligaten Lehrfächer so, wie ihre Stoffe es verdienen, hervorgehoben und die ihnen zu widmende Zeit und Uebung erweitert, dagegen die neueren Sprachen und die Lehrstoffe, welche nur in wissenschaftlicher Gestalt vorgetragen werden können, allerdings des möglichen Mißbrauchs wegen unter limitirenden Bestimmungen, als fakultativ erklärt werden, so daß der Schüler z. B. zwischen der englischen und der französischen Sprache, zwischen der physischen Geographie und der Logik u. dgl. wählen könnte. Limitirende Bestimmungen wären etwa solche: der Schüler soll jedenfalls zweiunddreißig öffentliche Lehrstunden in der Woche haben; dem Unterricht in einem gewählten fakultativen Lehrfach soll er jedenfalls ein ganzes Jahr anwohnen; die eine der beiden neuern Sprachen soll er jedenfalls lernen.

Um dasjenige, was ich früher aufgestellt habe und was ich vorschlage, durch eine gewichtige Autorität zugleich zu stützen, zeichne ich aus Bako's De dign. et augm. scient. VI, 2 eine Stelle heraus. **Constituatur igitur prima differentia methodi, ut sit aut magistralis aut initiativa. Neque vero verbum initiativae ita intelligimus, quasi haec initia scientiarum tantum ita traderet, illa doc-**

trinam integram; verum contra (vocabulum a sacris mutuantes) eam dicimus methodum initiativam, quae ipsa scientiarum mysteria recludat et denudet. Magistralis siquidem docet uti iis, quae dicuntur, initiativa vero potius, ut examen subeant. Altera scientias discentium vulgo, altera tanquam filiis scientiarum tradit. Denique altera pro fine habet scientiarum, quales jam sunt, usum, altera, earundem continuationem et ulteriorem progressum. Harum posterior via videter deserta et interclusa. Ita enim adhuc scientiae tradi consueverunt quasi ex pacto tam docens quam discens errores adsciscere cupiant. Etenim qui docet, eo docet modo, quo maxime dictis suis fides adstruatur, non quo illa commodissime examini subjiciantur; et qui discit, sibi exemplo fieri, non legitimam disquisitionem praestolari expetit, ut magis sit ei cordi, non dubitare, quam non errare; ita ut et magister amore gloriae infirmitatem scientiae suac prodere caveat, et discipulus laboris odio vires proprias experiri nolit. Scientia vero, quae aliis tanquam tela pertexenda traditur, eadem methodo, si fieri possit, animo alterius est insinuanda qua primitus inventa est. Atque hoc ipsum fieri sane potest in scientia per inductionem acquisita; sed in anticipata ista et praematura scientia, qua utimur, non facile dicat quis, quo itinere ad eam, quam nactus est, scientiam pervenerit. — — Artibus enim usu venit, quod plantis: si planta aliqua uti in animo habeas, de radice quid fiat nil refert; si vero transferre cupias in aliud solum, tutius est radicibus uti, quam surculis. Sic traditio, quae nunc in usu est, exhibet plane tanquam truncos, pulchros quidem illos, scientiarum, sed tamen absque radicibus, fabro lignario certe commodos, at plantatori inutiles. Quod si disciplinae ut crescant

tibi cordi sit, de truncis minus sis sollicitus; ad id curam adhibe, ut radices illaesae, etiam cum aliquantulo terrae adhaerentis, extrahantur.

Diese Unterscheidung zwischen methodus magistralis und initiativa wäre meines Erachtens anzuwenden auf die neue Gestaltung unseres Gymnasialunterrichts. Ich denke aber dabei nur an die eigentlichen Gymnasialklassen, an die vier Jahre, welche der Schüler vor dem Uebertritt auf die Universität im Gymnasium zubringt. Denn so, wie der Unterricht in unserer lateinischen Schule für Schüler von acht bis vierzehn Jahren geordnet ist, möchte nach den Umständen, die keine Aenderung zulassen, etwa nur das noch anders zu machen seyn, daß den Griechisch lernenden Schülern nicht mehr auferlegt werden sollte, eine dritte fremde Sprache, die französische, zu lernen.

Derjenige wissenschaftliche Stoff, auf welchen die methodus initiativa angewandt werden kann, ist der zur Einführung in die Gelehrsamkeit überhaupt geeignete. Das sind für unsre Schüler die beiden alten Sprachen. Der Unterricht in diesen kann, recht gegeben, Perception erzeugen. Sowie wir nur mittheilend lehren wollen und die Schüler durch blose Konceptionen lernen sollen, richten wir nichts aus und werden unsern Schülern selbst langweilig. Das Wesen des Unterrichts in frühern Zeiten, dasjenige, wodurch unsre alte lateinische Schule so viel geleistet, und auf das Gedeihen der Schüler noch in höheren Klassen und auf der Universität nachgewirkt hat, ist die rastlose Uebung gewesen. Die Uebung ist diejenige Thätigkeit, wodurch das Können erzeugt wird, an dem es unsrer Neuzeit viel mehr fehlt, als am Wissen. Die Uebung bestand früherhin vorzugsweise in lateinischer Composition und im Fertigen lateinischer Verse. Dieses

Letztere können wir, so wünschenswerth es wäre, nicht mehr so zu Stande bringen, daß es eine Uebung für Alle oder nur für Viele wäre; aber das Erstere kann wieder belebt werden, und sollte es; eben darum, weil es eine so starke, so schöne und so wohlthätige Denkübung ist. Mit der Uebung der Exposition sind wir im Vortheil gegenüber der früheren Zeit, da dieselbe bei uns schon im Gange ist, während sie ehemals unter den Uebungen der Schule nicht den Rang einnahm, welcher ihr gebührte. Es wird nur das unser Augenmerk dabei seyn müssen, daß es fortgehende, wirkliche Uebung, vorzugsweise in der Muttersprache sei, daß aus unsrer Behandlung lateinischer und griechischer Schriftsteller nicht Vorlesungen werden.

Gewöhnlich wird angenommen, daß die Mathematik die beste Uebung für die Denkkraft darbiete. So weit diese Uebung in der Bildung regelrechter Schlüsse besteht, wird das Niemand in Abrede stellen. Aber das Schließen nach Induktion und Analogie, was die Beschäftigung mit einer fremden Sprache fortwährend zur Uebung bringt, ist um Vieles wichtiger und fruchtbarer für das Alter der Gymnasialschüler. Auch bekenne ich, vom arithmetischen und geometrischen Unterrichte beinahe niemals die Wirkung bei Schülern wahrgenommen zu haben, daß diese in der Bildung regelmäßiger Schlüsse einige Fertigkeit erlangt hätten. Ueberdem gewinnt die Mehrzahl der Schüler auch bei fleißigen und geschickten Lehrern nichts weiter, als die Fertigkeit in der gemeinen Arithmetik; und weiter brauchen auch die meisten für's Leben nicht. Ich glaube, daß Algebra und Geometrie nur den dafür befähigten Schülern beigebracht werden sollte, welche Hoffnung geben, auf dem im Gymnasium

gelegten Grunde fortbauen und zu den mathematischen Disciplinen durchdringen zu können, welche für die Geistesbildung fruchtbarer sind.

Religion und Geschichte sind ethische, nicht wissenschaftliche Lehrstoffe. Beide müssen zwar ebenso, wie die Sprachen, durch den Verstand, die Phantasie und das Gedächtniß eingehen: aber sie können nicht Gegenstand der Uebung in demselben Grade werden, wie die Sprachen und die Mathematik. Der ethische Zweck beider fordert, daß die Wahrheit dessen, was im Religions- und Geschichts-Unterricht mitgetheilt und aufgenommen wird, unmittelbar nicht nur erkannt, sondern auch empfunden werde.

Die übrigen im Gymnasial-Unterricht vorkommenden Lehrfächer möchte ich epagogische Lehrfächer nennen, weil sie als Mittel für solche Zwecke dienen sollen, welche jenseits der Schule liegen. Ich rechne dazu die hebräische (auch die neutestamentliche griechische) Sprache, und ebenso die fremden lebenden Sprachen; die Beschäftigung mit ältern deutschen Dichtungen, die Naturgeschichte, die physische Geographie und die Logik als philosophische Präpodeutik. Die Logik kann allerdings so behandelt werden, daß eine Art mathematischer Uebung daraus wird; und mittelhochdeutsche Dichtungen kann man den Schüler in's Hochdeutsche übersetzen lassen. Dasselbe bringt der Unterricht in hebräischer, französischer, englischer Sprache von selbst mit sich; und je mehr sich dieser an die rechte Methode des klassischen Unterrichts anschließt, desto mehr wird er dessen Wirksamkeit für die wissenschaftliche Bildung unterstützen. Aber alle diese Fächer werden es schon nach Maßgabe der Zeit, welche man ihnen widmen kann, nur zu weniger Uebung und

darum nur zu unvollständigen Perceptionen, die Naturgeschichte und die physische Geographie, welche im Gymnasium blos der methodus magistralis fähig sind, nur bis zu Konceptionen bringen. Sie sind darum keineswegs überflüssig, da die für diese Lehrstoffe vorhandenen Talente unter den Schülern, welche sich bei freigegebener Wahl sicherlich überall finden werden, zur Thätigkeit darin werden angeregt werden. Dagegen das Studium der Sprache kann durch den klassischen Unterricht während des Gymnasiallaufs bis auf ein gewisses Maß abgeschlossen, kann zu einer ganzen, wenn auch dem Umfang nach beschränkten Perception werden.

Ich würde demnach den Gymnasialunterricht theilen in obligate und fakultative Fächer, und den ersteren zuweisen:

1) die ethischen Stoffe, Religion und Geschichte;
2) die beiden alten Sprachen;
3) die Mathematik, jedoch nur für solche Schüler, welche befähigt dazu erkannt werden;
4) die Fertigkeiten im Rechnen, in geographischen und Geschichtsdaten.

Fakultative Fächer wären:

1) die Sprachen: Hebräisch, Französisch, Englisch;
2) das Lesen älterer deutscher Dichterwerke;
3) Naturgeschichte, physische Geographie, Logik als philosophische Propädeutik;
4) die Fertigkeiten im Turnen, Singen, Zeichnen.

10.

In necessariis unitas.

1857.

Wer es mit seinem Berufe gut meint, wird sich gerne zu dieser Wahrheit bekennen und derselben auch seine besondern Neigungen und Meinungen unterordnen, wenn er in überzeugender Weise darüber belehrt wird, welche Einheit die rechte und was das Nothwendige sei. Aber gleich hier tritt die große Schwierigkeit für die Anwendung des schönen Grundsatzes hervor. Wollte man z. B. sagen: die Einheit aller Unterrichtsanstalten des Landes besteht darin, daß alle, die höchsten wie die niedersten, auf den einen Zweck, die Bildung, hinarbeiten, welcher Zweck eben das Nothwendige ist: so würden auch da noch alle Lehrer vollkommen zustimmen. Wenn man aber weiter das Wie des einheitlichen Hinarbeitens auf denselben Zweck näher bestimmen und die Mittel für diesen Zweck verabreden wollte, so würde sich eine überaus große, der Einheit widerstrebende Theilung der Ansichten hervorthun, nicht blos in Ansehung der Bildungsmittel, sondern auch hinsichtlich der Natur der Einheit.

Denn welche Einheit suchen wir? etwa die auswendige, daß, wenn ein Beamter aus der Nähe des Bodensee's an die Tauber versetzt wird, sein Knabe in der neuen Schule ganz dieselben Bücher gebrauchen und in seinem Bröder gerade da fortmachen kann, wo er in der frühern abgebrochen hat? oder suchen wir eine innere Einheit? die Einheit des Wollens und Strebens? Es wird Niemand behaupten wollen, daß Gleichförmigkeit Einheit sei. Wenn aber Einheit des Wollens und Strebens allein die rechte ist, wie wird diese zu Stande kommen zwischen Denjenigen, welche durch Räume und Zeiten, durch Rang und Stellung, durch Erfahrung, Einsicht und Individualität von einander geschieden sind? Denn das ist doch klar: diese Einheit muß bestehen nicht etwa Monate und Jahre; sie muß gewissermaßen alle Lehranstalten eines und desselben Landes und namentlich diejenigen durchdringen, welche die gleiche Aufgabe haben; sie muß natürlicherweise die Lehrer verbinden, welche an einer Anstalt zu arbeiten berufen sind; sie muß endlich das Band seyn zwischen den Dienern an der Schule und den Oberen, welche das gesammte Schulwesen leiten und beaufsichtigen.

Ich will diese Einheit als die wichtigste zuerst betrachten, und fürchte dabei nicht die Einwendung, daß eine solche Einheit, nämlich die des Strebens und Wollens der Diener und der Obern, in der Wirklichkeit niemals zu Stande kommen werde. Denn es gibt ja auch der Arzt das Arbeiten für die Gesundheit, und der Diplomat seine Thätigkeit für den Frieden darum nicht auf, weil weder ein vollkommener Gesundheitsstand, noch ein ewiger Friede hergestellt werden kann; und ohne die Bemühung um jene Einheit steht es jedenfalls sehr übel

um unser Unterrichtswesen. Also die Einheit des Strebens und Wollens zwischen den Obern und Dienern der Schule — wie soll diese entstehen und erhalten werden? Der Mann des Bureau's wird die Frage beinahe lächerlich und die Antwort gar sehr einfach finden; er wird sagen: der Obere gibt an, was der Untere in der Schule zu verrichten hat, und der Untere befolgt, was ihm vom Obern vorgeschrieben ist. Denn ein Vertrag, wie zwischen dem, welcher eine Arbeit bestellt, und dem, welcher dieselbe fertigt und liefert, kann ja hier nicht stattfinden. Ein stillschweigender Vertrag zwischen der Behörde, welche einen Lehrer anstellt, und dem Lehrer, welcher angestellt wird, kommt allerdings dadurch zum Abschlusse, daß der Lehrer weiß, was der Sache nach von ihm gefordert wird, und daß er durch seine Bewerbung oder durch die Annahme der Berufung zu erkennen gibt, daß er dieses Was anerkenne und die damit bezeichnete Verpflichtung übernehme, wie er denn auch vor dem Eintritte in das Lehramt Gehorsam und Treue angelobt. Aber je geistiger eine Thätigkeit ist, desto weniger ist das Wie derselben zugleich mit dem Was gegeben, und desto wichtiger wird das Wie als das Was. Soll zwischen den Obern und den Dienern Einheit des Wollens und Strebens in der ihnen gemeinsamen Sache bestehen, so müssen sie in Ansehung des Wie Eines wollen und anstreben. Setzen wir nun die Möglichkeit, daß auch das Wie, die Methode — und zwar in weiterem Sinne, als man das Wort gewöhnlich nimmt — bis in's Einzelne vorgeschrieben werden könne, ungefähr so, wie noch vor vierzig Jahren begeisterte Jünger Pestalozzi's alles Ernstes meinten, es könne mit dessen Büchern in der Hand auch

der Unwissende — „jeder Esel,“ hat damals einer jener Jünger gesagt — die Kinder ganz gut unterrichten, so wäre doch mit der besten vorgeschriebenen Methode das Wollen und Streben des Lehrers noch nicht gegeben: und so weit sind wir ja noch nicht herabgekommen, daß wir die Einheit des Wollens und Strebens zwischen Oberen und Unteren dadurch zu erzielen meinen, daß des einen Theiles Wollen und Streben aufgehoben oder ignorirt wird. Vielmehr sind wir in der Wirklichkeit weiter in der Einsicht in das Wesen des Unterrichtens, als Pestalozzi und seine Zeit, fortgeschritten, soferne wohl Niemand mehr daran zweifelt, daß bei'm Unterrichten der Hauptfaktor in der Person des Lehrers liege; zuerst in seinem Wollen und dann in seinem Wissen und Können. Hiemit wird sich das Vorschreiben einer Methode nicht vertragen. Denn der Obere, welcher es gut meint mit der Sache, die ihm und dem Unteren gemeinsam ist, wird selbst am meisten wünschen, daß des letztern Wollen, Wissen und Können selbstständig und möglichst ausgebildet sei, daß er selbst wolle, wisse und könne, was sein Beruf fordert. Ueberall aber, nicht blos in der Schule, wo Mehrere an demselben Werke arbeiten, ist die bestimmte Abgränzung der Befugnisse die conditio sine qua non eines friedlichen und gedeihlichen Zusammenarbeitens, ein unentbehrliches Direktiv des Verhaltens der Theile gegeneinander, und somit auch die Bedingung der Einheit des Wollens und Strebens zwischen Obern und Untern in der Schule. Du meinst vielleicht, eine solche Abgränzung werde irgendwo durch den usus aufrecht erhalten, so daß es dem Obern nicht einfalle, in den Kreis, welcher dem Untern durch natürliches Recht zugewiesen

ist, einzugreifen, wie dieser doch wohl überall sich des Uebergreifens nach Oben enthalte. Ich möchte nicht in Abrede stellen, daß irgendwo ein solches schönes Verhältniß sich finde oder gefunden habe, ohne deßwegen die Meinung aufzugeben, daß eine gesetzlich ausgesprochene Abgränzung der Befugnisse überall solch einem usus vorzuziehen sei. Ein wirkliches Beispiel mag zur Erläuterung dienen.

Als Heinrich Schubert*) im Jahr 1809 Rektor des neben dem Gymnasium in Nürnberg errichteten Realinstituts geworden war, fand er als eines der vornehmsten Lehrpensen, die er zu besorgen hatte, die deutsche klassische Literatur vor. Schelling, der seine Berufung zu der Stelle in Gang gebracht hatte, war auch damit beauftragt worden, ihm den Antrag zu der Stelle zu machen (wiewohl Schelling mit den Schulangelegenheiten in Bayern nicht unmittelbar beschäftigt war) und hatte ihm schon das Jahr zuvor geschrieben, „die Art der Behandlung solle ganz Schuberts Ermessen überlassen seyn, und ihm sogar freistehen, dieses Fach (der deutschen Literatur) mit dem der Philosophie (seinem andern Pensum) in Eins zu ziehen." Nun that Schubert, was und wie gut er's konnte, das Lehrpensum für die Schüler fruchtbar zu machen, gab grammatikalischen Unterricht, und verwendete unter Anderem mehrere Stunden der Woche darauf, seine Schüler namentlich mit den Dichterwerken des deutschen Mittelalters bekannt zu machen, „in einer Weise, welche ihnen

*) Das Nachfolgende ist der Schubert'schen Autobiographie, der Erwerb ꝛc., II, 2, S. 297, 310 f., 324—330, entnommen.

wie mir Freude machen konnte.“ Und da er schon nach wenigen Monaten eine öffentliche Prüfung abhalten mußte, legte er mittelalterliche deutsche Dichtungen zu Grunde, Theile von Parcival und Titurel, Gedichte aus dem Heldenbuche, Chriemhildens Rache, die er seinen Schülern auswendig zu lernen aufgegeben hatte; und die Schüler machten ihre Sache sehr gut. Aber unser Landsmann, H. E. G. Paulus, als Schulrath in Nürnberg damals nächster Vorgesetzter des Realinstituts und des Gymnasiums, hörte dieser Prüfung nur mit Aerger zu: „an solchem alten undeutschen Kram könnten die jungen Leute kein ordentliches Deutsch lernen; schwäbische Minnesänger, Sänger der Wartburg, giengen uns nichts an, das seien längst vergessene Kindereien aus einer Zeit, wo nur mönchisches Dunkel sein Wesen getrieben, wo an eigentliche Bildung und Gelehrsamkeit gar nicht zu denken gewesen.“ Mit diesem Urtheile bewies Paulus, daß er von der Methode des Unterrichts im Deutschen keine Ahnung hatte; wogegen Schubert durch seine damals schon vielgelesenen Schriften und namentlich durch seine Schreibart sich darüber ausgewiesen hatte, daß er in deutscher Sprachkenntniß und im Geschmacke weit über Paulus stehe. Aber der Eine war Vorgesetzter, der Andere Untergebener, und eine Instanz, an welche dieser appelliren konnte, war nicht vorhanden. Wohl befand sich in Nürnberg ein über Paulus stehender, sehr gebildeter Mann, der Generalkommissär Freiherr v. Lerchenfeld, welcher den gedemüthigten Rektor durch Beweise der Hochschätzung für die Kränkung durch den Vorgesetzten zu entschädigen suchte; aber sein Recht, die Methode zu verstehen und nach seiner Methode zu

lehren, konnte er demselben nicht zusprechen oder sichern. Niethammer, welcher damals das ganze bayerische Schulwesen in der Hand, und welcher die verschiedenen Ordnungen zu entwerfen hatte, mag sich durch die Rücksicht auf manche, zum Theil fast barbarische Elemente im Schulpersonal haben bestimmen lassen, aus dem, was Schelling an Schubert sicherlich nicht ohne seine Zustimmung geschrieben hatte, nicht eine für alle Schulen giltige Vorschrift zu machen: daß nämlich die Methode nicht Gegenstand der Thätigkeit für die Obern, sondern Sache der Lehrer sei. Denn er selbst, Niethammer, war kein Bureaumann, sondern er wollte Lehrer, welche selbst dächten, könnten und wollten: er war vernünftig und billig genug, das, was er für sich selbst ansprach, den Untergebenen ebenfalls einzuräumen. Aber Schubert gegen Paulus in Schutz zu nehmen hatte auch er kein amtliches Mittel in seiner Hand. Was dieser jenem anthat, konnte auch nicht Gegenstand einer Beschwerde seyn: und dennoch war's eine schwere Kränkung, noch dadurch verstärkt, daß Paulus den neuen Rektor, dessen Persönlichkeit immer so war, ut posset impia mollire Thracum pectora, gleich anfangs (wegen seiner Freundschaft mit Schelling) mit unverhehlter Antipathie aufnahm, was Schubert allerdings mit der gleichen Empfindung erwiederte; und daß derselbe „von jedem Gerüchte, das sich über kleine Unordnungen und Mängel in unserer Anstalt vernehmen ließ, gar genaue Kunde nahm, von welcher er mir eine eben nicht wohlthuende Mittheilung machte.“ Paulus hat offenbar da, wo ihn der Affekt nicht irre leitete, mit redlichem Streben das Wahre und Rechte gesucht, ungeachtet er gerade in seiner

eigenen Wissenschaft weder das Wahre noch das Rechte gefunden hat. Er war kein unlauterer noch unedler Mann: Kniffe, rabulistische Verdrehung, Tücke und Bosheit jeder Art lagen seiner Natur ferne; und es hat nicht nur sein Lobredner*) „seine Duldung, Bescheidenheit, Aufmerksamkeit auf Andere, Vorsicht im Urtheile, Freiheit von Selbstsucht, Hochmuth, Anmaßung und Herrschsucht," sondern auch J. H. Fichte hat ihn wegen „seiner Toleranz im besten Sinne des Wortes" gerühmt. Und dennoch hat dieser unser Landsmann dem herzguten Manne Schubert die Milch der frommen Denkart zwar nicht in gährend Drachengift — das könnte Niemand bei Schubert — wohl aber in ächte und gerechte Galle verwandelt. „So allenfalls, wie mein Vorgesetzter es mir that, gibt ein Herr, der gesonnen ist, einem Knecht wegen völliger Unfähigkeit zu seinem Geschäfte den Dienst aufzukündigen, dem armen Burschen sein Mißfallen zu erkennen. — — Ich fühlte mich zu Allem gelähmt und muthlos."

Die Einheit des Strebens und Wollens zwischen den Obern und den Dienern der Schule kann nicht dadurch erzielt werden, daß die ersteren das Wie des Unterrichts im Einzelnen vorschreiben, und die letzteren ausführen, was jene anbefohlen haben. Aber vielleicht ist es der Unterrichtsplan oder die Schulordnung, welche diese Einheit herstellt? Denn eben hiedurch ist der Lehrer, bevor er in sein Amt eintritt, über Dasjenige unterrichtet, was man von ihm fordert. Ich könnte sogleich

*) Dr. v. Reichlin-Meldegg in der Lebensbeschreibung II, 461.

entgegnen, daß dem Rektor des Realinstituts in Nürnberg durch die von Niethammer gegebene Schulordnung deutsche Literatur als sein Lehrpensum zugewiesen war, und daß trotz dieser Anweisung, die natürlicherweise auch für seinen Inspektor galt, der Hader mit diesem sich an dem vorgeschriebenen Lehrpensum entzündet hat. Denn es stand freilich gedruckt da: deutsche Literatur. Aber Paulus meinte eine andere deutsche Literatur, als Schubert, und jedenfalls diejenige nicht, welche Schubert wollte; denn er verstand ja von der Sache nichts, und hatte keinen andern Beruf zum Urtheile darüber, als das Dekret, wodurch er Schulrath geworden war; und sein Urtheil gieng aus nicht vom Nachdenken über die Sache, sondern von dem Aerger, den ihm Schuberts Anstellung erweckt hatte; und wenn er dieses sein Urtheil durch irgend einen Mann vom Lehrstande unterstützt und gelobt wissen wollte, so war ihm ein solcher*) gleich bei der Hand, ein Mann nicht ohne Gelehrsamkeit, dessen Bosheit und Faulheit ich selbst auch noch kennen gelernt habe. Eine der Schwierigkeiten der Sache liegt darin, daß — etwa die Mathematik ausgenommen — kein Lehrpensum bestimmt werden kann, unter dem A nicht etwas Anderes verstände, als B; was dann wieder auf die Unzertrennbarkeit des Wie von dem Was hinausläuft. „Sie sollen hier bei uns Religion lehren?“ — „Ja, Religion; aber ich verstehe darunter Hegel'sche Logik.“ — „Ganz recht, Sie haben's getroffen.“ Ein Anderer weiß nur von einer Religion, welche Physik ist. Einem Dritten aber wird

*) S. Schuberts Erwerb II, 2, S. 329.

aufgegeben, Theile der heiligen Schrift mit seinen Schülern zu behandeln, und er verwendet zwei Drittheile seiner Zeit darauf, unter den Augen der Behörde seinen Schülern zu beweisen, daß das Buch, das er eben lesen soll, nicht ächt sei. Ein Vierter diktirt eine gelehrte Einleitung zu dem Paulinischen Briefe, bevor er denselben anfängt, deren Umfang viermal größer ist, als der Brief selbst. Und das Alles ist Religionsunterricht. Oder gibt es irgendwo eine Schulordnung von solcher Präcision und Ausführlichkeit, daß eben dadurch jede abweichende Deutung ihrer Anweisungen ausgeschlossen wäre?

Aber die Hauptschwierigkeit liegt in der unvermeidlichen Allgemeinheit jeder Schulordnung. Ich habe vor zehn Jahren nicht begriffen, warum ich bei dem verewigten Dr. Klaiber einen starken Widerwillen gegen die Berathung und Abfassung der neuen Schulordnung für unsere gelehrten Schulen vorfand, deren Entwurf nachher, im Jahr 1848, im Druck erschienen ist; wie er denn auch an den Kommissionsarbeiten keinerlei Antheil nahm, ungeachtet sein innerer und äußerer Beruf dazu der entschiedenste gewesen ist. Jetzt bin ich überzeugt, daß Klaiber, wenn er auch etwa Paulus'sche Anwendungen solch' einer Ordnung sich nicht als unmöglich dachte, doch darum eine stabile Schulordnung nicht gewollt habe, weil er einsah, daß jeder Unterrichtsplan, welcher die Lehrer einer und derselben Anstalt zu wirklich gemeinsamer Thätigkeit vereinigen soll, in der Anstalt selbst entstehen müsse. Es ist ganz unrichtig, zu meinen, daß sechs Lehranstalten, welche die gleichen Lehrpensen haben, dabei gedeihen werden, wenn man ihnen den

gleichen Lehrplan vorschreibt, nnd noch unrichtiger, zu meinen, daß derselbe Lehrplan für diejenigen Anstalten passe, welche ihre Schüler nur in drei Fünftheilen oder in der Hälfte der Zeit behalten, welche die Schüler jener sechs Anstalten in denselben zubringen. Es ist unrichtig, denselben Lehrkurs z. B. für lateinische Schulen von zwei Klassen und für Schulen von sechs Klassen vorzuschreiben. Es ist unrichtig, der einen Konfession den Lehrplan der andern aufzunöthigen, auch wenn man für gesonderten Religionsunterricht sorgt, oder zu meinen, dasjenige könne ein Mittleres und Einigendes zwischen Schulen und Schülern zweier Konfessionen vorstellen, was den Charakter beider verleugnet. Es ist unrichtig, von jedem Lehrer in jenen sechs Anstalten, und von den Schülern derselben, welche in der gleichen Klasse stehen, Eines und Dasselbe der Leistung nach zu fordern und zu erwarten; womit ich keineswegs in Abrede stelle, daß die Zielpunkte, bis zu welchen Gymnasium und lateinische Schule führen, und welche die mittlere Kraft der Lehrer und der Schüler erreichen kann und soll, für alle Anstalten derselben Art mit möglichster Präcision festzustellen seien. Alle diese Tendenzen sind unrichtig, es mag nun der Unterrichtsplan als ein Ganzes aufgestellt werden, oder es mögen einzelne Theile desselben als allgemeine Erlasse ausgehen.

Die Unrichtigkeit liegt in der Allgemeinheit des Gebotenen; denn unmöglich ist's ja nicht, daß irgend ein Unterrichtsplan für irgend eine Schule nach ihrem dermaligen Bestande gerade der rechte sei; aber zugleich ist das sehr unwahrscheinlich, auch wenn lauter einsichtsvolle Glieder der Behörde denselben mit Beiziehung aktiver Schulmänner gemacht haben. Und jedenfalls ver-

fehlt ist es, wenn man der Lehranstalt A auferlegt, den Unterrichtsplan deßwegen anzunehmen, weil er der Lehranstalt B paßt. In — — ging einmal der Befehl aus, daß in derjenigen Klasse der lateinischen Schule, welche ungefähr unserer dritten entspricht, Cornelius Nepos behandelt werden solle. Da erklärte der Lehrer der betreffenden Klasse in N., er könne den Cäsar, aber jenen Autor könne er nicht. Ein Lehrer, welcher nur den einen kann, den andern aber nicht, verdiente ganz gewiß von jeder Anstalt eiligst entfernt zu werden. Dergleichen war aber damals wenigstens dort nicht Sitte. Ich weiß auch nicht, was geschah, nur daß der Lehrer sich standhaft weigerte, den Cornelius zu können. Ich würde, wenn man mir den Lehrer nicht abgenommen hätte, diesem den Autor gelassen haben, welchen er konnte. Aber dergleichen findet sich, wenn auch nicht in so greller Erscheinung, ich möchte sagen, an jeder größeren Lehranstalt; und man darf zufrieden seyn, wenn einfach, nicht zweifach oder dreifach. Die Sache fordert, daß jeder nur das lehre, dessen er wirklich mächtig ist, und der allgemeine Unterrichtsplan fordert, daß der Lehrer dessen mächtig sei, was ihm zu lehren aufgegeben wird. So wurden einmal in — — die Lehrstellen der Mathematik*) aufgehoben, und den Klassenlehrern anbefohlen, Planimetrie und Algebra vom nächsten Halbjahr an zu verstehen und zu lehren. Das *ὄνους ἵππους ψηφίζεσθαι* oder das Anbefehlen, daß eine Yacht eine Fregatte sei,

*) Ein als gelehrter Mathematiker berühmt gewordener, seit etlichen Jahren verstorbener Mann, hat mir gesagt, daß er einmal ohne Weiteres zum Lehrer der lateinischen Sprache gemacht worden sei, deren Anfangsgründe er nicht einmal gelernt hatte.

ist nie mit solchem Glanze geübt worden. Denn es kommt noch dazu, daß wohl niemals eine Schulordnung ausgeht, auf deren Bestimmungen nicht ganz andere Dinge, als die Rücksicht auf das Gedeihen der Sachen, großen Einfluß hätten. Bei jener übrigens unausführbar befundenen Ordnung des mathematischen Unterrichts waren's ökonomische Gründe: man wollte die Dotation einer Lehrstelle ersparen. Dann wieder, als man mir einmal heftig zusetzte, die sechs Klassen der lateinischen Schule auf vier zu reduciren, die zwei untersten, bevölkertsten, deren Schulgeld die Lehrerbesoldung deckte, abzuschneiden, war's die nothwendig befundene Gleichheit. Denn wenn ich sechs Klassen behielt, konnten Andere auch wieder sechs wollen, und die sechs waren kaum ein paar Jahre vorher überall eingerichtet worden. Wieder einmal kam der Befehl, die Unterrichtsstunden der Gymnasialschüler in Geschichte, Geographie u. s. w. auf diejenigen Tageszeiten, d. h. auf den späten Abend, zu verlegen, wo die „gebildeten" Handwerksgesellen und Lehrjungen Antheil daran nehmen könnten. Das kam unmittelbar aus der Phantasie desjenigen Staatsbeamten, welcher ganz zu oberst über uns stand. Man sage doch ja nicht, dergleichen könne anderswo nicht geschehen. Quod uni potest accidere, omnibus potest. Wo aber solche Rücksichten, welche nicht in der Sache selbst wohnen, in die Paragraphen einer Schulordnung oder in allgemeine Erlasse über das Schulwesen übergehen, da wird auch die Kontrole der Leistungen nur eine auswendige, und das Urtheil über dieselben ein oberflächliches werden. So erscheint jetzt in — — alljährlich ein Mitglied der Provinzialregierung, was nicht ein Mann vom Fache ist,

in den Gymnasien und lateinischen Schulen mit dem neuesten Schulplan in der Hand: er wohnt in allen Klassen irgend einem Unterricht bei, erforscht aber nicht und kann nicht erforschen, ob recht unterrichtet und recht gelernt worden sei, sondern er zählt ab, ob gerade so viele Stunden, als der Schulplan vorschreibt, auf jedes Fach verwendet worden seien, wobei eine Stunde mehr der Rüge ebenso würdig erscheint, als eine Stunde weniger; und die Fortsetzung eines früher anbefohlenen, später abgethanen Lehrfachs erregt besonderes Mißfallen, und fünf Klassen der Lateinschule, wo der neueste Schulplan nur vier gestattet, sind beinahe eine Auflehnung.

Die Einheit zwischen den Obern der Schule und deren Dienern kann weder durch eine vorgeschriebene Methode, noch durch eine vorgeschriebene Schulordnung erzielt oder gesichert werden, auch nicht die Einheit zwischen den Lehrern einer und derselben Anstalt, welche Einheit doch die allernothwendigste ist. Sage nicht, diese Einheit wohne im Rektor; der Rektor kann und muß die Einheit vorstellen, kann sie aber nicht machen: was alle Vorsteher aller größeren Lehranstalten, und wären das auch solche, die ein Vorsteher selbst gestiftet hat, bestätigen werden. Wo wir auch nur zu zweien das gleiche Werk zu besorgen haben, da ist es unsere Aufgabe, nicht nur neben-, sondern miteinander, nicht nur gleichzeitig, sondern in Einstimmung zu arbeiten. Aber eben jenes Vorschreiben und vermeintliche Leiten von Oben macht, daß in der Regel jeder Lehrer, wie der Arbeiter in einer Fabrik, nur auf den ihm zugewiesenen Webstuhl sieht. Nichts geht uns so schwer ein, als der Gedanke, daß wir Theile eines Ganzen seien und daß wir als Theile zu arbeiten haben. Es ist nicht

immer und überall die gemeine Selbstsucht, welche uns hindert, in uns selbst Organe zu erkennen, deren Wirksamkeit der Organismus des Ganzen bestimmen muß, welche also z. B. nur dem Religionslehrer eine Verpflichtung hinsichtlich der religiösen Bildung der Schüler, oder nur dem Schreiblehrer die Sorge für die Handschriften, oder nur dem Vorsteher die Einhaltung der äußern Ordnung zuweist, sich selbst aber davon freispricht: es ist bei edleren Naturen oft sogar die Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, welche macht, daß der Lehrer sich selbst in den Organismus der Schule nicht einfügt. Eine wahrhaft gemeinsame Thätigkeit mehrerer Lehrer an derselben Anstalt kann allein dadurch erzielt werden; daß sie Gemeinsames hervorzubringen haben, was auch allein Liebe für die Anstalt erzeugen kann, an welcher sie miteinander dienen. Denn das kann man alle Tage und selbst in der Kinderstube sehen, was der scharfsinnigste Beobachter alles natürlichen Wesens bemerkt, daß der Mensch das mehr liebe, dem er etwas erweist, als das, von dem er etwas empfängt. Das Gemeinsame aber, was die Lehrer einer und derselben Anstalt miteinander hervorbringen können und sollen, ist nichts Anderes, als eben die Methode und der Unterrichtsgang. Die Zielpunkte für die Anstalten gleicher Art mag die Behörde festsetzen; Methode und Unterrichtsgang mit Allem, was dazu gehört, wie die Wahl der Bücher, welche zum Unterrichte dienen, sind von Gottes und Rechts wegen Sache der Lehrerkollegien. Beide sind so innig miteinander verbunden und verwoben, daß man nirgends das Eine gewähren könnte ohne das Andere. Ueberdem muß die Methode, wenn nicht statt derselben ein faules Herkommen die Einheit in der

Schule vorstellen soll, in steter Entwicklung begriffen seyn, wovon ich nur ein einziges Beispiel anführen will: es wird sicherlich nicht eine Anstalt geben, wo man nicht bei'm Sprachunterricht der ältern Klassen immer auf's Neue auf Desiderien hinsichtlich des Sprachunterrichts in den jüngern und jüngsten stieße. Es ist aber bei'm Unterricht in Religion, Mathematik, Geschichte, Geographie ganz dasselbe, und sogar die erzieherische Thätigkeit der Lehrer einer und derselben Anstalt, fordert einen beständigen Austausch und wechselseitige Berichtigung der Ansichten und Vorstellungen.

Du fürchtest vielleicht, wenn weder die vorgeschriebene Methode, noch der gebotene Unterrichtsplan die Einheit des Wollens und Strebens zwischen den Obern und Dienern erzielen könne, so sei diese Einheit überhaupt ausgeschlossen, und die den Schulen übergeordnete Behörde so gut als überflüssig gemacht. Dagegen behaupte ich, jene über Alles wünschenswerthe Einheit werde erst dann möglich, wann die blos scheinbare und irreleitende Einheit aufgegeben ist, und, wenn man auf diese verzichtet, werde die Oberleitung der Schulen um so nothwendiger und um so fruchtbarer.

Die Einheit ist möglich in den Prinzipien, und die Prinzipien sind das Nothwendige, worin Einheit bestehen soll; und die Prinzipien zu erkennen, aufzustellen und zu wahren, ist die schöne, edle und schwierige Aufgabe der Oberbehörde. Prinzipien zu finden und vor der Welt zu bekennen, war vor der ersten französischen Revolution vielleicht überflüssig. Seitdem aber die entgegengesetztesten Meinungen und Richtungen nicht nur die Gesellschaft überhaupt, sondern auch alle Gewalten im

Staate immerfort bewegen, ist das *δός που στῶ* für das ganze öffentliche Leben ein unabweisbares Bedürfniß geworden, und, meine ich, das unabweisbarste für die Schule, von der Universität an bis zur Schulstube des geringsten Dorfes. Und zwar ist es für die Leiter des Schulwesens selbst am nothwendigsten, über die Prinzipien klar zu werden, damit sie, dem Einflusse der hin- und herwogenden Meinung entrückt, zuerst selbst wissen, was sie wollen, und ihre Untergebenen dann ebenfalls gegen das zufällige Meinen und Rathen nach Außen schützen und nach Innen in der rechten Art anweisen können. Es ist mir kein Unterrichtsplan und keine Schulordnung bekannt, die nicht den Mangel an Prinzipien verriethe. Es wären Prinzipien aufzustellen für das Unterrichtswesen des ganzen Landes, und ebenso in Uebereinstimmung mit jenen die Prinzipien für die Hauptklassen der Unterrichtsanstalten, so daß Jeder, der als höherer oder niederer Lehrer wirken will, voraus wüßte, auf welchem Boden er stehen wird, und daß in die Gebiete, welche jetzt das Bild der größten Getheiltheit und Mannigfaltigkeit aufweisen, eine wohlthätige Einheit käme. Diese Prinzipien wären das Kompendium, nach welchem auf der Universität und in Lehrerseminarien Pädagogik und Didaktik gelehrt würde; über dieselben hätte sich der junge Lehrer, welcher zur Anstellung kommt, im Kolloquium zu erklären, ob er dieselben verstehe, und ob er sie anerkenne.

Du wirst mir vielleicht entgegenhalten, daß keine Schulbehörde sich entschließen werde, eine schon von ihr ausgegangene Schulordnung für ungiltig zu erklären; wirst auch vielleicht fragen, wie denn angehende, nament-

Bewegung bleibe, ohne welche kein Heil zu hoffen ist, und dabei doch der Unterricht und die ganze Behandlung der Jugend diesen Prinzipien entspreche. Hiedurch wird die Aufgabe der Obern um Vieles schwerer. Denn der Kontrole ihrer Leistungen kann keine Lehranstalt entbehren, und je selbständiger eine solche ist, desto mehr muß die Prüfung ihrer Leistungen in's Einzelne gehen. Es werden daher diejenigen, welche die Controle üben, nicht nur längere Zeit auf die Untersuchung des innern Standes jeder Lehranstalt — obwohl nicht alljährlich — zu verwenden haben, sondern auch neben der Einsicht in die Lehrstoffe diejenige wirkliche Erfahrung im Unterrichten und in der Leitung der Jugend mitbringen müssen, wodurch ihr Kommissorium beglaubigt wird.

III.

Biographisches.



1.

Erinnerung an die am 9. Januar 1819 verstorbene Königin von Württemberg, Katharina, Schwester des Kaisers von Rußland, Alexander.

Ob an Königen und Fürsten der Völker die Tugend bewundernswürdiger sei, als an den Menschen, welche in Niedrigkeit oder doch ohne Glanz und Hoheit lebend, ein wahres, aber stilleres Verdienst aufzuweisen haben: das möchte Vielen zweifelhaft erscheinen. Denn was immer nur Gutes von denjenigen gesagt wird, welche, im Besitz der Macht und als Quellen der Ehre und des irdischen Genusses für ihre Freunde und Schützlinge, die Gemüther der Menschen durch Furcht nicht minder, als durch Hoffnung und Dankbarkeit lenken können, das hört die Welt, so vielfacher Täuschung eingedenk, mit Recht nur mißtrauisch an, weil die menschliche Natur, an sich selbst geneigter, das Böse von Andern zu denken und zu sagen, leichter durch niedrige Lust und Furcht, als durch freudige Anerkennung der Wahrheit zu dem Lobe preiswürdiger Gesinnungen und

Thaten bewogen wird. Daneben vereinigt in sich der Herrscher alle Macht, solche Tugenden vor Andern zu üben, welche der Menschen Herz am leichtesten gewinnen: Menschenfreundlichkeit, Milde, Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit, welcher Tugenden Größe und Werth der gewöhnliche Mensch nicht sowohl nach ihrem wahren Gehalte, und nach der Schwierigkeit oder Leichtigkeit ihrer Ausübung, sondern nur nach den guten Wirkungen derselben, die ihn selbst oder die Nächsten um ihn erfreut haben, zu preisen gewohnt ist. Und, könnte man sagen, die Fürsten selbst, in der Wiege schon von Glanz umleuchtet, von Kindheit an mit dem Genusse äußerer Güter übersättigt, müssen wohl aus eigenem Antriebe, schon vermöge der natürlichen Liebe zur Abwechslung, ihre Gedanken auf das Vergnügen hinwenden, welches durch gute Thaten und vom Danke so Vieler zu gewinnen ist, den sie ohnedieß öfter durch ihren nur ausgesprochenen Willen, als durch eigenes selbstthätiges Wirken verdienen; während auf der andern Seite der in bürgerlicher Beschränkung lebende und mit geringen Mitteln ausgestattete Mensch das Gute, welches er schafft, mühselig und kämpfend erstrebt oder durchführt, und dann erst keines oder nur geringen Lobes theilhaftig wird.

Aber so wahr es auch ist, daß in der Geschichte gar viel des bestochenen Fürstenlobes erscheint, und daß gewisse einzelne Tugenden zu üben den Fürsten leichter wird, als andern Menschen: so bleibt doch gewiß und unumstößlich, daß die selbstgewählte reine Tugend und die entschiedene Richtung der Seele auf Wahrheit, Recht und fromme Menschenliebe an dem Fürsten mehr Bewunderung, als an dem Bürger verdiene. Denn ohne Zweifel gebührt bei jeder Tugend das höchste Lob dem schwersten Entschlusse, der schwersten Ausführung guter Vorsätze; und je mehrere dem jugendlichen Blick eröffnete Wege zu scheinbarem Glücke

und Lebensgenusse ein edler menschlicher Geist verschmäht hat, um den wenig reizenden und wenig gesuchten Weg frommer Tugend zu wandeln: desto herrlicheren Glanz gewährt ein solcher Sieg, desto geehrter ist dadurch die ganze Menschheit.

In vielen Menschen wächst die Gewohnheit des Guten von Kindheit an durch Nöthigung äußerer Umstände. Wahrhaft mit liebender Hand lenkt Gott durch Entbehrungen und Schwierigkeit des Erwerbs ein solches Herz, ohne vielfache oder starke Versuchung, immer auf gleicher Bahn, bis in die Jahre hinein, wo Gewohnheiten nicht mehr geändert werden. Und sei auch ein gewöhnliches Menschenleben mit allerlei Gut und Freude gesegnet, welche den Sinn mehr an's Irdische binden: doch erinnert es jeden Menschen durch versagte Wünsche, durch verlorne Freuden, durch Unfälle und Leiden, öfter und stärker an sein Menschenloos, an seine Schwachheit, an die Nothwendigkeit des Entbehrens und der duldenden Aufopferung, als den Fürsten, um welchen her sich Alles häuft und sammelt, um seine Kindheit und Jugend mit einer hohen Meinung von sich, seinem Stande und seinen Verhältnissen zu befangen, und seinem Blicke das Finden der Wahrheit zu erschweren; bis die Gewohnheit, auch der Herrscher Herrscherin, eine Umkehr zur demüthigen Anerkennung allgemeiner Menschenschwachheit, diesem einzigen Wege des Heils für alle Sterblichen, beinahe unmöglich gemacht hat. Wahrlich! laut verkündigt es die Geschichte, daß die Mannigfaltigkeit und Fülle des Genusses, daß jenes unversiegbare Zuströmen von Ehre, daß die Menge und die Beflissenheit der jedem Winke gewärtigen Diener manche schöne Anlage zur Tugend, welche auf den niedern Stufen menschlicher Gesellschaft glücklich gereift haben würde, auf der Höhe des Thrones verderbt, ja bei großgeachteten Fürsten die Er-

kenntniß ihrer Bestimmung erst im Angesichte des Todes erweckt hat.

Seltener weiß die Geschichte zu rühmen, wie der Zeiten Drang und eigene oder des Reiches Gefahr schlummernde Kräfte erweckt, und dem engverschlossenen Keime der Tugend seine dichte Schale gesprengt habe, so daß in den Stürmen des Ungemachs erstarkte, was in den lauen Lüften sorglosen Glückes nicht gedeihen wollte. Aber daß eine bewundernswürdige Vortrefflichkeit, durch einen in früher Jugend unwandelbar befestigten Entschluß mit den Jahren immer wachsend, nicht nur ohne die mit glänzender Tugend oft gepaarten, ja vermischten Fehler, sondern ohne alle Spur der Verleugnung und Selbstüberwindung, wie in lichter Höhe über dem Nebel menschlichen Wahnes, irdischer Sorgen und Wünsche schwebend, unter den Fürsten erschien, das ist der Menschheit seltenstes Glück, für Zeitgenossen und Nachwelt ein begeisternder Anblick. Da offenbart sich zugleich mit der Macht der Tugend auch der bessere Keim in den Seelen der Menschen. Eine solche Tugend, Eins mit der göttlichen Liebe, wirkt allgewaltig selbst auf entartete, wilde Gemüther; ihr wendet sich, wie die nach dem Himmelslichte sich drehende Pflanze, die Liebe sogar der von Lastern umnachteten Herzen zu; die allein, als Sinnbild der im unbegränzten All bindenden und waltenden Kraft, zu herrschen würdig ist, die Liebe, die Tugend der Tugenden, schafft sich unwiderstehlich ihr eigenes Reich. Selbst ja dann, wenn sie im einfachen und niedern Hause weilt, sammeln sich um sie viele der Sterblichen, um unter ihrem guten Schirme zu wohnen. Sitzt sie aber auf dem Throne, so eilt und strömt die Schaar derer, welche zuvor aus blinder Gewohnheit, oft mit widerstrebendem, oft mit unwahrhaftigem Sinne sich gebeugt hatten, jetzt erst für immer gewonnen, jetzt von der siegreichsten Gewalt genö-

thigt, herbei mit Fülle des Dankes und der Ehrerbietung. Im ewigen Wechsel alles Irdischen bleibt sie allein fest, umgeben von Alter und Schwachheit immer neu, und wenn Alles stirbt, so stirbt sie nicht.

Als ein Vorbild von solcher Schönheit und in solchem Wirken hat unter uns die Königin Katharina, freilich nur wenige Jahre, gelebt. So erschien sie, obgleich noch in blühender Jugend, doch schon mit dem ganzen Wollen und Wünschen für das Gute allein entschieden, als ob eine lange Reihe in steter Uebung hingebrachter Jahre ihr diese bewundernswürdige Reife verliehen hätte; und an jenem warmen Ergreifen der als gut erfundenen Dinge, an jener raschen Betreibung wohlgefaßter Plane, an dem edeln Feuer ihres ganzen Strebens haben wir erkannt, wie auch dieser hohe Geist nur im siegreichen Kampfe mit eigener Leidenschaft so herrlich erstarkt seyn möge; und zweitens, wie derselbe, auf solchem Wege durchgedrungen zur innern Freiheit, hinfort die eigne gebändigte Leidenschaft zur Beflügelung seines edeln Strebens gebraucht habe. Diejenigen freilich, welche, von Anfang in der Nähe Katharina's, ihre Kindheit und Jugend beobachtet, das Werden und Wachsen dieser Tugend gesehen, vielleicht durch Lehre und Erziehung zu der Entwicklung ihres Geistes mitgewirkt haben, könnten gewiß die Zeit, ja vielleicht die Tage ihres Lebens genau angeben, worin der große Entschluß, alle Mittel eines reichbegabten Standes, alle Kräfte eines ausgezeichneten Geistes, den ganzen Willen einer starken Seele der Wahrheit und dem Guten zu widmen, fest geworden ist. Wir aber, allzukurze Zeugen nur ihrer letzten Jahre, sind deßwegen um nichts weniger gewiß, daß Katharina nicht vermöge des dunkeln Triebes einer natürlich guten Anlage, selbst nicht durch eine vortreffliche Erziehung, sondern durch einen freien, bewußten, starken Entschluß das,

was sie überall, was sie uns vor Allen war, geworden, durch Anlage und Erziehung aber in Vorsatz und Ausführung trefflich unterstützt worden sei.

Bestätigend und überzeugend spricht für diese Behauptung das Wirken der Königin Katharina. Zwar, was man sonst in der Welt das Gute nennt, ist wohl auch von Andern vielfältig ausgegangen. Angeborne Menschenliebe, edler Trieb zum Wohlthun hat schon von manchem Throne aus vieler Tausende Thränen getrocknet; ja gewiß oft mit eigener Aufopferung die Hungernden, Nackten, Kranken, nicht allein unter den Mitlebenden, sondern auch, durch fromme Stiftung, unter den künftigen Geschlechtern freundlich getröstet. Aber das Höhere und einzig dieses Namens würdige Gute zu geben, ist fürwahr noch Wenigen so, wie Katharinen, gelungen. Denn geistige Güter bewahren das als ihr eigenstes Recht, daß sie nur von dem reinen Willen rein und wirksam ausgehen; daß also der Schein einer Tugend, wenn auch noch so täuschend und schimmernd, in Andern diese Tugend nicht hervorruft: wie denn des Verschwenders Beispiel noch keinen Menschenfreund, ehrsüchtiger Fleiß und selbstgefällige Frömmigkeit noch nie fleißige und fromme Menschen erzogen hat. Siehe da, der göttliche Hauch in unserm schwachen Wesen! Siehe da jener Funke des himmlischen Lichts, unverlöschbar durch Krieg und Drangsal, durch einbrechende Rohheit und Finsterniß! Hell strahlet er für Jeden, welcher ihn sucht, in allen Geschichten; und kein Jahrhundert hat je so ganz die Menschheit entwürdigt und verdunkelt, daß nicht durch einen edeln und starken Willen dieser göttliche Funke zum wohlthätig erhellenden Lichte für die Menschengeschlechter umher geworden wäre. Als von den rauchenden Trümmern des Morgen- und des Abendlandes her der Würger Attila, mit unzähliger Völker Blute bespritzt, vor das zitternde Rom

drang, da hat nicht jener lange, schweigende Zug der greisen Priester, nicht jener ehrwürdige Schmuck des Bischofs und seiner Begleiter, sondern es haben die Flammen dieses göttlichen Lichtes die finstre Barbarenseele bezwungen. Eine Ahnung der Wahrheit, von Leo's Worten in seiner Seele geweckt, überstrahlte auf kurze Zeit den entsetzlichen Wahn des Hunnen, daß er Gottes Geißel auf Erden sei. Daß aber Wenige ein Leo seyn wollten, das hat der Barbarei ihr Reich gegründet und befestigt.

Also den göttlichen Funken in der Menschenbrust zu wecken, und in Andern heilige und große Empfindungen hervorzurufen, ist nur denen verliehen, welche mit freiem Bedachte selbst das Hohe und Gute erwählt, und durch Bändigung des natürlichsinnlichen Willens in sich großen und erhabenen Gedanken Raum gemacht, welche ihre Seelen durch freien und klaren Entschluß der Gottheit zum Tempel geweihet haben. Und das war Katharina's Größe. Denn ein herrlicher Anblick ist es zwar gewesen, wie sie als eine liebevolle Mutter unerschöpfliche Gaben spendete nach allen Seiten des Vaterlandes; wie sie dem furchtbar drohenden Unheile des Hungers rastlos kämpfend gegenüber stand; wie sie, wo irgend etwas fehlte, mit scharfem Blicke und schon bereit zur Hilfe, es schnell ersah, und nicht allein menschliche Blöße mit schützender Kleidung, sondern auch öde Gegenden im Vaterlande mit schmückenden Baumpflanzungen bedeckte; wie sie endlich mit dem entschlossenen Willen, und bei längerem Erdenleben ihres Sieges gewiß, auf das Ziel hindrang, daß im ganzen Vaterlande kein Mensch völlig verlassen sei, sondern ein Jeder als Glied einer großen Kette sich gemeinschaftlich getragen und geschützt fühle. Aber viel größer und herrlicher ist sie durch geistige Wohlthaten gewesen. So sehr wollte sie vor Allem innere Veredlung der Armen, daß die Erleichterung

des äußern Zustandes in ihren Händen blos ein Mittel für jenen höheren Zweck werden mußte. Mit dem Vertrauen zu Gott und Menschen sollte in die Herzen der Armen auch die Empfänglichkeit für Tugend und Wahrheit zurückkehren. Dann sollten alle Kräfte überall, wo sie sich fänden, mit Macht geweckt, keine unbenützt gelassen, die möglichste Anzahl von Menschen zu selbstthätigem Daseyn gerufen, getrieben werden. Also sich emporhebend, würden die Menschen in der Selbstthätigkeit das verlorne Selbstgefühl, die Liebe zum heimathlichen Boden, die Häuslichkeit, den Eifer für Gemeinwohl, die Gesetzlichkeit, die Verehrung und Anwendung heiliger Wahrheit wieder finden. Daß übrigens Katharina bei solchen Zwecken mit dem nächsten Bedürfnisse und bei der untersten Stufe anfing, das war ein Werk ihres eben so schnellen als richtigen Blickes und ihrer weisen Menschenliebe.

Keineswegs aber konnte dem tief und weit blickenden Geiste entgehen, wie unsere Zeit mit einer Unzahl von Gesetzen, mit einer unendlich vervielfältigten Aufsicht und mit jeder Art äußerer Beschränkungen die Menschen immer nur schlechter mache; wie also, damit es besser mit uns werde, ein innerlich gesetzliches Geschlecht nachgezogen werden müsse. Darum ergriff Katharina die Erziehung der verlassensten Kinder mit so warmer Liebe, und berieth dieselbe mit so fortdauerndem und ernstem Eifer, daß man hätte glauben sollen, es müsse ein solches Geschäft die ganze Thätigkeit eines menschlichen Geistes allein ausfüllen. Sofort brachte Sie, wie in alle Dinge, welche Ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt wurden, in die Anstalten, welche zuvor schon menschenfreundlicher Eifer für arme Kinder in der Hauptstadt gegründet hatte, ein neues regeres Leben. Mühselig begonnene und fortgesetzte Arbeiten wohlgesinnter und verständiger Männer fanden jetzt den ersten schönen Lohn und

treffliche Förderung in dem Lobe und der unverdrossenen, freigebigen Theilnahme der erhabenen Fürstin. Neue schönere Tage giengen jetzt den Kindern auf, welche zuvor durch unzulängliche Mittel jener wohlthätigen Gesellschaft in den Händen unwissender und roher Eltern oder in dem Zustande der traurigsten Verwaisung geblieben waren. Sie nahm nicht nur auf, sondern emsig suchte sie, was verloren war. Keine abschreckende Gestalt der schmutzigen Armuth, selbst keine dem Aeußern der Kinder schon eingedrückte Rohheit konnte dieser Königin liebevollen Blick von Denen abstoßen, welche sie zum bessern Daseyn zu rufen beschlossen hatte. Gleichmäßig besorgt für nahe und ferne Zukunft, wachte sie mit ernster Liebe darüber, daß fromme Empfindungen geweckt, das wahrhaft Gute durch Lehre und Verstandesbildung zur Erkenntniß gebracht, die Selbstthätigkeit der Kinder frühe angeregt, und durch einen kleinen Gewinn ihrer Arbeit aufgemuntert werde. Obgleich eine Kaiserstochter und eine Königin, kannte sie doch, was dem niedersten Stande nöthig ist; und nicht den geringsten Beweis von ihrem reinen, unbestechlich guten Wollen hat man darin erkannt, daß sie die Kinder von jeder Beschäftigung zurückhielt, welche ihnen gemeinere Arbeit verleiden, und für sie ein Weg zur Ueppigkeit und Putzliebe werden konnte. Daß aber überhaupt ein so zartfühlendes weibliches Gemüth gegen widerstrebende Rohheit und gegen bettelhaften Müssiggang, so wie gegen alles Schlechte mit eingreifender Strenge verfahren wissen wollte, davon haben wir uns mit Bewunderung überzeugt, wie die wahre, einzige, ewige Liebe in diesem großen Herzen gewohnt und geherrscht habe.

Gleichwie sie nun mit liebender Sorgfalt unglückliche Menschen aufsuchte, welche von einer Königin die entferntesten zu seyn schienen: so gönnte sie den Nächsten und Edelsten, welche ihr größtes Vertrauen beehrte, und im wei-

teren Kreise allen wohlwollenden und werkthätigen Menschen einen nicht geringen Antheil an ihrem schönen Wirken. Nicht nur die erkannte Nothwendigkeit, daß zur Ausführung ihrer wohlthätigen Absichten in dem ganzen Lande der Beitritt nacheifernder Menschen erfordert werde, sondern auch die sittliche Einwirkung, welche so die neue Theilnahme auf die dabei thätigen Menschen ausüben mußte, leitete und erfreute die liebevolle Seele Katharina's. Offenbar folgte sie darin einer richtigen Erkenntniß des menschlichen Gemüthes. Gleichgiltigkeit ja Stumpfheit gegen Leid und Wohl der Nebenmenschen wird großentheils aus der Unkenntniß ihres Zustandes und durch Mangel an Berührung mit ihnen erzeugt: während im Gegentheile der Mensch vermöge eines schönen ihm eingepflanzten Triebes dasjenige lieben lernt, was Pflege und Wartung von ihm erhalten hat. Katharina, schon an der Seite ihres ersten Gemahls mit dieser geistigen Frucht des Wohlthuns durch unablässige Uebung bekannt geworden, und in der zweiten Ehe durch gleiche Gesinnung unseres Königs auf alle Weise darin gefördert, wollte Allen, die sie schätzte, Jedem, den sie edlerer Freuden würdig achtete, den Weg zu solchem veredelnden Genusse eröffnen. Und das war ihre wunderbare, reine Wirksamkeit, von welcher oben schon geredet worden ist. Die Tiefe, der Umfang und die Schnelligkeit dieser Wirkung beweist, wie rein ihre Quelle, der Wille Katharina's, war. Denn wer unter jenen Vielen, welche sie zur Berathung ihrer schönen Plane zu sich berief, ist nicht mit Begeisterung, für sie selbst nicht allein, sondern für alles Gute, und edler, hoher Gedanken voll, hinweg von ihr nach Hause gegangen? Oder wer hat nicht, obgleich ihr unbekannt, bei solchem Beispiele beschämt in sein Inneres geschaut; wer, wenn nicht der bessere Keim unter Disteln und Unkraut erstickt war, dem gewaltigen Triebe

der Nacheiferung widerstanden? In Allen, Allen, welche noch empfänglich waren, hat sie Gutes gewirkt; in den Besseren durch erhöhte und vereinte Thätigkeit; in den Schwachen und Lauen, indem dieselben, wiewohl vielleicht aus Gefallsucht oder aus andern niedern Beweggründen, doch etwas Besseres als zuvor thaten, und ebendamit einen Anfang zu ihrer eigenen Besserung machten.

Denn während vorher die Besseren und Bemittelten im Volke nur Jeder für sich und vereinzelt ihr Wohlthun übten, welches allerdings ein edles Bedürfniß unserer Landsleute zu seyn scheint, und während vorher auch der Freigebigste mit einem wohlangelegten Geben sich zu begnügen pflegte: geschah es jetzt vermöge der sanften Gewalt jenes reinen Willens, und durch Katharina's hellleuchtendes Vorbild, daß nach kurzer Zeit in der Hauptstadt sowohl, als in andern Städten und in Dörfern, zahlreiche Vereine von solchen Menschen zusammentraten, welche noch zu ihren milden Gaben auch Zeit und Kräfte, womit wir sonst wohl sparsamer als mit dem Gelde sind, für das Beste leidender und verlassener Nebenmenschen darzubieten bereit waren. Mitten in ringsum wachsender Bedrängniß, unter den erbarmungswürdigen Tönen des Jammers, als wir so schmerzlich unser Aller Unmacht gegen die gewaltig andringenden Uebel empfanden, erquickte das zagende Herz ein schöner Anblick: Männer aus allen Ständen, freigebig mit Rath, Kraft, Geld und Lebensmitttln für die Linndernng der Noth; Frauen besonders, von edler Geburt, durch theure Pflichten im Hause viel beschäftigt; jetzt aber verdoppelnd ihre Kraft und Anstrengung, und als zu einer schönen Abwechslung ihrer Thätigkeit herniedersteigend in die Hütten der Armuth; emsig im Forschen, unermüdet im Sammeln und Austheilen; sonst vielleicht unbekannt miteinander und auf verschiedenen Lebenswegen, jetzt zu dem Einen theuern Zwecke eng

vereinigt; an sie angeschlossen eine Menge wohlgesinnter Frauen aus den mittleren Ständen: mit gleichem Zwecke, mit gleichem Eifer, oft mit größerem Opfer von Zeit und Kräften; ja selbst nicht wenige von Denen, welche mit Mühe ihres Lebens Nothdurft fanden, zu freundlichen, freien Leistungen voll edeln Willens; verlassene Kinder jetzt unter wohlwollenden und weisen Pflegerinnen des Leibes und der Seele; die Armen, die Kranken, die Alten mit möglichster Hilfe, und wo die Kraft ausgieng, mit Hoffnung und Theilnahme getröstet; ja in der Wüste des Hungers die grünende Saat einer besseren Zukunft. Da schien vor unserem Blicke wieder aufzublühen jene erste Zeit des Christenthums, wo das Gefühl brüderlicher Vereinigung und Liebe in Aller Seelen lebte, und von dem Seinen keiner sagte, daß es sein wäre, sondern sie Alles gemein hatten: es schien die Entwickelung eines ächtchristlichen Sinnes, die Anwendung göttlicher Wahrheiten auf das tägliche Leben, in jenen Anstalten wirklich und mit Glück begonnen, unter Katharina's fortdauernder Leitung eine schnelle und sichtbare Förderung des göttlichen Reiches unter uns zu versprechen.

Auch dieser Anfang des Guten ist wie Alles, was diesen Namen verdient, von Katharina im Kampfe mit Hindernissen gegründet worden. Nicht nur unverständigen und herzlosen Spott, nicht allein unbehülfliche Trägheit und Ungeschicklichkeit, sondern auch — wer sollte das glauben? — Abneigung und Verleumdung hatte sie zu überwinden. Und wenn gleich ihre Tugend mit einer Macht auftrat, welcher die Verdorbenheit und der böse Wille schweigend und voll Scheue wich: so hat sie doch von der Unwillfährigkeit und Saumseligkeit Anderer, welche, voll kleinlicher Furcht vor den ihnen zunächst sichtbaren Hindernissen, und nicht fähig, Katharina's Absichten zu überschauen, doch

vermöge ihrer amtlichen Stellung bei Anstalten für die Armen in Anspruch genommen werden mußten, bis an ihren Tod viele Widerwärtigkeit erfahren.

Sie, die Stifterin des guten Werkes, voll frommen Glaubens an höheren Beistand für gottgeweihte Zwecke, fürchtete weder die widrigsten Hindernisse, noch suchte sie ungeduldig zu ihrer Beseitigung stärkere Mittel. Selbst die Befehle, wodurch unser gleichgestimmter König mit der zartesten Achtung in den Sinn seiner vielgeliebten Gemahlin eingegangen, ihre Anstalten unterstützte, schienen eher Empfehlungen der guten Sache, als Gebote zu seyn. Vom Throne herab keine andre Nöthigung, als durch ein begeisterndes Vorbild und durch sanftermahnende Rede und Schrift, welche vom Herzen zum Herzen ging; eine Königin, welche wo möglich immer selbst das Geschäft übernahm, Anderer guten Willen durch eigene huldvolle Anrede, oder wenigstens überall auf dem nächsten Wege anzuregen, und dem Zwecke unmittelbar zuzulenken; auch die Schrift, welche von ihr ausgieng, nicht in der Form eines kalten Befehles an die finstere, mit Menschensatzungen überladene Pflicht erinnernd, sondern mit dem unverkennbaren Ausdrucke des Wohlwollens zur selbstthätigen Erfüllung der edelsten und natürlichsten Menschenpflicht einladend; niemals ein Beamter oder ein Bürger zum blinden Werkzeuge offener oder geheimer Zwecke benützt, sondern überall zum freien, denkenden Wirken auf einem übersehbaren Spielraume berufen; und auf diesem Wege, wenn man die kurze Zeit vergleicht, so ansehnliche Erfolge, daß aus denselben auf's Klarste hervorgieng, was Katharina selbst bei dem Beginne ihrer Anstalten geäußert hatte: „Sie bedürfe zur Verbesserung im Zustande der Armen und des niedern Volkes überhaupt nicht sowohl die Beiträge, als die verständige und vereinte Theilnahme der Wohlgesinnten.“ Denn so reichliche Gaben

auch von ihr selbst, von ihrem königlichen Gemahle und von Wohlthätern jedes Standes den Armen zufloßen, so glauben wir doch den bedeutenden und segensreichen Anfang, welcher damals mit der Aufrichtung gefallener, gedrückter und verlassener Menschen gemacht wurde, noch weit mehr der Vereinigung von Einsichten, Rath und Kräften zu ihrem Besten zuschreiben zu dürfen. Auf dem einfachsten Wege vermied ihr klarer und entschlossener Sinn jene alte Verirrung, wodurch so viele Verwaltungen gar schnell als etwas für sich Bestehendes, Nothwendiges, von ihrem Zwecke Getrenntes erscheinen, und wodurch der Staat, in welchem diese Verirrung einheimisch geworden ist, seine Auflösung mächtig beschleunigt: sie entwickelte ihre eigene Thätigkeit für das Ganze und das Einzelne ihrer Anstalten zu einer außerordentlichen Höhe.

Erhaben über den leicht verführenden Wahn, als ob sich selbst leben etwas Anderes, als der Pflicht leben hieße, schien sie bei der ausgedehntesten Thätigkeit beinahe mehr Zeit als andere Menschen zu haben, weil sie der Laune Nichts davon widmen wollte. Und wenn diese Betrachtung an sich schon die Thätigkeit aller unter ihr beschäftigten Menschen anregen mußte, so konnten dieselben nicht anders als auf's Kräftigste gespornt werden, durch die Art, wie Katharina am Einzelnen Antheil nahm.

In dem Rathe der Wohlthätigkeit, welchen die Königin berufen hatte, wollte sie die eigene Meinung nie mit ihrer hohen Würde, sondern allein mit ihrer großen Einsicht und den reinen Beweggründen ihres ganzen Thuns unterstützen: und so wie sie fremde Ansichten ernstlich prüfte, so gab sie die eigenen gerne zur Prüfung her. Der Entwurf zum allgemeinen Wohlthätigkeitsvereine, von Katharina's eigener Hand auf's Reinlichste und Zierlichste geschrieben, ist mit solcher Absicht von ihr in Mancher Hände

gekommen. Jede Berichtigung war ihr ein Geschenk; gegründeter Widerspruch erwarb ihren Dank; manchen ungegründeten hat sie mit Scherz aufgenommen.

Der Kreis ihrer Räthe war nicht so um die Königin geschlossen, daß sie nicht bei jedem Geschäfte in die möglichst nahe Berührung mit den niedriger oder entfernter stehenden Dienern ihrer Anstalten gekommen wäre. Wo sie selbst sehen konnte, da zog sie es immer mit eigener Bemühung den Berichten Anderer vor; wo sie wegen der Entfernung nach Berichten handeln mußte, da prüfte sie dieselben mit solcher Genauigkeit, wie wenn ihr eigener Nutzen oder Schaden damit verflochten wäre, und mit steter Rücksicht auf Gesinnung und Ruf des berichtenden Mannes. Ja, nach dem Beispiele ihres preiswürdigen Ahns, des Herzogs Christoph, welchen erst jetzt der Fleiß unseres vaterländischen Geschichtschreibers in seiner ganzen Größe dargestellt hat, sandte sie nach allen Gegenden des Landes ihre Räthe aus, um wo möglich von jeder Seite über das, was Noth, was geschehen, was im Werden sei, den Bericht der glaubwürdigsten Augenzeugen zu vernehmen.

In der Hauptstadt aber besuchte Katharina beinahe jeden Tag eine oder mehrere ihrer Anstalten, nicht etwa vorübergehend und schnell, sondern verweilend, mit ernstlicher Prüfung. Da kostete sie die Speise, welche den Armen gereicht wurde, und blieb gegenwärtig bei der Austheilung; da musterte sie mit Fleiß die Arbeiten der Kinder, deren Viele sie mit Namen zu nennen wußte, voll Aufmerksamkeit auf diejenigen besonders, welche strengerer Zucht bedurften.

Hieraus gieng die trefflichste Wirkung hervor. Unter einer Königin von umfassendem und tiefem Geiste, welche mit solcher Demuth nicht auf ein Durchsetzen ihrer Meinung, sondern auf den Sieg der richtigsten und geprüfte-

14*

sten Ansichten drang, wollte Niemand seiner höheren Stellung wegen seine Meinung geschont oder geehrt wissen. Ihr emsiges Streben nach gründlicher Kenntniß der Mängel und der steuernden Mittel theilte sich allen mit; und wenn die Königin ihren forschenden Blick nicht auf den Geschäftskreis ihrer Räthe beschränkte, so wagte Niemand, sich für das eigene Suchen und Wirken einen bestimmten und bequemen Kreis abzustecken; und Keiner gedachte, sich auf die Thätigkeit eines Andern zu verlassen, wo er selbst nützlich seyn konnte.

Daß nach bestem Wissen und Gewissen gearbeitet wurde, das war ihr schönes Werk; und bewundernd mußten wir uns überzeugen und sagen: Die Wirksamkeit durch Befehle ist schwach und meist nur scheinbar; durch Wirkung des Menschen auf den Menschen, durch Theilnahme am Einzelnen, durch eigene Kenntniß des Kleinsten allein sicher, und höchst folgenreich und umfassend.

Unvollendet ist freilich jedes Bild, welches Katharinens Walten und Wirken darstellen sollte, wenn ihm das Schönste, das Anziehendste, wenn ihm jener zarte Hauch, jene liebliche Weichheit mangelt, welche allein durch Beschreibung des häuslichen Lebens über das Bild eines weiblichen Wesens verbreitet werden kann. Was gerade am würdigsten wäre, der Mitwelt und den Nachkommen zur Bewunderung vorgestellt, und so ausgeführt zu werden, daß es als das Erste und Wichtigste erschiene, davon können nur diejenigen sprechen, welche von Katharina's Leben nahe, glückliche Zeugen gewesen sind. Aber wer, obwohl ein fernerer Beobachter, hat ihr nicht innig gedankt für den seligen Frieden, den sie als einen herrlichen Siegeslohn für heiße und gefahrvolle Kämpfe über das Leben unseres geliebten Königs ausgoß? Wer hat ihr nicht gedankt, daß sie seinem Sinne für häusliches Glück mit ihrem

reichen Gemüthe, mit ihrem unerschöpflichen Geiste so befriedigend entgegenkam? Wem unter dem Volke ist es nicht ein herzerfreuender Anblick gewesen, wenn sie als unzertrennliche Begleiterin ihres königlichen Gemahls zu Fuße und im Wagen seine einfachen Erholungen verschönerte? — Und keineswegs unbekannt ist es dem Volke geblieben, wie Katharina, eine liebende Tochter, voll kindlichen und ehrerbietigen Dankes für die trefflichste Erziehung und für das Vorbild der edelsten Wirksamkeit beinahe täglich an ihre kaiserliche Mutter schrieb; wie sie mit zärtlichen Mutteraugen die Erziehung ihrer Prinzen begleitete, auf Anstrengung der jugendlichen Kräfte und auf einfache Angewöhnung vorzüglich bedacht, und oftmals ihren Erzieher befragend: „ob doch keiner der Lehrer in ihren Söhnen die Prinzen hervorhebe und schone?“ Auf keiner Seite, wo sie ihre weise Liebe üben konnte, ist Katharina müssig geblieben. Ihr war die Pflicht das Liebste geworden, und so ist ihr gelungen, ganz Gattin, ganz Mutter, ganz Landesmutter zu seyn.

In vergangener Zeit sind wohl manche Fürstinnen durch häusliche Tugend, andere durch männlichen Muth in bedenklicher Lage, ja nicht wenige durch festes Ergreifen des Ruders im verwaisten Staate, oder gar als Kriegerinnen an ihres Heeres Spitze berühmt geworden; Katharina hat Alles überschaut und begriffen, was eine Königin wahrhaft Schönes und Herrliches werden kann. Vornehmlich der Antheil, welcher der Fürstin am Staate gebührt, ist von ihr auf's Tiefste erkannt, mit nie gesehenem Eifer erfaßt worden; denn wenn auf der einen Seite ihr königlicher Gemahl Ordnung, Recht und Gesetz im Staate festzustellen bemüht war, so wollte sie von der andern solcher Wohlthat ein verbessertes, freudigeres, der Selbständigkeit würdigeres Volk entgegen führen. Endlich, wenn unsere deutschen Dich-

ter mit Recht gesungen haben, daß der Frauen Gebiet das Schöne sei: so hat vor allen Fürstinnen, ja vor allen Frauen, welche die Geschichte nennt, Katharina am Meisten den Anspruch an dieses Gebiet erwiesen: indem sie an sich und ihrem Leben ein Beispiel, wichtig und lehrreich unsrer Zeit, aufstellte, daß Wahrheit und Tugend nicht allein an sich selbst das Höchste und Schönste seien, sondern auch von allen Menschen als das Liebenswürdigste erkannt und geehrt worden.

Während also Katharina ganz für Andere und für alles Gute und Schöne lebte, hat sie auf's Herrlichste ihre eigene Vollendung gefördert, und ist mit wunderbarer Schnelligkeit zum höhern Daseyn reif geworden. Solch' frühes Ende eines von der Menschheit gesegneten Lebens erhöhet nach der ersten Trauer den sehnsüchtigen Glauben an ein besseres Daseyn; es beleuchtet aber auch mit einem schönen Lichte jene uranfängliche und lange bestandene Meinung der alten Welt, daß im Schauen der Gottheit oder der Wahrheit das leibliche Leben vergehe. Das Räthsel des Menschenlebens, jedem Gebornen aufgegeben, wird von Wenigen gelöst: in unseligem Irrwahne fahren die Meisten dahin; und von denen, welche redlicher Eifer treibt, es zu lösen, kommen die Einen, forschend und dem Wissen nachstrebend, auf dem längern Wege, die Andern, um unablässige Uebung des Guten bemüht, auf der geradesten Bahn zum Ziele; früher, leichter, gewisser als der nach Erkenntniß ringende Geist, kommt ein gereinigtes Herz zum Schauen der Gottheit. Und so erkennen wir in jener Ahnung der alten Welt, welche ihr, wie so Vieles, von dem anfänglichen Wissen und Fühlen der Wahrheit übrig geblieben war, nicht mehr einen schreckhaften Wahn, sondern die natürliche, in der Offenbarung wiedergegebene Ueberzeugung, daß der Mensch durch Entwicklung seiner sittlichen Anlage

zur höchsten Fertigkeit im Guten, und ebendamit durch fortgesetzte Läuterung seines Herzens am schnellsten hindurchdringe zum Anschauen der Gottheit: und daß in demselben Augenblicke, in welchem die jedem Guten erreichbare Stufe erstiegen, oder die Seele durch freien Aufschwung an's Licht der ewigen Wahrheit getreten ist, die Schaale unserer leiblichen Umhüllung zerspringe. Darum eilt immer das Schönste und Segensreichste über den Erdboden als über ein fremdes Land hinweg: in blühendem Alter, mitten im raschen Fortschritte des Wirkens enden Diejenigen ihren Lauf, welche die Liebe und die Freude des Menschengeschlechtes sind.

Aber wie anders blickt doch der Mensch auf eine solche theure Leiche, als auf die eines trotzigen Ueberwinders! Hier liegt ein klägliches Bild von menschlicher Vergänglichkeit; es übermannt uns der Gedanke an das in eitelm Wahne hingeopferte Leben; der unedlere Mensch weidet sich daran, in die erloschenen Augen zu schauen, deren Blick er im Leben furchtsam gemieden hat; ein Jeglicher aber fühlt eine gewisse Befriedigung, selbst noch lebend vor dem Todten zu stehen, dessen Leben dem unsrigen hemmend und drohend gegenüber stand. Dort erfaßt nach dem ersten Schmerz Bewunderung unsere Seele; sie sträubt sich gegen den Gedanken, daß ein solches Daseyn vergangen sei; sie ringt nach tröstlichem Glauben mit aller Macht; sie hält mit Kraft alle Züge zusammen, welche ein sprechendes Bild des entschwebten Geistes darstellen; sie beeilt sich, in ihrem lauten Danke, sowie in Denkmälern vielfacher Art das gewesene Leben als ein noch Bestehendes zu ehren.

Mitten im Genusse der schönsten Freuden, nach gedeihlicher Vollendung manches edlen Werkes und in fröhlicher Hoffnung wachsender Wirksamkeit für unser Aller Glück, ist Katharina aus den Armen ihres königlichen Gemahls, von zarten Pfändern zweier beglückten Ehen, aus

den Augen eines treu ergebenen und dankbaren Volkes hinweggerissen worden. Als ein göttliches Geschenk erschien nachmals dem aufmerksamen Blick jenes Zusammentreffen der Umstände, daß ihr so kurze Zeit vor ihrem Scheiden noch vergönnt war, in der ersten Weinlese nach langer und trauriger Unfruchtbarkeit, da unser Volk wieder fröhlich war auf seinen Bergen, unter dem freundlichsten Sonnenscheine des Herbstes ihre kaiserliche Mutter bei sich zu bewirthen, und ihr das Wachsen und Gedeihen desjenigen zu zeigen, was Katharina nach ihrem erhabenen Vorbilde bei uns gestiftet hatte; ja daß Alexander von Rußland selbst, mit brüderlicher Liebe vornehmlich dieser Schwester zugethan, zum letzten Gruße, nichts ahnend von Katharinens Abschied für dieses Leben, auch noch, freilich auf wenige Stunden, nach Stuttgart kommen mußte. Und wenn einmal im Rathe der himmlischen Weisheit solcher Schmerz über uns beschlossen war, so war auch ein so schneller, so unerwarteter Abruf ein Geschenk der göttlichen Liebe für die Königin, welcher ein langes, an Unthätigkeit fesselndes Krankenlager wohl bitterer als der Tod seyn mußte.

Seit Jahrhunderten vielleicht hat kein Todesfall in Württemberg eine so allgemeine uud so gleiche Wirkung hervorgebracht, wie Katharinens plötzlicher Hingang. Betäubender Schrecken lähmte das Gemüth, Niemand glaubte der ersten Nachricht. Und als die schreckliche Gewißheit kam, da verstummte Alles umher in tiefen Schmerzen; kein anderes Gefühl war mehr in uns, als das einer allgemeinen Verwaisung: Jeder las in des Andern Augen dieselbe Trauer, Jeder fand sich selbst bereit, sein Liebstes hinzugeben, wenn er damit ein so theures Leben zurückzurufen vermöchte. Auch die Wohlthat, welche der Einzelne von Katharinen empfangen hatte, oder noch hoffte, erregte jetzt nicht das schmerzende Gefühl des schweren Verlustes;

sondern der Gedanke vor allen, daß überhaupt eine solche Vortrefflichkeit, eine solche weit umher leuchtende und erwärmende Liebe unserem Anblicke sei entzogen worden. Besonders aber der unaussprechliche Schmerz unseres geliebten Königs wurde von allem Volke innig mitempfunden; weil Jedermann gewiß war, daß Katharina, je näher man ihr gestanden, desto wärmere Hochachtung, desto stärkere Liebe eingeflößt haben müsse.

Wie nun der Mensch überhaupt, einem inneren Drange folgend, bei tiefen Schmerzen durch irgend eine Aeußerung seiner Thätigkeit das Gleichgewicht seiner Gefühle herzustellen sucht: so wandte sich nach den ersten stummen Tagen, nach vielen tausend Thränen, welche in der stillen Verborgenheit armer und reicher Wohnungen der Königin als das schönste Todtenopfer gebracht wurden, zuerst die Hauptstadt und nach ihr andere Städte des Landes zur Sorge für anständige Denkmale der Verewigten und für die Erhaltung ihrer Anstalten. Auch der Tod der Guten und Frommen förderte ihre Werke. Denn jene wehmüthige Sehnsucht konnte nicht anders gemildert werden, als indem man in Werken der Liebe fortzufahren strebte, wie sie begonnen, indem man auszuführen suchte, was sie gewollt, was sie sich vorgenommen hatte.

Ueber dem Guten, welches der Mensch in seiner Unvollkommenheit, aber in frommem Glauben hervorzubringen gesucht hat, sorgt und wacht das Auge Gottes. Ungewiß des Erfolges in allen Wirkungen, die wir auf andre Menschen ausüben, können wir nur dafür mit Gewißheit sorgen, daß sie aus einer guten und reinen Quelle, aus unserem gottergebenen Willen, hervorgehen. Aber aus dieser Quelle nimmt unser Walten und Schaffen eine unzerstörbare Kraft mit. Und ob sich wohl nie erweisen läßt, welcherlei Gutes von uns auf Andere übergegangen, und ob es rein und

stark geblieben sei; auch nicht, wie es sich auf Kinder und Enkel fortpflanzen werde: so belehrt uns doch, selbst außer der Offenbarung, ein ernster Blick auf die Geschichte des menschlichen Geistes, daß dem Guten eine unzerstörbare Kraft inwohne. Gleichwie von den sichtbaren Dingen nichts vergeht, sondern alles in steter Verwandlung wiederkehrt: so lebt in den Geistern alles Gute unsterblich fort; in unendlicher Mittheilung, oft verändert, oft verdunkelt, aber vermöge seiner von Gott verliehenen Kraft von selbst sich wieder läuternd. Und so wandert über die wechselnde Bühne dieses Erdenlebens kein guter menschlicher Geist, welcher nicht den festen Bau des göttlichen Reiches in seinem kleinen Theile fördern könnte. Katharina, thätig in dieser edlen Arbeit, wie selten ein Sterblicher war, hat für unendliche Zeiten gebaut. Auch die wenigen Jahre, worin sie die Herzen so Vieler zum Guten wandte, sind für die Ewigkeit gewonnen. Im schnellen Wechsel der Zeiten, unter den Eindrücken der wunderbarsten und folgenreichsten Dinge, welche auf allen Seiten unsern Geist beschäftigen, sind wir von der wehmüthigen Trauer zu ernster Bewunderung des entschwebten Geistes übergegangen. Aber diese wird nimmer vergehen und nie abnehmen, so lange unter den Menschen der Sinn für Menschengröße leben wird.

Und so oft, auch noch in später Zeit, wenn schon viele Geschlechter nach uns in der Erde ruhen, ein fühlender Mensch an den grünenden Ufern des vaterländischen Flusses einherwandelt, und mit bewunderndem Wohlgefallen emporblickt an das hehre Denkmal, welches, umblühet von Leben und Fülle, als eine würdige Behausung theurer Todten, von der freundlichen, sonnigen Höhe hinauf in die blauen Lüfte strebt, so oft wird er aus dem Munde des umherwohnenden Volkes vernehmen, wie dasselbe von einem edeln

Könige erbaut worden sei einer edeln Königin, welche, in der Demuth groß, in der Liebe mächtig, durch ihr Wohlthun, durch ihr Beispiel unvergleichlich geherrschet habe.

2.

Kaspar Hausser.

Nach Beobachtungen vom 1. Juli 1828.

Der junge Mensch, über welchen nachfolgende Beobachtungen gemacht worden sind, kam gegen Ende Mai's dieses Jahres mit einem Führer, welcher vor der Stadt sich entfernte und denselben allein hineinschickte, nach Nürnberg, wohin er außer seiner ärmlichen Kleidung nur einen Brief mitbrachte, in welchem gebeten wurde, ihn zum Kavalleristen zu machen. Aus den wenigen Worten, die er vorzubringen wußte, erkannte man, daß er bis zu seinem Abgang nach Nürnberg ohne irgend eine Abwechslung, auch ohne Ahnung der äußeren Welt durch das Gehör, in einem engen Gemache nur von einem einzigen Menschen spärlich

gepflegt, seine Zeit zugebracht hatte. Da eine solche Erscheinung zu den allerseltensten gehört, und in dieser Hinsicht schon oft ein Traum der Phantasie an die Stelle der Erfahrung gesetzt worden ist, so glaubte man die nachfolgenden Beobachtungen aufbewahren zu müssen. Eine Täuschung durch Verstellung des Individuums wird durch seine Kindlichkeit und Originalität, sowie durch die Menge der Beobachter undenkbar.

Er war seit dem 27. Mai in Nürnberg, war in den fünf Wochen bis zum 1. Juli mit vielerlei Personen stets in Verkehr gewesen, und hatte bereits nach seiner Weise sehr viel gelernt. Doch sonderte sich das Gelernte, die neuen Wörter ausgenommen, von seinem früheren geistigen Besitze dadurch, daß er von jeder erst in Nürnberg erkannten Sache angab und hinzusetzte, wer sie ihm gezeigt, bei wem er sie zuerst gesehen habe. Er erschien als ein Mensch, von wohl zwanzig Jahren, wenn man die ausgebildeten breiten Schultern und den auch schon an den Wangen keimenden Bart betrachtete; sein Gang war mühselig, besonders dadurch, daß er die Kniee noch nicht gehörig biegen gelernt, wodurch das Treppensteigen ihm am beschwerlichsten war. Seine Gesichtsfarbe war gut, seine Hände vollkommen ausgebildet. In der Sprache merkte man schon den Einfluß dessen, was er hier gelernt hatte, nicht nur dem Wortreichthum, sondern auch der Aussprache nach. Vornehmlich ist ihm von Hause aus das Aussprechen des e n bei den Endsylben nicht eigen, wohl aber hier durch den Umgang mit Personen, welche mehr die Schriftsprache gebrauchen, mitgetheilt worden. Seine Sinne sind nicht sowohl ausgebildet, als empfindlich. Das Auge, welches niemals bis zur Reise hieher eine weitere Entfernung, als die von wenigen Schuhen maß, ist matt dem Ansehen nach, ohne ihm jedoch den Dienst zu versagen. Nicht nur bei grellen

Tönen, wie beim Knall einer Peitsche, sondern auch bei'm feinern Schlage einer Repetiruhr drückte sich die heftige Afficirung seiner Gehörnerven durch das Zucken der Gesichtsmuskeln aus. Deßgleichen machten Blumendüfte und der Geruch einer Pomeranze einen widrigen Eindruck auf ihn; er deutete auf die Stirne über der Nase und sagte, daß es ihm hier weh thue. Ebenso finden seine Wärter, daß sein Geschmacksinn außer Wasser und schwarzem Brod alles zurückstößt und als unangenehm verwirft. Nur das Auge scheint schon früher, ohne Zweifel durch sein Spielzeug, sich zum sinnlichen Wohlgefallen entwickelt zu haben, welches seit seinem hiesigen Aufenthalte durch die Menge der neuen Gegenstände, die er kennen gelernt hat, sich täglich mehrt. Geruch- und Geschmacksinn kennen bei ihm nicht das Angenehme und das Unangenehme in seinen verschiedenen Abwechslungen, sondern nur das Unangenehme und dessen Abwesenheit oder Entfernung; denn er ißt auch nach seines hiesigen Begleiters Aussage nur nach dem Bedürfnisse des Hungers, und nicht zu bestimmten Zeiten, und zwar nur schwarzes Brod, wie er auch blos Wasser trinkt. Sein Gehörsinn hat das Angenehme erst hier kennen gelernt und mit Begierde ergriffen. Er ist fleißig am Klavier, verwirft aber den Gesang, indem er sagt, man solle nicht so laut schreien. Am meisten ausgebildet oder am reizbarsten scheint sein Tastsinn, da er, ohnedieß zur größten Reinlichkeit gewöhnt, den Staub wegen seiner Kleider ängstlich vermeidet, und mit dem Betasten durch die Hände dem noch ungeübten Auge zu Hilfe kommt, bevor er sich z. B. auf einen Sessel niedersetzt. Sein Sprachreichthum, welcher bei seiner Hieherkunft in ganz wenigen Wörtern bestand, ist bereits sehr angewachsen. Jedoch gebraucht er den Infinitivus im Präsens statt aller übrigen Formen und Zeiten des Verbums, und arbeitet mit beiden Händen, um seine

mangelhafte Rede zu ergänzen und ihr fortzuhelfen. Unter seinen Geisteskräften herrscht das Gedächtniß jetzt vor, vereinigt mit einer ungemeinen Aufmerksamkeit in Beobachtung äußerer Dinge, welche sich hinwiederum bei dem, was er selbst thut oder treibt, z. B. beim Stricken oder Klavierspielen, als eine alles Andere ausschließende und vergessende Richtung auf den einzigen Gegenstand zu erkennen gibt. Er behält in der Regel alle Titel und Namen von Personen, von Thieren und von Sachen, wie man sie ihm angegeben hat, und ohne dieselben zu verwechseln, wiederholt auch Regeln der Höflichkeit und andere abstraktere Dinge, wie er sie von Andern empfangen hat, und zwar nie ohne Angabe seiner Autorität. Man kann an ihm wahrnehmen, wie die menschliche Erkenntniß mit dem Glauben und nicht mit der Kritik anfängt. Er verlangt Alles von Andern zu lernen, und glaubt unbedingt demjenigen, welcher ihm zuerst von dem vorhandenen Gegenstande etwas sagt. Vergleichung und Zweifel steigen ihm erst durch widersprechende Mittheilungen über denselben Gegenstand auf, und er verwirft solche Mittheilungen anfangs geradezu, indem er sich auf die erste Autorität beruft. Aber auch diejenigen werden durch ihn widerlegt, welche mit alten und neuen Philosophen behaupten, es müsse der Eindruck eines Menschen, welcher aus steter Einkerkerung von der Geburt an plötzlich in die reichgeschmückte Welt heraustrete, ein religiöser Eindruck seyn. Dieser sucht alle Einzelheiten, welche ihm aufstoßen, kennen zu lernen; er denkt an keinen Zusammenhang, keinen Ursprung, keine Einheit des Ganzen. Er hat für jetzt das Bedürfniß, Vorstellungen in sich zu sammeln; man sieht an ihm deutlich, daß der Mensch im Naturzustande erst eine Menge von Sachen sich zu eigen machen muß, bevor er nur einigermaßen zur Vorstellung unsichtbarer Kräfte aufsteigen kann. Bei ihm ist noch Alles Glauben, und Wis-

sen durch den Glauben; sein einförmiges Leben in einem engen Gemache, von nur etwa sechs Schuh Höhe, gleicher Länge und verhältnißmäßiger Breite, wo ihm Holzstöße den Blick aus dem einzigen engen Fensterloche versperrten, wo er nichts sah und hörte, als die Person und Stimme seines Wärters, der ihm gewöhnlich erst mit einbrechender Finsterniß sein Wasser und sein Brod brachte, hat keinen Begriff von vergangener Zeit und Zukunft in ihm erwachen lassen, weßwegen ihn Jedermann vergebens fragt, wie lange er eingesperrt gewesen. Er kann deßwegen auch nicht vom ersten oder zweiten Tag seiner Reise, sondern nur vom Hellwerden und Finsterwerden sprechen, und hat überhaupt noch keine Vorstellung von Aufeinanderfolge der Begebenheiten, so daß Alles noch in seinem Kopfe als gleichzeitig in der Gegenwart erscheint. Er hat keinen Begriff von Recht und Unrecht. Daß er geschlagen wurde, wenn er in seinem Kerker sich auf die Füße stellte, oder mit seinen zwei hölzernen Pferdchen ein Geräusch machte, erzählt er mit schmerzlicher Geberde, aber nur als ein Mißgeschick, nicht als ein Unrecht auf seiner oder des Schlagenden Seite. Durch das Mitgefühl, welches doch nur durch die Vorstellung eigener Empfindungen erwacht, ist in ihm eine tiefe Abneigung gegen alles Zerbrechen und Zerstören entstanden. Als er auf eine Rose wies, welche schon ganz verwelkt war, und man diese abblätterte, mißbilligte er es stark, und hieß sie nicht brechen. Als man ihm ein Gebäude zeigte, welches man abzutragen begonnen hatte, tadelte er auch das Einreißen des Hauses. Aber da man ihn fragte, ob er denn nicht auch seine alten Kleider gerne abgelegt, und die neuen, von dem Herrn Bürgermeister geschenkt, angezogen habe, und da man ihm auf seine Bejahung sagte, daß es mit dem Hause ebenso gemacht werde, so billigte und lobte er es, daß man es neu und schön mache. Merkmale auf-

zusuchen, woran er die Aehnlichkeit oder die Unähnlichkeit der Gegenstände wahrnehmen möchte, ist er ganz begierig. Noch ist in Hinsicht auf seine Sinnenentwicklung zu bemerken, daß er die verschiedenen Eindrücke des Widrigen der Art nach nicht unterscheidet, sondern vom Brennen ebenso wie vom allzustarken Geruche sagt: es thue weh. Als man ihm in der Küche das brennende Feuer zeigte, erzählte er mit schmerzlichem Ausdruck des Gesichts, daß er es bei'm Vater (so nennt er den Mann, bei welchem er hier wohnt) angefaßt, daß es ihm weh gethan, und daß der Vater ihm gesagt habe, man dürfe es nicht anfassen.

3.

Notizen über einen merkwürdigen Verbrecher geistlichen Standes.

1829.

Joseph Brehm, geboren am 5. Januar 1790 in Neuenstadt an der Linde, Königr. Württemberg, machte in seinem Studienlaufe, sowohl im Gymnasium zu Stuttgart,

als auf der Universität zu Tübingen, wo er in's königl. evangelische Seminar aufgenommen war, ungemein schnelle Fortschritte. Er zeigte eine Lernbegierde, welche jeden Gegenstand des Wissens verschlang und von dem einen Fache rasch zum andern forteilte, ohne deswegen Ungründlichkeit zur Folge zu haben. Vornehmlich hatte er eine glückliche Gabe, die Leistungen eines jeden wissenschaftlichen Schriftstellers in jedem besondern Fache und in dessen Unterabtheilungen sich zu merken, und überhaupt das Literarhistorische sich anzueignen. Dabei war sein Betragen so ausnehmend gesetzlich, daß wohl keiner der Männer, welche zwischen den Jahren 1805 und 1812 gemeinschaftliche Studien mit ihm getrieben haben, sich eines Tadels erinnern wird, welcher ihn von Seiten der Vorgesetzten wegen irgend einer Uebereilung, geschweige denn wegen Uebertretung eines Gesetzes getroffen hätte. Aber in einem Alter, welches sich leichter, als jedes andre, öffnet und anschließt, war er stets ohne Freund und ungeliebt: unter so vielen jungen Männern, zwischen einer so außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Charaktere, stand er immer allein. Es hatte sich unter denjenigen, welche das Studium der Theologie zu gleicher Zeit begonnen hatten, besonders gegen Ende der akademischen Laufbahn mehr durch zufälliges Finden, als mit Absicht, ein engerer Kreis gebildet, dem sich mehrere jüngere Freunde anschloßen, welcher sich in einem geregelten Lebensgenusse gefiel, und dessen Unterhaltungen zwar nicht eben ausschließlich auf Bücher, doch aber vorzugsweise auf das Edlere gerichtet waren. Brehm blieb diesem Kreise ebenso ferne und fremd, als dem lustigen Leben Anderer. Und da er nicht von stiller, schüchterner Gemüthsart war, sondern vielmehr scharf und anspruchsvoll, wo man mit ihm zusammentraf, so vermuthete man schon damals seine Hinneigung zum Geize; mehr aber noch erkannte man (da er

für unbemittelt galt, und darum aus Sparsamkeit das gesellige Leben meiden konnte) in seinem Wesen Hochmuth und Ehrgeiz. Denn auch jene Gier nach Wissenschaft verrieth sich oft als unrein. Es kränkte ihn, nicht allein der Belobte, der Ausgezeichnete zu seyn; und statt in Verkehr mit denen zu treten, bei welchen er im wissenschaftlichen Streben etwas gewinnen konnte, suchte er nur etwa abzuhorchen, worin sie im Vortheile gegen ihn wären, und den Werth ihrer Anlagen und Kenntnisse herabzusetzen. Nur die Gelegenheit, ruhmredig zu seyn, öffnete ihm den Mund. Sonst verschloß er, was er wußte, möglichst in sich, wie ein mißgünstiger Handwerker etwa seine ergiebigsten Handgriffe und Mittel als Geheimnisse für sich behält. Im Uebrigen drückte sich die gierige Unruhe seines Innern nicht nur in dem forschenden und herzlosen Blicke, sondern auch, besonders im Sprechen, durch unaufhörliches Vor- und Rückwärtsbiegen des ganzen Oberleibs und durch ein gewisses Schlabbern seiner Unterlippe aus, deren widerliche Thätigkeit Allen, die ihn ansahen, die Geberde des unersättlichen Einschlingens vormachte. Nach damaliger Sitte sollten die jungen Theologen vor ihrem Abgange von der Universität eine Dissertation, welche von einem ihrer Lehrer verfaßt war, öffentlich in lateinischer Sprache theils angreifen, theils vertheidigen, wozu ihnen die Dissertation einige Zeit vorher mitgetheilt wurde. Da dieses auch im Herbste 1812 geschehen war, so machten sich die Theilnehmer auf, mit allerlei gelehrten Hilfsmitteln sich auf die Disputation vorzubereiten, und suchten daher zunächst in der Bibliothek des Seminars die Bücher, welche sie brauchten. Aber sie kamen alle zu spät. Im ersten Augenblicke, da die Dissertation ausgegeben war, hatte Brehm, unterstützt durch seine vorzügliche Bücherkenntniß, sich Alles geben lassen, was man [illegible] brauchen kounte, uud brütete nun neidisch über seinem

Schatze, wollte auch nicht auf etliche Stunden eines oder das andre der entlehnten Bücher hergeben, ja machte in seiner Furcht, daß einer seiner Genossen durch die gleichen Hilfsmittel auch auf gleiche Gedanken mit ihm kommen, und also ihm vielleicht das Lob irgend einer feinen Bemerkung vorwegnehmen könnte, sogar Miene, seinen usurpirten Besitz bis zum entscheidenden letzten Augenblick zu behalten: bis endlich sein ehrsüchtiger Eigensinn durch ernstliches Andringen gebrochen wurde. Solche Dinge ließen keinen Zweifel zu, welcher Charakter unter jener Legalität verborgen sei. Ein sehr ehrwürdiger Mann, welcher zu jener Zeit einer der drei Inspektoren des Seminars war, äußerte im vorigen Jahre, kurz nach dem Verbrechen, dessen Brehm sich schuldig machte, daß er unter so vielen jungen Theologen, deren Vorgesetzter er damals gewesen sei, doch nur diesen einzigen einer solchen Entmenschung fähig erachtet hätte.

Nachdem er zwei Prüfungen rühmlich bestanden und seine praktische Vorbereitung zum geistlichen Amte auf mehreren Pfarreien als Gehülfe und Verweser gemacht hatte, kam er im Frühling 1816 als Subdiakonus nach Reutlingen. Die Antrittspredigt, welche er am Sonntage Lätare über 2 Kor. 5, 19. 20. hielt, machte einen außerordentlichen Eindruck, und gewann ihm sein Publikum in dem Grade, daß er der segensreichsten amtlichen Wirksamkeit entgegensehen konnte. Zwar finden sich in derselben deutliche Spuren seines Grundfehlers, der ungemessenen Eigenliebe, da er z. B. im Eingange nur einen kurzen Zweifel über seine Zulänglichkeit, und dagegen um so mehr Besorgniß und wie er sagt, Bekümmerungen, über die Hindernisse äußert, welche ihm von dem religiösen Zustand der Gemeinde in den Weg würden gelegt werden, und überhaupt die Meinung von sich durchfühlen läßt, daß er mit

sich, seinem sittlichen Streben und seinen Ueberzeugungen schon fertig und im Reinen sei, und also nur gerade so, wie er schon sei, an seiner Gemeinde, nicht eben an sich, zu arbeiten habe. Aber man kann doch nicht ohne einen gewissen Schauder, jetzt nach der Unthat, welche unten erzählt werden soll, Stellen jener Antrittspredigt, wie folgende ist, lesen: „Als Botschafter an Christi Statt werde ich's für meine höchste Ehre achten, Seelen dem himmlischen Heiland und Erlöser zuzuführen, und ich werde das Leben und die Seligkeit der mir anvertrauten, und sich mir anvertrauenden Seelen theurer achten, als mein eigen Leben. Als Botschafter an Christi Statt werde ich's für meine höchste Wonne achten, jugendliche Seelen dem himmlischen Kinderfreund zu erziehen, und Glauben, Liebe, Hoffnung in ihre zarten Gemüther zu pflanzen. Als Botschafter an Christi Statt werde ich's für Gewissenssache halten, die Unwissenden mit dem Lichte des Evangeliums zu erleuchten, die Seele des Frevlers zu erschüttern, die Verirrten auf den rechten Weg zu weisen, dem beunruhigten, reuigen Sünder das Trostwort: dein Glauben hat dir geholfen, deine Sünden sind dir vergeben — zuzurufen, in die Wunden der Mühseligen und Beladenen den Balsam des Evangeliums zu gießen, den Kranken mit den Erquickungen des göttlichen Wortes nahe zu seyn, den Sterbenden den Abschied von der Erde zu erleichtern, und die Pforte des Himmels zu öffnen. Das ist mein fester Entschluß. Allwissender! Herzenskündiger! der du Augen hast wie Feuerflammen, und mein Innerstes erforschest, du kennest die Aufrichtigkeit meiner Vorsätze. Mir ist, als ob die Stimme des himmlischen Oberhirten mir in diesem feierlichen Augenblicke zuriefe: waide meine Lämmer, waide meine Schafe! Mir ist's, als ob die Stimme des lebendigen Gottes aus dem Buche des Propheten Ezechiel mir ent-

gegen schallte: Du Menschenkind: ich habe dich zum Wächter gesetzt über das Haus Israel, du sollst aus meinem Munde das Wort hören und sie von meinetwegen warnen rc. Mir ist's als ob eine himmlische Stimme aus den Wolken mir zuriefe: Schaue gen Himmel und sieh die Sterne! So sollet auch ihr, Lehrer der Religion, in höherer, reinerer Denkart herniederschauen und glänzen und wachen und in die dunkle Nacht strahlen, ein lebendiges Gottesheer, in Gottes Hand leuchtende Sterne. Diesem himmlischen Rufe mit Treue und Gewissen nachzukommen, so lange mein Herz schlägt, das, das ist mein fester Entschluß, mein feierliches Versprechen." So weiter unten: „O daß wir uns noch in der Ewigkeit im höhern Reiche Gottes unserer Verbindung freuen, und auf den heutigen Tag, welcher uns zusammengeführt hat, dankend und segnend zurückblicken könnten! O daß wir uns alle einst vor dem Throne Jesu Christi, des Oberhirten, wieder finden möchten, wie wir heute hier versammelt und beisammen sind! O daß keiner, keiner von euch, durch seine eigene Schuld oder durch meine Schuld verloren gehen möchte! rc."

Es ist zu glauben, daß ein Moment, wie dieser, welcher auch dem herzlosesten Egoismus einigen Aufschwung abgewinnt, wenigstens die Phantasie Brehm's erwärmt, und daß er daher zum erstenmale nicht unwahr gesprochen habe. Aber so wie von denjenigen, welche ihn zuvor und längere Zeit in der Nähe gesehen hatten, wohl keiner durch seine Antrittspredigt gerührt worden wäre, indem einem Jeden derselben unmöglich gewesen seyn würde, die Worte mit der Person zu identificiren, so nahm auch der Eindruck, welchen Brehm auf der Kanzel machte, in der eines wahrhaft christlichen Predigers sehr bedürftigen Gemeinde gar bald und in demselben Verhältnisse wieder ab, in welchem es dem Publikum durch längere Beobachtung möglich

wurde, Lehre und Leben bei ihm zu vergleichen. Er zwar rühmte auch noch etliche Jahre später die Zahl und die Anhänglichkeit seiner Zuhörer; und ein Theil derselben hat, wenn der Verf. dieser Notizen recht berichtet worden ist, an ihm auch nach seiner Unthat fest gehalten. Daneben blieb er ebenso versteckt mit seinen Sachen, wie er sich früher schon gezeigt hatte. Auch erkennt ein nicht ohne Leidenschaft abgefaßter Bericht über Brehm's Leben und Verbrechen, daß „derselbe mit seiner Mutter ein dem geistlichen Stande angemessenes — stilles und eingezogenes Leben geführt habe und wenig unter die Leute gekommen sei." Aber der Aufmerksamkeit, womit die ganze Art und Weise des evangelischen Predigers beobachtet zu werden pflegt, den Blicken, die nicht nur auf das gerichtet sind, was jener thut, sondern auch auf das, was er nicht thut, entgieng es nicht, daß Brehm's Leben wohl vorsichtig, aber nicht erbaulich war. Seinen Amtsgenossen in und außer Reutlingen erschien bald genug sein Charakter so, wie er sich auf der Universität gezeigt hatte: er konnte mit ihnen nicht zusammen seyn, ohne nach gewohnter Weise den Triumph überlegener Gelehrsamkeit zu feiern, und durch wegwerfende Urtheile über Bücher und Menschen seinen Hochmuth zu offenbaren; wobei nicht verborgen blieb, daß, wie bei jeder überhandnehmenden Leidenschaft der Verstand in demselben Maße bei ihm nothlitt, in welchem sein Hochmuth anwuchs. Aber auch in der Berührung mit andern Menschen trat dieses Uebel hervor, und äußerte sich als eifersüchtige Bewachung der Amtswürde, deren vermeintliche Verletzung ihn zu ungemessenem Zorne reizte, und als argwöhnische Beobachtung Anderer in Hinsicht auf die Ehre, welche man ihm mehr oder weniger erwiese. Eben daraus ist ohne Zweifel das zu erklären, daß in der aktenmäßigen Beschreibung seines Verbrechens behauptet wird, er sei im Umgange häu-

fig als Lügner erfunden worden: was nothwendige Folge des Hochmuths ist, der sich nie entschließen kann, zu sagen: ich habe mich geirrt oder übereilt, dieses oder jenes habe ich nicht gründlich genug angesehen oder überlegt. Auch sein schmutziger Geiz kam jetzt allmählig so zum Vorschein, daß denselben die Zurückgezogenheit seines Lebens nicht mehr verhüllen konnte. Vornehmlich wurde diese häßliche Seite seines Wesens bekannt, als er im Sommer 1821 sich mit einer Tochter der Stadt, in welcher er das Evangelium predigte, verehlicht hatte. Er brachte seiner jungen Gattin statt der Liebe ein Herz voll Argwohn zu, und quälte sie, nicht etwa mit der Eifersucht, sondern mit seinem Geize und dem Mißtrauen wegen allzugroßer Ausgaben und wegen vermutheter Spenden an die Familie ihrer Mutter so fortdauernd und so jämmerlich, daß sie ihn schon nach vier Monaten voll Verachtung verließ. Seine Reputation war nur auf die Verborgenheit gegründet, in welcher er sich hielt; und sie hatte ihn gar zu sehr in der Nähe gesehen. Jener oben angeführte Bericht behauptet, Brehm habe den Antrag seiner Gattin auf Scheidung beharrlich aus religiösen Gründen abgewiesen; aber als sie bei den Gerichten einen Spruch ausgewirkt hatte, wonach er ihr täglich 40 Kreuzer zur Bestreitung ihres Unterhalts abreichen sollte, habe er selbst auf Scheidung geklagt. Seine Ehe wurde im Januar 1825 förmlich getrennt.

Immer noch ist die Kraft des göttlichen Wortes, auch wo es aus einem unreinen Munde kommt, und die Achtung für den geistlichen Stand so groß, daß ein Geistlicher selbst durch große moralische Mängel seine Wirksamkeit nur langsam verliert. Brehm als Prediger wurde gegen die Wirkung der Dinge, womit er selbst seinen Ruf verderbte, durch seine Gelehrsamkeit, seinen zwar nicht musterhaften, doch nicht verwerflichen Vortrag, und besonders dadurch

aufrecht erhalten, daß er biblisch predigte. Er gehörte zu der großen Zahl von Theologen, welche ein kirchliches System annehmen und in seinem Sinne predigen, ohne daß die Grundwahrheiten desselben in ihre Empfindung und ihr ganzes inneres Leben übergehen. Welcher Konfession oder Partei ein christlicher Prediger angehören mag, so muß sich in seinem ganzen Wesen eine stets wachsende Entwicklung des Organs der Liebe, und eben damit mehr Freudigkeit im Dienen und Entsagen wahrnehmen lassen, wenn seine Predigt wahr, d. h. wenn sie der Ausdruck seiner Gesinnungen ist. Brehm vermochte es, rechtgläubig zu lehren, und im Egoismus immer mehr zu erstarren. Das sollen diejenigen wissen und sich merken, welche das lebenschaffende Wort der Wahrheit, wie es die evangelische Kirche lehrt und bewahrt, durch die Art, wie sie es verkündigen, zu einem von den allerlei Winden der Lehre machen, welche ohne Ueberzeugung, ohne Wahrheit orthodox sind. Es gibt, und ganz vornehmlich jetzt, eine politische Rechtgläubigkeit, gegen welche der wahre Diener Christi sich ebenso laut erklären und verwahren muß, wie Kanne über die ästhetische Frömmigkeit den Stab gebrochen hat. Und hier ist's einerlei, wen man zu dem Götzen macht, dem man seine Seele zum Opfer bringt, dessen Meinung zu Liebe man das edelste Recht, selbst zu denken, die beseligende Wahrheit sich selbst bei der Quelle zu holen, wegwirft; es ist völlig einerlei, ob man seine Obern oder ob man sein Publikum zu diesem Götzen macht. Brehm that das Letztere. Die Gemüther der Zuhörer aufzuregen, wohl gar Thränen zu entlocken, reizt oft den kleinlichen Egoisten viel mehr, als den, welcher sich bemüht, ein rechter Hirte zu seyn. Je weniger ein Geistlicher im Dienste des Reiches Gottes seine Person vergißt und gleichsam verliert, desto eher begnügt er sich mit solchem Spiele der

Phantasie, dessen Kunst und Erfolg er mit manchem moralisch verwerflichen Schauspieler gemein hat. Und es wird zwar jeder Kanzelredner, auch der redlichste, sein Leben lang in Gefahr seyn, jene zwei ihrem Wesen nach so verschiedenen Dinge, das Gewinnen der Seelen für die Sache Christi, und das Gewinnen der Ohren und Neigungen für ihn, den Redner, hie und da zu verwechseln oder zu vermischen; aber der wirklich fromme Prediger wird in jeder solchen Verwechslung, die er bemerkt und sich gesteht, auch eine Verdunkelung seiner Geistesklarheit und eine Verunreinigung seines Willens erkennen und bereuen, während der unwahrhaftige, eitle und engherzige das, was eine grobe Unart ist, mit Liebe an sich ausbildet. Brehm erkannte, daß das positive Christenthum, dessen Mittelpunkt die Lehre von der Erlösung ist, immer den größten Eindruck macht, und blieb demselben in seinen Vorträgen getreu. Dieser dogmatischen Konsequenz verdankte er auch, daß er eine gewisse Anzahl von Zuhörern behielt, nachdem die Mehrzahl, durch sein ganzes Wesen abgestoßen, ihn verlassen hatte. —

Nach der Entfernung seiner Gattin hatte ihm seine alte Mutter die Haushaltung geführt, bis sie durch Krankheit dessen für immer unfähig wurde. Sie erlebte noch sein Verbrechen, doch nicht seine Bestrafung. Es waren nun die Geschäfte der Haushaltung einer Dienstmagd, Tochter eines armen Weingärtners aus der Stadt, überlassen. Im Anfang des Jahrs 1828 erhob sich unter den Nachbarn des Diakons ein Gerücht, daß die Magd schwanger sei. Diese jetzt zweiunddreißig Jahre alte Person ist nach oben erwähntem Berichte einäugig und auch sonst äußerst häßlich. Als nun das Gerede von ihrer Schwangerschaft zunahm, und man, wie es zu gehen pflegt, nach dem Urheber derselben sich gegenseitig fragte, wollten manche nicht

glauben, daß es der Dienstherr sei, während andere darauf beharrten, weil die Magd außer dem Hause keinen Umgang habe. Endlich wurde der auf ihm ruhende Verdacht so dringend, daß man ihm von mehreren Seiten zuredete, einen entscheidenden Schritt zur Sicherung seiner Amtsehre zu thun. Die aktenmäßige Beschreibung behauptet, Brehm und seine Mutter haben über den Zustand der Magd einen Arzt zu Rathe gezogen, und dieser ihnen gerathen, dieselbe durch eine Hebamme untersuchen zu lassen; auch habe Brehm ihr zugeredet, sich der Untersuchung zu unterziehen, und wenn sich die Schwangerschaft ergebe, sein Haus zu verlassen; aber sie habe die Untersuchung von der Hand gewiesen, und die Schwangerschaft bis zum Augenblicke der Entbindung beharrlich abgeleugnet. Wenn im gewöhnlichen Verkehre mit andern die Sache berührt wurde, so erklärte sowohl die Dienstmagd selbst, als der Dienstherr, jenes Gerücht für boshafte Verleumdung und das äußere Zeichen der Schwangerschaft für den Anfang der Wassersucht. Uebrigens bekannte Brehm nachher vor Gericht seinen fortgesetzten, unzüchtigen Umgang mit seiner Magd: so daß es unbegreiflich bleibt, durch welche Selbstbethörung es ihm möglich wurde, seine eigenen Befürchtungen zum Schweigen zu bringen, so daß er sich noch wenige Augenblicke vor der Entbindung, da er wegen Rückenschmerzen der Magd einen Arzt herbeizuholen willens war, von ihr unter dem Vorgeben davon abhalten ließ, daß dieß dem Gerede neue Nahrung geben würde. Am 27. August 1828 wurde sie in ihrer Kammer, ohne Beihilfe, von einem Kinde weiblichen Geschlechts entbunden. Brehm, welcher eben im Begriffe war, zu einer Taufhandlung in die Kirche zu gehen, eilte auf ihren Ruf in die Kammer, und um nicht das, was geschehen war, durch des Kindes Schreien verrathen zu lassen, trug er mit Einwilligung der Mutter

das Kind in ein Gemach auf dem Boden, legte es in ein Bett und gieng sodann, sein Berufsgeschäft zu verrichten. Von dieser heiligen Handlung kam er mit dem Vorsatze zurück, das Kind durch Mangel an Nahrung und Pflege umkommen zu lassen, und wußte auch die Dienstmagd, in welcher das mütterliche Gefühl sich regte, durch das Vorgeben, als sei das Kind eine unreife Geburt, und könne daher ohnedieß nicht lange leben, von einem eigenen Besuche bei dem Kinde abzuhalten. Das Schreien desselben versetzte ihn in wachsende Unruhe; nicht nur sah er Nachmittags und Abends häufig nach demselben, sondern auch noch in der Nacht gieng er öfters hinauf; ja um Mitternacht nahm er sein Bett, und trug es in dasselbe obere Zimmer, um, wie er seiner Mutter sagte, da vollends den übrigen Theil der Nacht ruhiger zu schlafen. In der Frühe des 28. August äußerte er gegen die Mutter des Kindes wiederholt die Besorgniß, daß die Nachbarn dessen Schreien hören könnten, weshalb er demselben ein dickes baumwollenes Sacktuch um den Mund band. Als aber dieses Umbindens ungeachtet das Schreien nicht aufhörte, hob er mit der linken Hand den Kopf des Kindes in die Höhe und drückte mit der rechten den Hals des unglücklichen Geschöpfes gewaltsam zusammen.

Kaum war der Mord geschehen, als, Morgens um sechs Uhr, zur gewöhnlichen Stunde, die Konfirmanden zu ihm kamen, um seinen Unterricht zu empfangen. Alle diese kamen nach jener Stunde mit der Aeußerung nach Hause, der Diakonus sei heute wie sinnlos gewesen: immerwährend habe er sie mit der fürchterlichsten Stimme angeschrieen: ihr und ich, wir sind alle unrettbar dem Teufel verfallen! Wenn auf eine seiner Fragen nach der bestehenden Sitte einer der jungen Zuhörer zu antworten begonnen habe, sei Brehm mit Geschrei auf sie losgefahren: antwortet! ant-

wortet! Alle! Und wenn sie insgesammt geantwortet, habe er wieder eben so sehr getobt, daß sie ihn zum Besten hätten, daß sie ihn umbringen wollten. Auch bei zwei Taufen, welche er an demselben Morgen zu verrichten hatte, benahm er sich so verwirrt, daß die Väter der beiden Kinder diese heilige Handlung nicht wollten gelten lassen, und eine Wiederholung derselben bei dem Dekan verlangten. Doch bezeugten zwei Männer, welche ihn an demselben Vormittag besuchten, daß sie ihn unbefangen und selbst heiter gefunden haben. Am Abend desselben 28. Augusts entdeckte er der Dienstmagd den Tod ihres Kindes, welchem er außer dem Umbinden des Tuchs nichts angethan habe, und das also wohl von selbst gestorben seyn würde, und fragte, was nun mit dem Leichnam anzufangen sei? Sie rieth, denselben im Keller zu begraben, was Brehm auch unverzüglich that, wiewohl mit solcher Hast, daß ein Arm und die beiden Füße des Kindes hervorragten.

Zwei Tage darauf war es von einer Nachbarin schon entdeckt und der Obrigkeit angezeigt, daß im Hause des Diakons eine Geburt geschehen seyn müsse, und bereits trat eine abgeordnete Kommission in's Haus. In diesem Augenblick erbat es Brehm von seiner Dienstmagd, daß sie alle Schuld auf sich nehmen wolle, welches Versprechen sie auch eine Zeit lang hielt, indem sie zuerst Brehm's Vaterschaft, und als diese anerkannt werden mußte, seinen Antheil an des Kindes Ermordung standhaft leugnete, welche sie auf sich selbst nahm. Blutflecken am Schlafrocke Brehm's führten ihr volles Geständniß herbei, so wie die Verhaftung des Diakonus. Im ersten Verhöre, am 1. September, betheuerte Brehm unter Anrufung der göttlichen Strafgerechtigkeit, daß er die Verletzung am Halse des Kindes, welche gerichtsärztlich als Ursache von dessen Tod anerkannt war, demselben nicht beigebracht habe, indem er den Ver-

dacht wieder auf die Mutter des Kindes zu leiten suchte. Später gestand er allmählig ein, diesen entsetzlichen Weg zur Deckung seiner Schande eingeschlagen zu haben, und suchte den Grad der Zurechnung des nun eingestandenen Verbrechens dadurch festzusetzen und zu erniedrigen, daß er sich einen indirekten feinen Mörder nannte. Auch später suchte er durch Deutung und Widerruf einzelner von seinen Aussagen und durch das Vorgeben eines wahnsinnigen Zustandes am 27. und 28. August das Zugestandene zu entkräften. Es offenbarte sich, wie tief eingewurzelt die Lüge in diesem unseligen Geiste fest stand. Nur das Gefühl der verlorenen Ehre, nicht die Reue ergriff ihn zuerst im Kerker. Auch sein Geiz soll sich hiebei zu dem Grade ausgebildet gezeigt haben, auf welchem der gemeine Verstand durch denselben bereits umgarnt ist. Als schon der stärkste Verdacht auf ihm ruhte, und er deshalb schon Arrest hatte, jedoch immer noch meinte, der Dienstmagd Alles aufbürden zu können, soll er den ihn bewachenden Polizeidiener gefragt haben, ob er denn die zwanzig Gulden, welche er der Magd geliehen, jetzt wohl gar verlieren werde? Ausgemacht ist, daß er gegen 2000 fl. baares Geld vorräthig hatte, und somit völlig im Stande war, mit einigem Zwange, den er seinem Geldgeize angethan hätte, seine Ehre vor der Welt zu retten und sich das Verbrechen zu ersparen.

In seinem Kerker scheint Brehm anfangs sich mit der Hoffnung einer gelinden Bestrafung geschmeichelt und nicht die rechte Reue empfunden zu haben. Er soll, hastig auf und niedergehend, wie er auch sonst zu thun pflegte, oft nur ausgerufen haben: meine Amtsehre! meine Amtsehre! Seinem Vertheidiger trug er im December auf, das für ihn auszuwirken, „daß er seine übrige Strafzeit bei seiner Mutter zubringen dürfte.“ Da jener dagegen

es für Pflicht hielt, ihm solchen Wahn zu benehmen, und sein Gemüth auf die Strafe, die seiner wartete, vorzubereiten, wurde er sehr niedergeschlagen. Dem Gerichtsdiener, welcher von einem ebenfalls eingekerkerten Brudermörder so mit ihm sprach, als denke er sich diesen und ihn in gleicher Lage, sagte er mit Unwillen, er werde ihn doch hoffentlich mit einem so abscheulichen Verbrecher nicht vergleichen wollen.

Die That hatte im ganzen Lande den Eindruck des Entsetzens gemacht, und forderte eine Sühne, welche die Gleichheit Aller vor dem Gesetze bewährte, und die dem geistlichen Stande angethane Schmach wegnähme. Um so mehr Dank verdiente der König von Würtemberg von Seiten der Geistlichkeit und aller, die es mit der Kirche gut meinen, daß er den richterlichen Spruch nicht milderte. Noch hoffte Brehm, daß seine Hinrichtung nicht öffentlich seyn werde, und war überrascht, als ihm auf seine Frage erwiedert wurde, sie werde allerdings öffentlich seyn. Jetzt erst scheint er im Angesichte des Todes mehr mit sich gerungen, und sich mit Nachdenken über seinen tiefen Fall beschäftigt zu haben. Aus seinem Kerker erließ er gedruckte Abschiedsworte an seine Zuhörer, in welchen er „sich, den so tief gefallenen, als einen der vornehmsten Sünder, verdammenswürdig und verwerflich vor Gott erkennt,“ wegen des gegebenen Aergernisses öffentlich abbittet, seinen Widersachern vergibt, jedermann bittet, durch sein Beispiel sich warnen zu lassen, und besonders wünscht, daß das, was er von den Anstalten Gottes zum Heile der sündigen Welt und dem Gottmenschen Christo, dem einzigen Heiland und Versöhner, gepredigt, und worauf er, als der höchsten Wahrheit, auch jetzt sein Vertrauen ganz allein baue, bei seinen Zuhörern nicht durch den Anstoß, den sie an seinem Falle nehmen könnten, wankend gemacht werden möchte. Zwar sind auch diese Abschiedsworte noch nicht

rein von der allzutief gewurzelten Meinung, die Brehm von sich selbst hatte. Aber sein Benehmen in den drei Tagen vor seiner Hinrichtung zeigte eine so gründliche Fassung, daß man sie nur der Kraft des wahren Glaubens zuschreiben konnte, und von seiner Abendmahlsfeier waren alle Anwesenden erbaut. Die Geistlichen, welche ihn in seinen letzten Tagen besuchten, sprachen mit Rührung und Achtung von seinem Seelenzustande. Am 18. Julius d. J. wurde er in einem Wagen auf das Rathhaus in Reutlingen geführt, woselbst der Stab über ihn gebrochen und er dem Scharfrichter übergeben wurde. Nur dieser letztere Akt, und das Abschneiden der Haare am Hinterkopf, sowie das Anlegen der Armensünderkleidung machte, daß er zusammenschauerte; jedoch faßte er sich schnell wieder. Von zwei Geistlichen in demselben Wagen auf die Richtstätte begleitet, sprach er viel mit ihnen, ja tröstete sie, da er sie erschüttert und von Wehmuth ergriffen sah, und verlangte den Inhalt der Rede zu wissen, welche der eine derselben nach seiner Enthauptung halten würde. „Wie schändlich wäre es," äußerte er sich, „wenn ich, der ich an so manchem Krankenbette Trost zusprach, trostlos sterben würde! Zehnmal wollte ich gerne mein Leben hergeben, wenn ich dem geistlichen Stande diese Schande nicht gemacht hätte. Ich habe festes Vertrauen auf die Gnade Gottes in Christo; im Gefängnisse hätte ich mir das Leben nehmen können, was ich aber deshalb nicht that, weil ich sonst ewig verloren gewesen wäre." — „Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, seinem Gott vertrauen; standhaft bleibt er Gott ergeben; wenn der Tod ihm auch droht, wird er doch nie beben." Am Blutgerüste angekommen stieg er aus dem Wagen und rief: „Satanas, du hast nicht überwunden! Wo werde ich in einigen Stunden seyn!" Er bestieg das Blutgerüste festen Trittes und setzte sich unver-

weilt auf den verhängnißvollen Stuhl. Seine letzten Worte waren eine Frage an den Scharfrichter, wie er den Kopf halten müsse, ob vor- oder rückwärts? Als sein Kopf mit einem Schlage vom Rumpfe getrennt war, wurde er sogleich von zwei gegenwärtigen Aerzten besichtigt, welche seine einen Augenblick geschlossenen Augen aufgehen, und nach einiger Verzerrung das Gesicht wieder dasselbe Lächeln annehmen sahen, das man vom Morgen an stets an dem Hingerichteten bemerkt hatte. Kopf und Rumpf werden zu Tübingen in Weingeist aufbewahrt.

Eine solche Scene fordert einen besänftigenden Schluß. Ich glaube ihn nicht besser geben zu können, als mit einigen der trefflichen Worte, welche der eine der beiden Geistlichen nach der Hinrichtung an die zahllose Menge der Zuschauer gerichtet hat.

„Wir sehen mit sehenden Augen nicht; wir sehen wohl, daß hier ein großer Verbrecher gerichtet wird, dessen Verbrechen bei dem ihm zu Theil gewordenen Beruf alle andere ähnliche unendlich übersteigt; sehen aber nicht, daß er unsrer einer ist, daß so weit eben das Fleisch und Blut ihn brachte, das auch wir an uns tragen. Und wie mögen wir unsre Augen wider ihn aufschlagen, und ein Urtheil über ihn fällen, so lange unserer Sünde kein anderer Damm entgegensteht, als der der bürgerlichen Ehre und des äußeren Wohlstandes? Wie weit ein solcher ausreicht, sehen wir an unsrem Unglücklichen selbst. Denn was war es eigentlich, was ihn zu der letzten schrecklichen That trieb? Eben das, was ihn vielleicht vorher vor mancher andern That abschreckte, der Gedanke, Ehre, Stand und Wohlseyn zu verlieren. Und da können sie so sorglos und sicher dem Schwerthiebe des Scharfrichters zusehen, uneingedenk, daß eben das, was sie bis jetzt in der Zucht erhielt, die Sorge für äußeres Leben und Wohlseyn, sie dereinst auch betrügen

und verführen könnte, etwas zu wagen, was, wenn es auch nicht dem Scharfrichter in die Hände liefert, doch im Herzen das Gefühl der Verworfenheit mit seinen Peinigungen zurückläßt, und dem Rächer aller Bosheit nicht entgehen wird. Sollte diesen Sicheren nicht das Wort des Apostels durch alle ihre Adern hindurchdringen: „schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern?"

Ferner, soll es denn eine einzelne grobe That seyn, die uns vor dem allsehenden Richter verworfen macht? Ein neuer Schauer muß uns anwandeln, wenn wir in der Bergpredigt lesen, wer nur mit seinem Bruder zürne, sich selbstsüchtig über ihn erhebe, und auch nur im Geringsten eine Verachtung ihn fühlen lasse, sei des Gerichts und höllischen Feuers schuldig; wer ein Weib nur ansehe, ihr zu begehren, habe schon mit ihr die Ehe gebrochen; — und denken wir an unsre Art und Verkehrtheit dabei. Um wie Vieles werden wir uns dann über den unglücklich Gerichteten stellen dürfen? oder um wie Vieles wird uns der einstige Richter über ihn erheben? Wer wird einst, wenn Gott so scharf die innern Regungen des Herzens beurtheilt, vor ihn treten dürfen und sagen: „ich bin kein Ehebrecher, kein Mörder gewesen, wie dieser?" Und wenn eben dieser Ehebrecher und Mörder noch an seine Brust geschlagen und geseufzt hätte: „Gott sei mir armen Sünder gnädig!" wie leicht könnten wir noch das Schreckensurtheil hören müssen: „er ist gerechtfertigt vor euch!"

Solche Betrachtungen könnten uns aufwecken, und den Tod des Missethäters uns segensreich machen, wenn wir in seinem Gericht auch unser Gericht erkennen und ausrufen lernen: „was sollen wir thun, daß wir selig werden?" Und haben wir dann Buße gethan, und im Glauben an den Gekreuzigten Vergebung der Sünden erlangt, und so den einzigen möglichen Damm gegen

Sünde und Verderben in der Gnade Gottes gewonnen, so werden uns von dem Richtplatz nur die Worte des Apostels entgegentönen: „schaue die Güte und den Ernst Gottes; den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, sofern du in der Gnade bleibest; sonst wirst du auch abgehauen werden."

4.

Francesko Spiera's Lebensende.

1829.

Francesko Spiera, ein angesehener Rechtsgelehrter in der kleinen Stadt Citadella, nahe bei Padua, hatte als Advokat sich einen bedeutenden Ruf erworben, und bis in die reiferen Mannesjahre nach seinem eigenen Geständnisse dieses Geschäft mehr mit Kunst und Gewandtheit, als mit Gewissenhaftigkeit geführt; indem er sich darin gefiel, durch List und Ränke oft das Recht zu beugen, und dagegen auf gleiche Weise gerade der verwerflichen Sache den Sieg zu verschaffen; ja selbst Streitsachen, deren Führung er übernommen, der Gegenpartei verkaufte, mit Wissen offenbare Wahrheit bekämpfte, Anvertrautes den Eigenthümern unter-

schlug. Nachdem er viele Jahre ohne den Gedanken, daß es anders seyn könnte und sollte, so gelebt hatte, begann eine große Umwandlung seines ganzen innern Lebens. Etwa vierundvierzig Jahre alt, empfand er Regungen des Gewissens über diese Art der Führung seines Geschäftes, und zu gleicher Zeit einen Drang, durch eigenes Forschen in der heiligen Schrift die Wahrheit zu finden, nach welcher alle Menschen begierig werden, sobald sie mit dem Zustande ihrer Seele unzufrieden geworden sind. Auch kam der äußere geistige Anstoß hinzu, welchen damals ganz Europa, und Italien besonders, von der in Deutschland begonnenen Reformation verspürte. Er las und forschte jetzt mit so unablässigem Eifer in der heiligen Schrift, daß man nach der genauen Kenntniß, die er sich von derselben erwarb, bald hätte glauben sollen, er habe die beste und größte Zeit seines Lebens bei ihr zugebracht. Dazu kaufte er die wichtigsten ältern und neuern theologischen Schriften, und war in diesem Besitze glücklicher, als früher in dem zwar gelungenen Streben, sein Gewerbe einträglich zu machen. Was die evangelische Kirche aus der Bibel, ihrer einzigen Erkenntnißquelle der Religion, als Wahrheit schöpft, und als ein heiliges Gut gegen alle menschliche Zuthat vertheidigt, war jetzt auch ihm zur ausschließlichen Gewißheit geworden, und dieß mit der Sinnesänderung, welche in ihm begonnen war, verbreitete über sein sonst ernstes und strenges Wesen die Heiterkeit, welche als Wiederschein des inneren Glückes alle Formen des äußern Lebens mildert. Je mehr nun das, was er anfangs geahnt und dann in den Quellen untersucht hatte, ihm zur beseligenden Gewißheit wurde, desto weniger konnte er es für sich allein behalten. Er war Gatte, Vater von eilf Kindern, war als wohlhabender Mann und berühmter Rechtsgelehrter mit vielen Menschen in Bekanntschaft und Verkehr. So fieng

er mithin an zuerst die Seinigen täglich zu lehren, dann aber auch vor Nachbarn und Freunden öffentlich zu bekennen, wie Gottes Gnade ihm die Augen über den Zustand seiner Seele geöffnet habe, wie er durch die heilige Schrift überzeugt worden sei, daß Christus allein und sonst keiner uns den Weg zur göttlichen Barmherzigkeit und zur Erkenntniß Gottes eröffne, daß wir durch Sein Verdienst, wenn wir es im Glauben umfassen, allein gerechtfertigt, niemals auf unsre oder Andrer Verdienste, Werke und Tugend irgend einen Anspruch oder eine Hoffnung bauen dürfen; daß wir aber doch um gute Werke uns bemühen müssen, um der Kindschaft Gottes nicht unwürdig zu seyn; daß unser Streben nach allen Tugenden die Redlichkeit unseres Glaubens erweisen solle. Von der Wahrheit dessen, was er so, zuerst im engern Kreise und bald mehreren predigte, gab sein ganzes Wesen den einzigen Beweis, welcher in diesem Stücke möglich ist: es wohnte in ihm und offenbarte sich an ihm Glaube, Liebe, Hoffnung, Freundlichkeit, Mildigkeit, voller Friede und Ruhe des Herzens. Aber gerade dieser Drang, das Werk der göttlichen Gnade an ihm weiter zu verbreiten, reizte und erbitterte gegen ihn die Freunde der bestehenden Ordnung, welche seine freien Aeußerungen über Mißbräuche in der Kirche begierig auffiengen. Persönliche Feinde waren auch nicht müßig, an seinem Unglücke zu arbeiten, und das Aufsehen, welches seine Lehre machte, wäre allein schon hinreichend gewesen, ihn vor einen geistlichen Richterstuhl zu ziehen. Er ward vor den päpstlichen Legaten in Venedig, Johannes Della Casa, gefordert. Dieser, ein gelehrter und geistreicher Mann, übte, ohne daß für sein eigenes Herz die Religion etwas war, als strenger Beamter die Grundsätze seines kirchlichen Systems aus: wie er denn auch im gleichen Jahre 1548 sich nicht bedachte, in dem ersten Katalog der

vom päpstlichen Stuhl verbotenen Bücher, welchen er nach erhaltenem Auftrag verfaßte, manche Schriften, deren Werth er als Gelehrter anerkennen mußte, zu verdammen, und dagegen anderswo seine eigenen Gedichte, deren eines voll der zügellosesten Unsittlichkeit war, als blose Spiele der Phantasie zu erklären.

Vor der Reise nach Venedig war Spiera seiner Sache gewiß: er wollte vor dem Legaten standhaft bleiben und freimüthig bekennen. Aber bei der Verantwortung selbst entfiel ihm der Muth. Hart angelassen von dem Legaten, durch Androhung schwerer Strafen, selbst des Todes, geschreckt, dann wieder bei der Liebe zu Weib und Kindern, und der Furcht, diesen ein übles Schicksal zu bereiten, angefaßt, mitunter durch allerlei Lockung irre gemacht, mit allen Waffen, nur nicht mit denen der Belehrung und Ueberzeugung, angegriffen, ließ er sich bewegen, sein ganzes bisheriges Bekenntniß, so weit es von der Kirchenlehre abwich, abzuschwören, und zu geloben, daß er, in seinen Heimathsort zurückgekehrt, seine Abschwörung öffentlich vor allem Volke laut wiederholen wolle. Auf der Heimreise erwachte sein Gewissen. „Immerfort — so erzählte er sechs Monate später — erklang in mir die Stimme des Geistes Gottes und der Ruf meines Gewissens: kehre um, thue Buße, schwöre nicht zum zweiten Male! Eine Handschrift über dein Verderben hast du schon ausgestellt: sorge, daß du sie nicht durch eine neue Verleugnung der Wahrheit besiegelst! Willst du das ewige Leben dem Zeitlichen aufopfern, Weib und Kinder mehr lieben, als deinen Erlöser? Die Meinung der Welt höher achten, als Gottes Ehre, das Heil deiner Seele nicht dem irdischen Gute vorziehen? Denke, was Christus um deinetwillen erduldet hat: ob es nicht billig ist, daß auch wir zu seiner Ehre unser Kreuz auf uns nehmen? Nie sind die Leiden dieser

Zeit werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden. Du bist frei, aus der Menschen Händen entronnen. Fliehe, verbirg dich irgendwo in der Einsamkeit, um Gottes Barmherzigkeit anzuflehen und Buße zu thun! Weiche nicht von der Wahrheit! Gott wird sich deiner erbarmen, der du in der Schwachheit deines Fleisches gefallen bist. Leiden wir mit Christo, so werden wir auch mit ihm erhöht werden."

Aber die Liebe zum Leben, zu dessen ungestörtem Genusse, und die Furcht für sich und die Seinigen gewann die Oberhand, noch ehe er nach Citadella zurückkam. Er stieß jene Mahnungen von sich, und verhärtete gegen dieselben sein Gemüth. Bei den Seinigen angelangt, begab er sich sofort zu dem Stadtvorsteher, der von Venedig her schon unterrichtet war, und erklärte sich zur zweiten öffentlichen Abschwörung bereit, wie ihm war aufgegeben worden, damit der Geistlichkeit und dem von ihm irregeführten Volke Genugthuung widerführe. Noch denselben Abend schickte man ihm die Abschwörungsformel in's Haus. Die Nacht brachte er schlaflos zu.

Am folgenden Morgen, es war Sonntag, und die Messe eben geendigt, stand Spiera vor allem Volke, wohl an zweitausend Menschen, in Gegenwart des Stadtvorstehers, der Geistlichkeit und seiner Freunde in der Kirche auf, widerrief und schwor ab, was er früher gegen die Satzungen der herrschenden Kirche auf den Grund der heiligen Schrift gelehrt hatte, erkannte mit solchem Widerruf als wahr an die Lehren von menschlichem Verdienste, von dem Vertrauen auf gute Werke, dem freien Willen, dem Fegfeuer, der Fürbitte der Heiligen, dem Ablasse, den Büßungen, kurz alle Lehrsätze, welche er früher bekämpft hatte; bezeugte öffentlich, daß er sich geirrt und irrig gelehrt habe, jetzt aber auf den Weg des Lichts und der Wahrheit und in

den Schooß der Kirche zurückgekehrt sei. Mit diesem Widerrufe und einer Strafe von dreißig Dukaten wurde er entlassen.

Kaum war er zu Hause, als er die Folgen des Schrittes spürte, welchen er so eben gethan hatte. Er habe — so erzählte er selbst — eine entsetzliche Stimme vernommen, welche rief: Verworfener! du hast mich verleugnet, mir den Bund des Gehorsams aufgesagt; weiche von mir, Treuloser, erleide die Strafe deines Frevels, die ewige Verdammniß! An Leib und Seele sei er erbebt, und seiner nicht mächtig zusammengesunken, wie vom Blitzstrahl getroffen. Er fühlte sich geschlagen von Gottes mächtiger Hand, nicht zwar am Leibe, dessen Leiden oder Schmerz als heilsame Züchtigung er gar gerne angenommen hätte, sondern in Herz, Geist und Gewissen fühlte er sich von Stund an wie vernichtet. Glaube, Hoffnung, Liebe, alle Wohlthaten der Verbindung mit Christo, aller Trost, alle Ruhe und Freudigkeit flohen aus diesem Herzen, und es wurde voll Hasses, Verstockung, Fluchens und Lästerns. Alle seine Sünden, auch vergessene aus der frühesten Kindheit, lagerten sich jetzt in lebhafter Erinnerung um ihn her, und Grausen, Entsetzen und Verzweiflung bemächtigten sich seines Gemüthes. Da dieser schreckliche Zustand, in welchem er sich das Leben zu nehmen versuchte, und auch wirklich lange Zeit ganz ohne Speise blieb, nicht nur anhielt, sondern sich verschlimmerte, beschlossen die Seinigen, ihn der Aerzte wegen, vielleicht auch in Hoffnung auf ein Wunder vom heiligen Antonius, nach Padua zu bringen. Dort ward er im Hause eines angesehenen Bürgers, Jakob Nardini, wohl aufgenommen und fortwährend von seiner eigenen Familie sorgsam gepflegt, auch von dreien der angesehensten Aerzte, Frizimelega, Bellachates und Paulus Crassus, mit aller Aufmerksamkeit behan-

delt. Er lag zu Bette, ohne krank zu seyn; aber er weigerte sich fortwährend, Speise zu sich zu nehmen: es mußten ihm jedesmal, wenn man ihm Nahrung beibringen wollte, die Hände gefesselt und der Mund gewaltsam geöffnet werden, wobei er immer noch die möglichste Anstrengung machte, um, was man ihm einsteckte oder eingoß, wieder auszuwerfen; nur ein stets ungestillter Durst war ihm von den leiblichen Bedürfnissen übrig geblieben; außerdem hörten seine körperlichen Organe immer mehr auf, ihre Dienste zu verrichten. Dabei sprach er von seinem Zustande mit völliger Klarheit im richtigsten Zusammenhang, ohne alle Spur einer verirrten Einbildungskraft. Die Aerzte bedauerte er, daß sie glaubten, es sei das eine durch Menschenhilfe oder Arzneien zu hebende Krankheit. „Einer Seele," sprach er, „welche durch die Last des göttlichen Zorns und das Gefühl ihrer schweren Versündigung leidet, nützt kein Trank und kein Pflaster, sondern da ist ein Arzt, Christus, und ein Mittel, das Evangelium." Die Aerzte erkannten bald, daß ihre Kunst hier fruchtlos sei, und riethen selbst zu geistiger Stärkung und Aufrichtung. Zu dieser fanden sich auch viele achtungswerthe Männer bereit, welche schon das große Aufsehen, das dieser außerordentliche Fall machte, zu Spiera hinzog. Täglich versammelten sich um sein Bette Gelehrte von jedem Fache, oft an dreißig Männer, ihn zu beobachten, zu unterhalten, zu trösten, mit ihm und für ihn zu beten. Ein berühmter Rechtslehrer des Gymnasiums in Padua, Doktor Matthäus Gribaldus, und der noch berühmtere Petrus Paulus Vergerius, Bischof von Justinopolis, waren unter jenen die bedeutendsten. Der Letztere hatte eben einige seiner Neffen auf's Gymnasinm nach Padua gebracht, und verweilte noch zufällig in der Stadt, als Spiera seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Vergerius kam,

wie ein Berichterstatter sagt, fast nicht von Spiera's Bette. Der Fall war ihm, als einem Manne, welcher selbst Wahrheit zu suchen angefangen hatte, und in diesem Streben durch die schon damals begonnenen Verfolgungen gegen ihn gefördert wurde, so merkwürdig, daß er nachher in seiner Vertheidigungsschrift erklärte, er würde, um diesen eben so lehrreichen als entsetzlichen Zustand anzuschauen, sich nicht bedacht haben, an's Ende der Welt zu wandern. Aber es war nicht die gemeine Neugierde, welche ihn hinzog, sondern das edle Bedürfniß, an Spiera für sich selbst zu lernen; und nicht dieses Bedürfniß allein, sondern der noch edlere Drang der Liebe, der Wunsch zu helfen „Wenn die Apostel," schreibt er, „des Judas Verzweiflung vorher gesehen hätten, so würden sie sich alle Mühe gegeben haben, ihn zu trösten und zum Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit zurückzuführen. Eben so wenig durfte ich von diesem Unglückseligen mich zurückziehen; ja ich mußte, ihn zu trösten, alles Andere aufgeben. Das war doch fürwahr jenes hundertste Schaf, das Schaf in des Wolfes Rachen, dem zu Liebe Christus uns heißt die neun und neunzig verlassen, um dasselbe zu erretten. Wenn wir hinzurichtende Verbrecher so fleißig vorbereiten und trösten, damit ihre Seele gerettet werde, wie viel mehr mußten wir Dem Trost zu bringen suchen, welcher nach der Abschwörung in alle seine Rechte und Ehren wieder eingesetzt war! Und nicht darauf darf man sehen, durch welchen Anlaß ein Mensch in solchen Abgrund des Elends gestürzt sei, sondern jeder muß dem vorhandenen Jammer nach Kräften beispringen." Durch Gebet und fleißiges Forschen nach den Schriftstellen, welche von Gottes Barmherzigkeit und der in Christo Jesu allen Sündern erschienenen Gnade handeln, bereitete sich Vergerius alle Tage zu Hause auf das

Liebeswerk vor, das er wie durch göttlichen Ruf sich auferlegt glaubte.

Da nun Spiera, der ärztlichen Hilfe unzugänglich, selbst die Hilfe von Oben als die einzig denkbare in einem solchen Zustande bezeichnet hatte, drangen die Männer, welche ihn aufrichten wollten, darauf, daß er diese mit Ernst suchen und ergreifen möchte. Die göttliche Barmherzigkeit, sagten sie, sei unendlich größer, als alle unsre Verschuldungen; Er sei ja ein Gott, der da wolle, daß allen Menschen geholfen werde. „Das will Er," antwortete Spiera, „aber diese Alle sind die Frommen, die Auserwählten, nicht die Verworfenen. Ich aber bin verworfen; denn ich habe mit Wissen und Willen Christum verleugnet. Und nun, das spüre ich, verstockt Er mich und will mich nichts mehr hoffen lassen." Man wollte ihm mit dem Beweise beikommen, daß das, was er abgeschworen, doch immer wahr, und so auch wahr für ihn bleibe; und darum auch er noch immer eingeladen sei, am Reiche Gottes und allen seinen Gnaden Theil zu nehmen. Aber er nahm's nicht an: „Vor seiner Abschwörung habe er all' das für wahr gehalten und für die ächte göttliche Offenbarung; jetzt aber könne er weder jenes festhalten, noch das Andre, was zu glauben ihm die Kirche auferlege. Nichts glaube, nichts hoffe er jetzt; alles Vertrauen habe er weggeworfen. Er sei verdammt, wie Kain und Judas, welche alles Vertrauen und Zuversicht zur göttlichen Barmherzigkeit von sich gestoßen hätten. Es sei ihm ein übler Dienst von den Seinigen erwiesen, daß sie ihn mit Gewalt abhalten, in des Teufels Behausung, wohin er gehöre, unverweilt abzufahren."

Ueber solchen Reden tadelten ihn seine Freunde: „Er solle sich nicht mit solcher Vermessenheit herauslassen und sich auf's Neue versündigen, indem er Gott gleichsam alle

Hoffnung zu seiner Gnade aufkündige. Selbst Petrus habe Christum verleugnet; aber im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit habe derselbe seine Sünde mit Thränen bereut, und sie sei ihm vergeben worden." — „Das ist so," sagte Spiera; „aber Petrus empfieng Vergebung nicht, weil er weinte, sondern weil Christus auf ihn blickte; und dieser Blick machte ihm's möglich, zu bereuen und zu weinen. Auf mich aber blickt Christus nicht, und will nicht mehr auf mich blicken, mich nicht erweichen, mir nicht vergeben. Und ihr seht, ich weine nicht; keine Rührung kommt mich an: ich weiß, daß ich ein Verworfener bin. Kein Trostgrund findet Raum in meiner Seele, sondern nur Qual und Marter." Da schrie er auf: „Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes fallen!"

Man brachte die heilige Schrift herbei, ihm die Leidensgeschichte Christi vorzulesen. Als der Vorleser zu der Stelle kam, wo die Kreuzigung erzählt wird, sprach Spiera: „Darüber mögen die Auserwählten sich freuen, wenn sie eine so fröhliche Botschaft hören; uns aber, den von Gott Verstoßenen, ist sie nur eine Pein und Marter, weil wir durch Verleugnung Christi sein Verdienst und seine Erlösung von uns gestoßen haben." Dabei brüllte er wie ein Löwe, und wälzte sich wie kochend vor Wuth in seinem Bette, und beschwor die Anwesenden, nicht weiter zu lesen. Da sagte Einer leise: „Der ist besessen, da er gegen Christi Leidensgeschichte sich mit solchem Abscheu geberdet." Spiera hörte es und sprach: „Könnet ihr denn noch zweifeln? Eine ganze Schaar von Teufeln habe ich in mir, die mich besitzen und bewohnen als ihr völliges Eigenthum; und zwar mit Recht, da ich Christum verleugnet habe."

Man suchte ihn mit Vernunftschlüssen zu widerlegen, indem man die Sätze aufstellte: das, was er abgeschworen, sei entweder wahr gewesen oder nicht. Im ersten Falle

soll er es nur wieder glauben, um seine Seelenruhe zu finden; im zweiten ruhe ja auf ihm keine Schuld. Und der Legat hätte ihn gewiß nicht zum Widerrufe gezwungen, wenn er nicht im Irrthum gewesen wäre. „Von mir," erwiederte Spiera, „spricht Petrus: Es wäre ihnen besser, daß sie den Weg der Gerechtigkeit nicht erkannt hätten, denn daß sie ihn erkennen und sich kehren von dem heiligen Gebot, das ihnen gegeben ist (2. Ep. 2, 21.). Was ich verleugnete, hielt ich damals für wahr, weil ich's im Evangelium gelesen hatte. Jetzt möchte ich's gerne wieder glauben, wie ich's geglaubt habe, auch wenn mich der Scheiterhaufen erwartete. Aber jetzt läßt mich Gott nicht mehr glauben." Hier schrie er auf: „Ich kann nicht mehr! Ich kann nicht mehr!" „Glauben, Hoffen," setzte er hinzu, „ist ein Geschenk Gottes. Viele, mit mehr Sünden als ich beladen, haben doch Gnade gefunden, weil sie unter Gottes Auserwählten waren; dagegen werden die Verworfenen auch bei geringerer Sündenschuld unausweichlicher Verdammniß übergeben. Gott erbarmt sich, wessen er will, und verhärtet, wen er will (Röm. 9, 18.). Meiner erbarmt er sich nicht, sondern er verhärtet mich. Ach, daß Gott mir das Einzige gewährte, daß ich auch nur einen Augenblick Hoffnung und Glauben fassen könnte! Aber das ist eben so unmöglich, als das Meer mit einem Schlucke austrinken. Ach, wie selig sind die Auserwählten, und wie unaussprechlich ist unser Elend!"

Alle Tage kamen dieselben und noch andere theilnehmende Menschen, um ihren Zuspruch auf's neue bei ihm zu versuchen. Zu denen sprach er: „hoffet nichts mehr für mich! Jede Stunde, das spüre ich, läßt Gott meine Verhärtung zunehmen, und darüber vergeht auch meine körperliche Kraft. Nie hat sich in der Welt etwas so Außerordentliches, wie mit mir, begeben, und das euch zum war-

nenden Beispiele, meine Brüder! Nehmet ihr die Sache nicht so leicht, wie ich sie genommen habe! Ich hatte angefangen die heilige Schrift zu verstehen, ich bekam Einsicht in das Werk der Erlösung; und dennoch reiste ich hin, abzuschwören, um dieses mein Leben von Ungemach frei zu erhalten, um mein kleines Vermögen als Erbtheil meinen Kindern zu sichern. Darum hat Gott mich gestraft, und läßt jetzt über mein Leben und meine Seele solche Pein und Marter kommen, daß nie ein Mensch größere Qual erduldet hat. Und Gott weiß, wie es mit meinen Kindern gehen wird. Ich glaube, mein Haus wird so ausgerottet werden, daß kein Stein auf dem andern bleibt. Und das mit Recht, weil ich dasselbe mit der Sünde wider den heiligen Geist bauen und erhalten wollte, mit der Sünde wider den Geist, welcher mich in die Wahrheit geleitet hatte." Da sagte der Anwesenden Einer: „viele andere Männer hätten auch, wie er, widerrufen und abgeschworen, und seien doch nicht in solche Verzweiflung gerathen." Er antwortete: „denen möchte ich Nichts verbürgen, nicht ihnen versprechen, daß Gottes Rache immer ausbleiben werde, wenn gleich sein Zorn sie noch nicht getroffen hat. Aber seiner unerforschlichen Weisheit hat es gefallen, sein Strafgericht über mich ausbrechen zu lassen, und zwar mit Recht, damit in mir auf alle kommende Zeiten ein Warnungsbeispiel für Andre aufgestellt würde." Auch wiederholte er jene Worte: „nehmet, meine Brüder, die Sache nicht so leicht, wie ich sie genommen habe! Glaubet nicht, daß ihr nur da die Wahrheit verleugnet, wo ihr, wie ich, vor dem Richter widerrufet. Das thut ihr, so oft ihr das, was ihr als wahr einseht, verhaltet, so oft ihr durch euer Wort oder eure Gegenwart falsche Meinungen über göttliche Dinge gut heißet, so oft ihr ein unchristliches Leben führet; denn auch ich habe meine Versündigung dadurch erschwert, daß ich,

nachdem der Ruf göttlicher Gnade an mich ergangen, und das Verständniß der Schrift mir eröffnet war, während ich selbst schon lehrte und predigte, und die Aussprüche des Evangeliums überall bei der Hand hatte, doch mein Geschäft noch so fortführte, als hätte meine Bekehrung nichts damit zu schaffen: so daß ich mit der That leugnete, was ich mit dem Munde bekannte. Schon darum hat mich Gott mit Recht in solches Elend kommen lassen."

Wenn man ihn daran erinnerte, daß auch Hiob und David zu Zeiten solch eine Verzweiflung empfunden und geäußert, sich gerade, wie er, von Gott verstoßen und verlassen gedäucht hätten, aber nachmals zur Lobpreisung Gottes durch seine Rettung und Tröstung aufgemuntert, allen Gebeugten ein erhebendes Vorbild seien: berief er sich auf seine innere, unabweisliche Empfindung, welche ihm sage, daß er nie eine solche Umkehr erwarten dürfe, sondern vielmehr in dieser Herzenshärtigkeit und Verzweiflung nunmehr für alle Zeiten bleiben werde. Da sprach er tief aufseufzend: „ach, daß ich auch nur einen Augenblick Gottes Liebe so in mir empfinden könnte, wie ich Gott als meinen grausamen Feind empfinde! Ach wie selig wäre ich, wenn ich sie empfände! Aber ich kann nicht."

Er versicherte, daß es die wirkliche Höllenpein sei, welche er ausstehe; wo solche Verzweiflung stattfinde, da sei die Hölle. Das benützte einer der Anwesenden, ihn an die Stelle zu erinnern, wo von Gott gesagt wird, er führe in die Hölle und wieder heraus (1 Sam. 2, 6.). „Der Prophet spreche dort nicht von dem Zustande der Seelen nach dem Tode, sondern von einem solchen im gegenwärtigen Leben, wie eben der seinige sei. Gott lasse uns in Noth und Angst gerathen, um uns unerwartet zu erretten, wann und wie es ihm gefalle. Darum möge auch er hoffen." Spiera erwiederte: „eben hier sitzt der Knoten.

Ich sollte vertrauen und hoffen, und kann es nicht, kann nicht. Beidemale, als ich in Venedig und in Citadella widerrief, und damit eine Verschreibung meiner Verdammniß ausstellte, sprach der Geist zu mir: ‥reibe nicht, unterschreibe nicht! Ich aber habe des Geistes Mahnung zurückgestoßen, und unterschrieben. Und, sage ich, als ich das that, fühlte ich einen Streich, der in meine Willenskraft und in mein leibliches Daseyn hereinfuhr, so daß ich jetzt weder hoffen, noch am Leben bleiben kann. Ich wünschte, daß Gott mir gnädig und barmherzig seyn, und meine Sünde mir vergeben möchte. Aber ich fühle es, daß Gott das nicht thut, und kann ihn nicht zwingen. Ich wünschte Gott im Geiste anrufen zu können, und kann es nicht: ich sehe meine Verdammniß, und erkenne das in Christo gebotene Heil und kann es nicht ergreifen, nicht erfassen. Das sind die Strafen der Verdammten. Sie bekennen, was ich bekenne, sie beneiden die Auserwählten, können aber nicht auf den rechten Weg zurückkehren, und jetzt nützt Reue nichts mehr. Gott zeigt in mir euch einen Solchen, bevor ich hinabfahre, damit ich euch zur Warnung diene." „Und seht," sprach er mit aufgehobenen, krampfhaft gefalteten Händen, indem er sich aufrichtete, „ich bin ein starker Mann, und dennoch verzehre ich mich und schwinde allmälig hin; und jene dort, indem er auf die Seinigen hinwies, wollen mich mit Gewalt im Leben zurückhalten. Aber endlich muß Gottes Wille erfüllt werden, daß ich elendiglich umkomme, wie ich's verdient habe. Ihr Gerechten in dem Herrn frohlocket! Jauchzet alle, ihr Rechtschaffenen! Selig, wer durch Gottes Eingebung ein weiches lenksames Herz hat." Dabei blieb er auch gegen heftige und kränkende Vorwürfe in milder und ernster Fassung. Als sein Neffe bei seiner Weigerung, zu essen, ihn hart anließ, und seinen ganzen Zustand für Verstellung oder Wahnsinn erklärte, antwortete

er mit Ruhe: „ich kann dich nicht hindern, mein Unglück so zu deuten; wollte Gott, es wäre das Wahnsinn, wahrer oder verstellter! Heuchelte ich eine Krankheit, so würde ich sie mir vom Halse schaffen; wäre es wirklicher Wahnsinn, so hätte ich Hoffnung, daß es anders würde. Leider weiß ich, daß es nicht so ist; du aber, der du mit einer so schrecklichen Sache spielst, solltest durch mein entsetzliches Beispiel dich erschüttern und Gottesfurcht lehren lassen."

Während er so sprach, flog ihm eine Fliege in's Gesicht. Hier und sonst öfters äußerte er, nach einer alten Deutung des Namens Beelzebub, die Meinung, daß die Fliegen des bösen Geistes dienstbare Geschöpfe seien, und darum sich gerne um ihn sammeln. „Beelzebub," sagte er, „kommt zum Mahle; bald werdet ihr mein Ende sehen." Damit legte er sich auf die andre Seite, abwärts gekehrt von den Anwesenden. Da sprach Vergerius, der Bischof, zu ihm: „ach theuerster Francesko! wendet doch Euer Angesicht gegen uns! Erhebet Euer Herz auch nur ein wenig zur Hoffnung und Zuversicht! Wir wollen alle für Euch beten. Laßt uns mit einander, ihr laut, und wir still im Herzen das Gebet des Herrn sprechen!" „Ich glaube," antwortete der Unglückliche, „alles, was ihr saget: die Teufel glauben's auch und zittern (Jac. 2, 19.). Mit der Zunge will ich zu Gott beten und hersagen, was ihr immer wollt; aber mein Herz ist voll Haß, Fluchens und Lästerns. Ich glaube und fühle, daß Gott mein Feind ist." Nachdem er nun gleichwohl, wie er geheißen war, angefangen hatte, zu beten: unser Vater in dem Himmel — stockte er sogleich, und Thränen traten in seine Augen. Nun ist's gut, sagten die Andern: du empfindest Schmerz und kannst weinen. Nein, sprach er, ich weine, weil ich spüre, daß ich von Gott verlassen bin, und bei diesem Gebete nicht mehr, wie sonst, andächtig seyn kann. Bei der

Bitte: dein Reich komme! rief er, abermals weinend: o Herr! mache, daß auch ich in diesem deinem Reiche sei; schließe mich nicht aus! Nach der Bitte um das tägliche Brod setzte er hinzu: ich habe mehr als genug, um diesen Leib zu nähren; aber ich bitte dich um das Brod deiner Gnade, ohne welche ich vernichtet bin; darum lebe ich in solchem Grausen." Als er gesprochen hatte: führe uns nicht in Versuchung! sagte er mit herzergreifendem Tone: „ich bin in der Versuchung: hilf du mir heraus! Ich bin vom argen Feinde besiegt: laß mich wieder siegen!" Die Freunde priesen die Innigkeit, womit er Gott habe anrufen können, als ein gutes Zeichen, daß der Geist Gottes ihm doch seinen Beistand nicht versage; aber er nahm es nicht an: „dieses sein Gebet zu Gott geschehe nur mit dem Munde; sein Herz sei ferne davon, und darum diene es nur dazu, seine Verhärtung und seine Strafe zu mehren. Ich kann nicht sagen: ich will Gott anrufen, sondern nur: ich wollte! aber die Kraft dazu ist von mir genommen. Die vielen Sünden, welche ich früher begangen, beunruhigten mich nicht; denn ich hegte das Vertrauen, daß Gott mir dieselben nicht aufrechnen werde, sondern sie mir in Christo vergeben habe. Aber nachdem ich die Sünde wider den heiligen Geist begangen hatte, und mir mein Vertrauen zu Gott in Christo war genommen worden, hat Gott alle meine früheren Sündenschulden mir wieder zugeschrieben: die schweben mir jetzt alle vor den Augen ohne Beistand, ohne Mittler. Darum empfinde ich jetzt, gemartert und gepeinigt, Gott als meinen ergrimmten Feind. O ihr Brüder! führet ein christliches Leben! Nicht alle, die zu Christo sprechen: Herr, Herr, werden in's Himmelreich eingehen." Die Qual, welche sein Geist erlitt, wurde an seinem Körper mehr und mehr sichtbar. Was man ihm mit Gewalt beibrachte, verdaute er nicht; kein Schlaf

kam in seine Augen; verzehrt und vertrocknet lag er im Bette. —

Da Spiera gegen alle Ermahnungen, zur göttlichen Gnade seine Zuflucht zu nehmen, und sein Vertrauen wieder auf die Hilfe von Oben zu richten, mit derselben Antwort in verschiedenen Formen widerstand, indem er den einen Gedanken festhielt, er sei verdammt, und könne Gott jetzt nur hassen, weil auch Gott sein Feind sei: versuchte man ihn mit den Worten des messianischen 89. Psalms zugleich zu widerlegen und zu beruhigen: „wo aber seine Kinder mein Gesetz verlassen und in meinen Rechten nicht wandeln; so sie meine Ordnungen entheiligen, und meine Gebote nicht halten: so will ich ihre Sünde mit der Ruthe heimsuchen, und ihre Missethat mit Plagen; aber meine Gnade will ich nicht von ihm wenden, und meine Wahrheit nicht lassen fehlen.“ Aber all das wandte er gegen sich um, und bekräftigte damit dieselbe Meinung, von der man ihn wegbringen wollte, so daß nie wohl ein Mensch so bündige Schlüsse, so triftige Gründe, solchen Fluß der Rede und so gewählte Ausdrücke, kurz daß Niemand je so viele Beredtsamkeit zu seiner Rechtfertigung aufgewandt haben mag, als dieser Unglückliche zum Beweise, daß er ein mit Recht und auf ewig verdammter Mensch sei. Er bewies auch hier, daß die angeführten Verse allein den Auserwählten gelten, und darum für ihn und Seinesgleichen nur Aussprüche der Verdammniß enthalten. „Wer die Kenntniß dieser Unterscheidung nicht zum Lesen der heiligen Schrift mitbringe, werde in ihren Sinn niemals eindringen, und aus dieser Quelle der Wahrheit nur Irrthum schöpfen.“ Man fragte ihn, an welchen Merkmalen er denn mit solcher Gewißheit erkenne, daß er ein Verdammter sei? Er antwortete: „ich erkannte Gott den Vater nicht allein in der Schöpfung, sondern auch in meiner

Wiedergeburt. Ich erkannte ihn durch seinen lieben Sohn, unsern Heiland. Ich konnte ihn anrufen, Sündenvergebung von ihm hoffen. Ich empfand im Herzen seine Liebenswürdigkeit, seinen Frieden und Trost. Jetzt empfinde ich von Allem das Gegentheil. Ich kann Gott erkennen, doch nicht als meinen Vater, sondern nur als Feind. Was wollt ihr weiter? Mein Geist sinnt nach, wie er sich etwa über Gott erheben könnte; ja er hegt gegen Gott Haß und Widerwillen. Ich kann jetzt keine Hoffnung und Zuversicht mehr fassen, daß er mir meine Sünde vergeben werde: nur Angst und Verwirrung ist mir jetzt übrig." „Aber du hattest ja", sagte man ihm, „die göttlichen Gnadengaben und das Unterpfand der göttlichen Liebe empfangen. War denn da ein solcher Rückfall möglich, dessen du dich anklagst?" „Gottes Gerichte", erwiederte Spiera, „sind unergründlich. Wir versinken, wenn wir uns in diese Tiefe hineinwagen. Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle. Ich weiß, daß ich die Wahrheit erkannt habe, wenn ich sie gleich nicht hinlänglich ergründete; und daß ich rückfällig wurde, weiß ich auch." Wiederum hielt man ihm entgegen, daß die Hoffnung nie aufgegeben werden dürfe, so lange das leibliche Leben fortdaure; Gottes Barmherzigkeit könne uns wie dem Schächer am Kreuze noch im letzten Augenblicke des Lebens, noch im letzten Seufzer Rettung für die Ewigkeit gewähren. Darauf wiederholte er die Berufung auf die innere Gewißheit seiner Verdammniß: „gleichwie die Auserwählten noch in diesem Leben einen Vorschmack ihrer künftigen Seligkeit genießen, so empfinde auch er mit allen Verdammten jetzt schon jenen Wurm, welcher nicht stirbt, jenes nimmer erlöschende Feuer und alle Höllenstrafen, und zwar vornehmlich durch den Verlust aller Gnadengaben, durch Verstockung seines Herzens, durch Entziehung des rechten Verstandes. Die Auserwählten

züchtige Gott für die Fehler, welche auch sie begehen, durch leibliche Strafen, um sie wie Gold zu läutern; aber die Ausgestoßenen durch Entziehung aller geistigen Güter, und das sei das Allerschrecklichste." Nun, sprach Einer, wenn du in solchem Zustande bist, so darfst du dich auf dein eigenes Urtheil nicht verlassen; glaube vielmehr mir, der ich in guter Verfassung des Geistes bin, und dir versichere, daß Gott dir verzeihen will. „Im Gegentheil", antwortete Spiera, „weil ich in diesem Elende bin, kann ich nichts glauben, als was meinem Heile gerade entgegen ist. Du aber, der du in guter Verfassung zu seyn behauptest, siehe ja wohl zu, daß dem so sei! Denn nichts Geringes gehört dazu, behaupten zu können, daß man in guter Verfassung sei; sondern man muß im Glauben recht stark, und in der Wahrheit tief gewurzelt seyn, um das mit Grund von sich zu glauben."

Unter den angesehensten Männern, welche sich bei dem Unglücklichen regelmäßig zusammen fanden, war auch der Presbyter Bernardinus Skardoneus. Dieser ließ sich's nicht nehmen, es mit der Teufelsbannung (Exorcismus) bei ihm zu versuchen, und brachte daher einst ein Buch mit, welches die Anweisung und die Formeln dazu enthielt. Als Spiera seine Absicht vernahm, schüttelte er den Kopf und sagte: „er sei zwar überzeugt, daß Gott ihn der Gewalt der bösen Geister anheimgegeben habe, welche er auch wirklich um sich herum spüre; aber das seien keine solche bösen Geister, welche durch das Ablesen von Litaneien oder durch drei Psalmen ausgetrieben werden könnten." Nichts destoweniger begann der Geistliche seine Ceremonien, und indem er geraume Zeit schrie, beschwor er die Geister, auf die Zunge des Besessenen herauszukommen und Rede und Antwort zu geben. Spiera seufzte und schwieg mit verachtender Gebärde. Dagegen achtete er an

dem Bischof Vergerius den liebevollen Sinn, welcher diesen antrieb, kein Mittel der Aufrichtung unversucht zu lassen. „Mein Bruder," sprach der Bischof, als jener Andere mit der vergeblichen Beschwörung zu Ende gekommen war, „Gott hat seine Gnadenwirkungen in's Wort und in die Sakramente gelegt. Mit dem Evangelium haben wir's jetzt schon etliche Tage bei dir versucht, sowie auch mit den göttlichen Verheißungen; da du keine Frucht davon empfindest, sollte es nicht der Mühe werth seyn, auch mit dem Sakrament eine Probe zu machen? Genieße du einmal nach dem Brauche der katholischen Kirche Christi Leib und Blut, das ist die wirksamste Arznei für unsere Seelen." Dieß verweigerte Spiera, indem er sprach: „Wen die Verheißungen nicht angehen, für den sind auch die Sakramente nicht da. Das Abendmahl ist den Gläubigen zum Nutzen eingesetzt worden: diese empfangen Christum, indem sie das Abendmahl empfangen. Wer aber den Glauben nicht hat, der empfängt Christum nicht. Etwa vor einem Monat ließ ich mich nöthigen, das Abendmahl zu empfangen, und habe nicht recht damit gethan; denn ich habe es mir zum Gericht und Verdammniß empfangen, weil ich den Glauben nicht hatte. Wer es ohne Glauben genießt, der ißt und trinkt sich selber das Gericht." (1 Kor. 11, 29.)

Noch am letzten Tage, den er in Padua zubrachte, versuchte man wiederholt und gleich vergeblich, ihn nur einen Augenblick auf andere Gedanken zu bringen. Es war einer der Fälle, wo sogar sinnliche, in dem äußeren Leben und im Herkommen unbewußt sich forttreibende Menschen gestehen müssen, es gebe nur eine Wirklichkeit im Leben, das Verhältniß des Menschen zu Gott, und einen Trost, den Glauben. Aber diese einzige Wirklichkeit, und mit ihr alles Andere, woran der Mensch sich halten mag,

war bei Spiera zerstört, und dieser eine Trost wollte durchaus nicht haften. „Stellet euch,“ sprach er gegen wiederholte Ermahnungen, „den Fall vor, ihr wollet einem Menschen, welcher auch nicht einen Funken des göttlichen Geistes hat, die Beobachtung des Gesetzes und insbesondere des Gebotes auferlegen: du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen (5 Mos. 6, 5.). Ihr seht ja, daß er das nicht erfüllen kann, wenn Gott ihm nicht die Kraft dazu verleiht. Singt nicht die Kirche: fac nos amare, quod praecipis? Die Heuchler sagen: sie lieben Gott von ganzem Herzen; aber sie lügen. Ich aber will nicht lügen, sondern behaupte vielmehr, die eben gemachte Vergleichung passe gar nicht auf mich. Denn mein Verhältniß, und was ich gethan, ist ganz andrer Art, und so, wie es nie in der Welt vorkam, indem zur Strafe meines Frevels Gott alle seine Gaben, die er sonst den Menschen zukommen läßt, von mir genommen hat.“ Gribaldus meinte, seine richtige Erkenntniß und Auslegung der heiligen Schrift sei Beweis genug, daß er seiner Gaben nicht völlig beraubt sei, um so mehr, da ihn so sehr nach der göttlichen Gnade verlange, aus welcher er gefallen sei. Spiera dagegen beharrte darauf, daß seine Einsicht nur andern Menschen zur Warnung, und ihm zur Vermehrung seiner Marter gelassen worden sei. Denn je mehr er sich an das erinnere, was er gehabt habe, und je mehr er von den verlorenen Gütern spreche und sprechen höre, desto tiefer und stärker sei seine Qual. „Ihr meinet wohl gar, ich finde eine Art von Genuß in solchen Einbildungen, und habe mich mit Eigensinn darin festgesetzt? Aber ich betheure euch, wenn ich auch nur einen Tropfen göttlicher Barmherzigkeit empfangen, nur einen Augenblick Gott als meinen gnädigen Gott empfinden könnte, so würde ich gerne tausend und

zehntausend Jahre Höllenstrafen leiden. Denn auch die gewisse Aussicht auf ein Ende brächte mir einigen Trost; so aber weiß ich, daß meine Pein endlos seyn wird." Die wachsende Verzweiflung, welche aus solchen Aeußerungen sprach, erschütterte alle Anwesenden im Innersten, und das um so mehr durch die Besonnenheit, Klarheit und Gewißheit, womit er jederzeit seine Gedanken von sich gab; oft aber auch durch herzzerreißendes Weinen, womit er in tiefster Demüthigung sein unaussprechliches Elend bejammerte. In solchen Augenblicken verstummten dann Alle, voll Schreckens, Schluchzens und Weinens. Auch dießmal waren sie auf's innigste bewegt. Da sprach der Bischof: „Geliebteste Brüder! Ich sehe, daß unser Zuspruch nichts fruchtet. Nur Eines haben wir noch übrig, unsere Fürbitte. Lasset uns einmüthig und einstimmig den ewigen Gott, den Vater unseres HErrn Jesu Christi, anflehen, daß er diesem Armen seine Sündenschuld vergeben und das Licht seines Erbarmens wolle aufgehen lassen, um seines eingebornen Sohnes willen." Alle warfen sich nieder auf die Kniee und beteten brünstig um seine Errettung.

Aber sein Zustand blieb sich gleich. „Den Auserwählten Gottes," sagte er, „muß Alles zum Besten dienen, und den armen Verstoßenen Alles zum Verderben, selbst Gottes Wort. Ich spüre, daß Gottes Wort mir ein Geruch zum Tode ist (2 Kor. 2, 16.), und daß es meine Pein und Verzweiflung mehrt, so oft ich's höre. Ich Unglückseliger!" Dann zu den Umstehenden gewendet, sprach er im liebevollsten und rührendsten Tone, und unter Thränen, die ihm über die Wangen floßen: „O meine Brüder, gebet wohl Acht und merket auf! Schätzet ihr Gottes Wort höher, als ich gethan habe! Lernet's an meinem Falle und seiet auf eurer Hut! Glaubet nicht, daß ihr darum Christen seid, weil ihr etwas vom Evangelium verstehet; mißbrauchet

es nicht zur Freiheit des Fleisches; machet, daß ein christliches Leben euer Bekenntniß bekräftige! Seid standhaft und stark in Vertheidigung des Evangeliums, und wenn's nöthig ist zum Bekenntniß bis in den Tod! Ihr wisset, was Christus selbst gesagt hat: wer Vater, Mutter mehr liebt, denn mich, der ist mein nicht werth (Matth. 10, 37.). Und was sagt Petrus? Thut desto mehr Fleiß, ihr Brüder, euren Beruf und Erwählung fest zu machen (2 Petr. 1, 10.). Und wiewohl ich in der Qual bin, will ich es dennoch machen wie jener Schwelger (Luk. 16, 27.), welcher, in die Hölle hinabgestoßen, doch um seine Brüder besorgt war, und den Vater Abraham beschwor, sie erinnern zu lassen, daß sie sich bessern, damit sie nicht auch an den Ort der Qual kämen. Lasset, meine Brüder, die Briefe Petri nimmer aus den Händen! Es sind darin allerdings dunkle Stellen, aber nur wenige. Denn diesem hat Christus die Schlüssel des Himmelreichs versprochen, womit er ihm eine besondere Verleihung seines Geistes andeutete, die Gewährung einer tiefern Einsicht in die göttlichen Geheimnisse."

Was man in Padua für den Unglücklichen gesucht hatte, war nicht erreicht worden; vielmehr hatte sich sein ganzer Zustand täglich verschlimmert. Daher beschloßen die Seinigen, ihn nach Hause zurückzubringen. Als er von Vergerius, Gribaldus und den Andern Abschied nahm, sprach er zum erstern: „Mit all' meiner Verzweiflung und wenn gleich einem Verstoßenen und Verdammten Alles zum Schaden ausschlägt, danke ich Euch für Eure Bemühung. Segne Euch Gott mit allem Guten!" Aus dem bisher bewohnten Zimmer geführt, sah er an der Treppe ein Messer liegen, welches er hastig ergriff, um sich zu durchbohren, aber seine Söhne entwanden ihm dasselbe. „Ach," rief er, „daß ich doch über Gott wäre! Denn ich weiß, daß ich kein Erbarmen bei ihm finde." Auf den Wunsch, daß

er durch seine Söhne von Citadella aus über seinen Zustand Nachricht geben möchte, gab er zwar das Versprechen hiezu, aber fügte bei, es werde nichts Gutes, sondern etwas Gräßliches, Ungeheures zu berichten seyn; womit die öfters von ihm angedeutete Meinung ausgedrückt gewesen scheint, daß er in sichtbarer Erscheinung zur Hölle abfahren werde. In Citadella starb er kurze Zeit darauf; aber die nähern Umstände seines Todes wurden nicht bekannt. Nur das wurde in Padua behauptet, daß er in der gleichen Verhärtung und Erbitterung gegen Gott gestorben sei. Das geschah im Monat November 1548.

Der Wunsch des verzweifelnden Spiera, Andern ein lehrreiches Beispiel zu seyn, blieb nicht unerfüllt. Denn eben derselbe Mann, welcher so emsig gewesen war, ihn aufzurichten, zog aus seinem Beispiele den großen Nutzen, daß er von Stund an frei und offen vor aller Welt zu bekennen wagte, was ihm schon länger als evangelische Wahrheit eingeleuchtet hatte. Petrus Paulus Vergerius, welcher dreizehn Jahre zuvor Luthern selbst mit allen Künsten der Ueberredung zur Umkehr zu bringen versucht, und noch im Jahre 1541 in Worms all' seine Beredtsamkeit aufgeboten hatte, um den Fortgang der Reformation in Deutschland zu hindern, der vom Papste wegen seiner Dienste in geistlichen Angelegenheiten zum Bischof erhobene Rechtsgelehrte, fand hier in Padua, wo er, schon wegen seiner Lehrmeinungen verfolgt, schon nach Rom zur Verantwortung vorgeladen, und ungewiß, wohin er sich wenden sollte, einige Zeit verweilte, an dem jämmerlichen Lager Spiera's das, was er brauchte, Ueberzeugung, Wahrheit und Muth zum freien Bekenntnisse. Noch war die Nachricht von Spiera's Tode nicht in Padua ange-

kommen, als Vergerius sich veranlaßt sah, seine Theilnahme an der Tröstung des Unglücklichen öffentlich zu vertheidigen. In dieser seiner Apologie erkennt man auf's klarste den Eindruck, welchen Spiera auf ihn gemacht hatte. Nachdem er behauptet, daß an Spiera keine Melancholie oder Wahnsinn bemerkbar gewesen sei, fährt er fort: „Du wirst fragen: was macht ihr denn aus dem Manne? Ich wenigstens halte denselben für einen Menschen, für den alle Hoffnung verloren ist, welcher jedoch wünscht, zu Gott umkehren zu können, und es nicht kann. Ich muß ihn für einen Mann erklären, welcher bei lebendem Leib sich in der Hölle befindet; so zeigt er sich dem, der ihn betrachtet. Und obwohl er in diesem entsetzlichen Zustande ist, was für Reden, wie schön, wie eindringend, giengen doch oft in unsrem Beiseyn aus seinem Munde! Denn gerne bekenne ich, niemals so liebevolle und so inständige Ermahnungen, wie von ihm, vernommen zu haben, insonderheit wenn er vom christlichen Lebenswandel zu sprechen anfieng. Ein Christ, sagte er, müsse ein reines, ein unschuldiges, kurz ein christliches Leben führen. Da werde etwas mehr verlangt, als daß man an der äußern Verbindung der Christenheit theilnehme, und in derselben hie und da ein äußerlich gutes Werk verrichte, im Uebrigen aber sich nach eigenem Belieben gehen lasse. Vielmehr müßten dahin alle unsere Bestrebungen mit aller Anstrengung unsres Willens und alle unsre Neigungen gerichtet seyn; wir müßten ganz für Gottes Ehre leben und überall in Behauptung der Wahrheit unüberwindliche Standhaftigkeit beweisen; keines Legaten oder Glaubensrichters Angesicht, nicht Kerker und Tod fürchten."

„Das wußte ich," schreibt er weiter, „wohl Alles zuvor. Dennoch bekenne ich, daß mir und allen Anwesenden bei dieser seiner Rede unser Innerstes erbebte, weil eine

solche Ermahnung doppelt wahr im Munde eines Mannes war, der darum solche Seelenmarter ausstand, weil er, so lange er konnte, gerade diese Verpflichtung nicht befolgt hatte. Sollten mich üble Folgen von dieser Sache bedrohen, wie mir das Gerücht verkündigt, so versichere ich dir mit Wahrheit, daß ich, was da kommen mag, gerne auf mich nehme. Des guten Gottes Wille geschehe! Mögen Trübsale jeder Art über mich kommen, ich werde darum nicht in Furcht seyn, sondern Alles freudig annehmen, da es mich nur darum treffen wird, weil ich recht gehandelt, weil ich mit Besuch und Tröstung der Elenden Jesu Christi Willen befolgt, Gottes Barmherzigkeit gepriesen, und seinen hochheiligen Namen verbreitet habe. Wirst du mich darum für den Kerker oder gar den Scheiterhaufen bestimmen, so bin ich's auch zufrieden. Aber auch hierin vermagst du nur so viel, als der HErr dir zuläßt. Das aber weiß ich gewiß, daß der Frommen Blut und Asche jederzeit die Saat des Evangeliums und Gottes Ehre gerade so mehre, wie der Thau oder der Regen oder Düngung der Saat des Feldes reichliches Gedeihen schafft. Möchte doch durch mein Blut und meine Asche jenes Saatfeld getränkt und befruchtet werden, welches Gott in dieser gesegneten Zeit durch so vieler Arbeiter Hände fortwährend anbaut! Denn ob ich auch vor allem Volke gefesselt zum brennenden Scheiterhaufen geschleppt würde, so würde ich doch nicht als ein Verbrecher und großer Sünder, nicht als ein müßiger, genußliebender oder träger Seelsorger dem Feuertode übergeben, sondern darum, weil ich nach der mir gewordenen Erleuchtung die Wahrheit vom Truge zu sondern vermocht, weil ich gearbeitet habe, einige Pflichten eines treuen Seelenhirten zu erfüllen, weil ich einen Versuch machen wollte, ob mir's gelänge, eine verzweifelnde Seele zu Christo zurückzurufen, endlich weil ich Gottes furchtbares Strafge-

richt an jenem Elenden in der Welt möglichst zu verbreiten suchte. Nicht zwar möchte ich hiemit Gott versuchen, da mir mein Gefühl sagt, daß ich für jetzt nicht zu solchem Märtyrertode bestimmt, sondern vielmehr zu einem andern Dienste aufgespart sei. Aber doch muß ich der Wahrheit gemäß bekennen, daß mir jezuweilen ein so brünstiger Drang erwacht, daß ich fast vor deine Thüre oder vor die des Legaten in Venedig treten und sprechen muß: Hier bin ich; wo sind eure Kerker, wo ist euer Feuer? Sättiget euer gierigstes Verlangen, verbrennt mich um Christi willen, weil ich hingegangen bin, den unglückseligen Spiera zu trösten, und das bekannt gemacht habe, was Gott selbst bekannt gemacht haben will, damit nämlich die erkannte Wahrheit nicht verheimlicht, nicht geleugnet, nicht verdunkelt werde.

„Mein gegenwärtiger Zustand ist wie der auf einem Schiffe, welches nach vollbrachter Seefahrt sich dem Hafen nähert. Da erhebt sich plötzlich ein wilder Sturm, der das ganze Schiffsvolk in Bewegung setzt, sich selbst mit der Ladung zu retten. Soll's aber zum Schiffbruche kommen, so hoffe ich durch Schwimmen mein Leben davon zu bringen. Es wird mühselig dabei zugehen; ich werde außer dem nackten Leben Alles verlieren; aber daheim habe ich viel größeres und herrlicheres Gut; das werde ich hernach in froher Ruhe genießen. Also steigen über mir, der ich fast schon am Ende meiner Tage und im Hafen bin, Gewitter auf. Denn jetzt haben meine Verfolger den rechten Vorwand, auf mich loszugehen. Ich dagegen sammle mein Gemüth, und lege an die Waffen, welche ich besitze, und thue, was möglich ist, um nicht zu erliegen. Vornehmlich aber bleibt mein Blick fest dahin gerichtet, wo Jesus Christus, meine Hoffnung und meine Leuchte, ewig strahlet. Das ist mein Leitstern, das ist mein Hort, und ich spreche zu

mir: wenn ich so vielen Anläufen nicht mehr widerstehen kann, wenn ich meine Glücksgüter verlieren, ja wenn das Leben selbst mir genommen werden soll: so bin ich doch gewiß, daß meine Seele gerettet ist; bin gewiß, daß im Himmel mir Ruhe, Ehre, Schätze, kurz viel größere Güter behalten werden, und durch Christum mir schon errungen sind, als die, welche die Welt am höchsten hält, während sie doch nur ein Traumbild sind. Du, mein himmlischer Vater, hast mich zu Jesu Christo geleitet. Du hast gewollt, daß ich dein Gebundener sei: mache aus mir, das ist mein Flehen, was dir gefällt. Leite nur du mich an deiner Hand, und tödte in mir, was noch fleischlich und von der Art der weltlichen Klugheit an mir ist. Denn diese Klugheit, das erkenne ich wohl, ist wider dich gerichtet und dir feind, da sie mich oft bewegen will, mich auf Mittelwege und Auskunftsmittel zu werfen, die sichtbar deine Ehre schmälern, ja ihr geradezu entgegen sind. Erneure du in mir den heiligen Geist, und laß ihn in diesem Kampfe siegen. Gib, daß dieses falsche und treulose Fleisch und diese thörichte Klugheit der Welt ganz zunichte werde, wie ich im Geiste hoffe. Lasse endlich das Ringen und Kämpfen dieser Zeit ein solches Ende gewinnen, das ganz allein zu deiner Ehre dienen möge, durch unsern HErrn Jesum Christum.

Anmerkung zu S. 242.

Ein selten gewordenes Buch, Francisci Spierae, qui, quod susceptam semel evangelicae veritatis professionem abnegasset, damnassetque, in horrendam incidit desperationem, historia, a quatuor summis viris, summa fide conscripta: cum clariss. virorum praefationibus, Caelii S. C. et Jo. Calvini, et Petri

Pauli Vergerii Apologia: in quibus multa hoc tempore scitu digna gravissime tractantur. Accessit quoque Martini Borrhai, de usu, quem Spierae tum exemplum, tum doctrina afferat, judicium. 2 Petri 2. Satius fuisset eis non cognovisse viam justitiae, quam ea cognita ab eo descivisse, quod illis traditum est, sancto praecepto. Basiliae MDL. — enthält, wie der Titel besagt, vier von einander unabhängige Berichte von Augenzeugen über diesen in seiner Art einzigen Fall. Nach M. Flac. Ill. in dem ebenfalls seltenen Buche De sectis, praef. p. 43 und A. müssen von Padua aus sehr viele Nachrichten darüber in alle Länder Europa's abgegangen seyn, und damals erstaunliches Aufsehen gemacht haben. Ich habe aber nirgends etwas finden können, das nicht auf den einen oder den andern dieser vier Berichte als Quelle zurückwiese. Diese stimmen im Wesentlichen so zusammen, daß die Kritik bei ihrer Vereinigung in ein Ganzes fast keine Arbeit findet. Aus Verger's Apologie ist, das abgerechnet, wo seine eigenen Worte angegeben werden, nur die Bezeichnung zweier wesentlicher Umstände zur Geschichtserzählung beigezogen worden; nicht, als ob die Aussage eines so theilnehmenden Augenzeugen weniger Glauben verdiente, sondern weil es fast nichts gibt, was die Andern nicht vorher und reichlicher darböten. Denn seine Apologie ist an einen Mann gerichtet, welcher, in Padua selbst in einer geistlichen Würde lebend, von Spiera mehr wissen mußte, als ihm selbst erwünscht war.

5.

Nachricht von dem Leben Paul Wolfgang Merkels,

verfaßt von Friedrich Roth.

1821.

Paul Wolfgang Merkel ward geboren zu Nürnberg am 1. April 1756. Sein Vater war Caspar Gottlieb Merkel, verordneter Vorsteher des Handelsplatzes, Sohn des Rathschreibers und Stadtsyndikus Andreas Merkel; seine Mutter Maria Magdalena, Tochter des verordneten Vorstehers des Handelsplatzes, Georg Nikolaus Merz.

Auf dem Gymnasium zu Nürnberg, das er frühe besuchte, zeigte er zum Gelehrtenstande Fähigkeit und Neigung; allein der Eltern Wunsch bestimmte ihn, sich dem Berufe seines Vaters zu widmen. Gleichwohl hat er niemals bedauert, auf das Latein mehr Fleiß gewandt zu haben, als die meisten seiner Standesgenossen. Er rühmte noch in seinen letzten Jahren oft den Nutzen, den er daraus vornehmlich zu desto gründlicherem Erlernen anderer

Sprachen gezogen, und freute sich, keines Dolmetschers zu bedürfen, wo ihm etwas in der Gelehrtensprache Geschriebenes vorkam.

Sein Vater hielt nicht für gut, den Sohn in seinem eigenen Handlungshause unterweisen zu lassen; ein engerer Kreis schien ihm dazu räthlicher. Er gab ihn einem Manufakturhändler, Hieronymus Deterding aus Bremen, in die Lehre. Diesem verdankte Merkel nicht nur einen sorgfältigen Unterricht in allen Handlungsgeschäften, sondern auch andere gute Kenntnisse, namentlich eine gründliche Anleitung zu der englischen Sprache und die Bekanntschaft mit einigen der größten Schriftsteller in derselben, vorzüglich mit Richardson, dessen tugendvolle Werke einen unvergänglichen Eindruck auf ihn machten.

Er war in seinem siebenzehnten Jahre, als sein Vater ihn auf einer Geschäftsreise durch Oberitalien nach Venedig führte. So kurz diese Reise war, so viel Nahrung gewährte sie dem empfänglichen Sinn des Jünglings. Die Vorzüge deutscher Art und Sitte wurden ihm hier frühe klar an dem Abstande der italienischen. Andere Länder zu besuchen ist ihm nicht vergönnt gewesen. Es verlangte ihn sein ganzes Leben hindurch, vornehmlich England zu sehen, ob er gleich in seinem Fache das Gesetzte, Stetige des holländischen Kaufmanns weit vorzog; allein der anhaltende Drang seiner Berufsgeschäfte verhinderte die Erfüllung dieses Wunsches, die, wie er oft geäußert hat, sein Glück vollendet haben würde.

Noch ehe die Lehrzeit abgelaufen war, gab ihn sein Vater einem nahen Verwandten, auf dessen Wunsch, zum Geschäftsführer. In solcher Jugend schon beinahe selbstständig, rechtfertigte er durch stets besonnenes Handeln das Vertrauen, das man zu seiner Reife geschöpft hatte. Bald nachher trat er in die Handlung seines Vaters über, dem

bereits ein zweiter, gleich trefflicher Sohn zur Seite stand. Namhafte Verluste hatten das Haus geschwächt, aber die angestrengte und geschickte Thätigkeit der beiden Söhne, denen bei zunehmender Kränklichkeit des Vaters die Leitung zufiel, erhielt es in Ehren.

Je mehr sich Merkel dem Mannesalter näherte, desto lebhafter wurde sein Verlangen nach höherer Geistesbildung, das schon in der Schule geweckt, in der Folge aber mehr gereizt als befriedigt worden war. Zum Lesen blieb ihm nicht Zeit genug, da er nicht nur den Tag, sondern oft auch einen Theil der Nacht seinem Geschäfte widmen mußte. Lehrreicher Umgang entschädigte ihn für diese Entbehrung reichlich. Zwei Männer, deren er noch spät nie ohne Rührung gedacht hat, öffneten ihm in freundschaftlichem Gespräch den Schatz ihrer wissenschaftlichen Bildung.

Wolfgang Jäger, damals Lehrer am Gymnasium, nachher Professor zu Altdorf, war der eine. Dieser, ein gelehrter Kenner der Geschichte, vorzüglich der neueren, und scharfer Beurtheiler der Zeitereignisse, hat auf Merkels Vorstellungen von dem Zustande der bürgerlichen Gesellschaft, von dem Gehalte und dem Werthe ihrer bestehenden Formen, am meisten gewirkt. Anfangs bestürzt über das Rauhe in Jägers Urtheilen und den schneidenden Gegensatz derselben mit der gemeinen Meinung, aber eben dadurch desto mehr zu eigener Prüfung aufgeregt, gelangte Merkel zu einer seltenen Unbefangenheit und Sicherheit der Ansicht.

Mit dem andern, Ernst Friedrich Andreas Cnopf, damals Vikar zu Nürnberg, nachher Consistorialrath und Prediger zu Wien, wo ihn ein früher Tod hinweggenommen hat, verband ihn die innigste Freundschaft. An diesem für Gemüth und Verstand gleich fruchtbaren Umgange nahm auch sein schon erwähnter Bruder Theil, und eine Schwe-

ster, die mit den schönsten Anlagen begabt, aber höchst unglücklich verheirathet und dazu kinderlos, ihren einzigen Trost in dem Umgange gleichgesinnter Freunde fand.

Cnopf war vertraut mit der neueren Literatur. Gern theilte er mit seinen Freunden den Genuß der Meisterstücke der Dichtkunst, welche damals in Deutschland hervortraten und vorzüglich das jüngere Geschlecht in frohe Bewunderung versetzten. Doch war sein Geist mehr demjenigen, was ihm sein Beruf am nächsten legte, zugewandt. Er machte seine Freunde mit den neuen, helleren, oder doch freieren Ansichten der protestantischen Theologie, denen er selbst zugethan war, bekannt; mit ihrem Streben, sich auf Vernunfterkenntniß zu gründen, und mehr Tugendlehre zu werden als Glaubenslehre. Man kann sich freuen, daß ein großer Theil der Zeitgenossen von dieser Richtung umlenkt, ohne daß man darum diejenigen, welche sie damals genommen haben, anklagt. Es war bei den meisten, auch bei Cnopf, eben so viel Trieb zu lebendiger Wahrheit, als Abneigung gegen „schwache und dürftige Satzungen." Irrten sie, indem sie dieser Abneigung den Lauf ließen, und, anstatt dem Empfangenen seine alte Ehre und Kraft zu geben, sich von demselben abwandten, so war dieß ein menschlicher Fehler, der, vielleicht unzertrennlich von dem Aufstreben zu dem Rechten, auf jeder Stufe der Entwickelung sich einstellt, jeder Erneuerung vorangeht. So viel Eingang übrigens bei Merkel die Vorstellungen fanden, die er von der anziehendsten Seite durch seinen Freund kennen lernte, so blieb er doch, gleich diesem, erfüllt von Ehrfurcht gegen die christliche Offenbarung, und hielt sich daran, nicht an das, was man natürliche Religion zu nennen pflegt, sowohl in seiner eigenen Andacht, als in dem Unterrichte, den er in der Folge alle Sonntage seinen Kindern selbst ertheilte.

Nach dem Tode seines Vaters, unter den Augen seiner hinscheidenden Mutter, verlobte sich Merkel im Jahre 1783 mit der einzigen, noch sehr jungen Tochter Johannes Bepler's, dem das alte Handlungshaus Johann Sigmund Lödel durch Vermächtniß der letzten Besitzerin zugefallen war, und der ein nicht geringes Vermögen durch gute Ordnung in Geschäft und Wirthschaft ansehnlich vermehrt hatte. Die Braut war, ob sie gleich ihre Mutter früh verloren hatte, auf das häuslichste erzogen. Lange war ein Spaziergang mit ihrem Vater des Sonntags zwischen den beiden Predigten, die sie regelmäßig mit ihm besuchte, ihr einziges Vergnügen gewesen; selten waren die Besuche im Hause, noch seltener außer demselben; es wohnte darin eine schlichte Ehrbarkeit, von welcher jetzt schon weniger Spuren als Erinnerungen übrig sind, die sich gegen die Gefahr des Ueberdrusses an ihrer Einförmigkeit und Stille weniger durch ihre Abgeschlossenheit, als dadurch schützte, daß die Religion Vorsteherin des Lebens war und jeden Tag so zu sagen weihte.

Ist der Mann fähig, Bildung zu geben, so kann nichts erwünschter seyn, als daß die Frau sie von ihm empfange. Daher preist Sokrates in Xenophons Buche von der Haushaltung einen Mann glücklich, dessen Braut gar wenig gesehen, gar wenig gehört hatte, und nun gelehrig, biegsam, wißbegierig und empfänglich zu ihm kam. Eben dieses Verhältniß hat das Glück von Merkels Ehe wo nicht begründet, doch dasselbe so völlig, so dauernd und so schön, als wir es gesehen haben, gemacht. Gleichheit des Anspruches — welche in Zeiten guter Sitte die Frau nie mitbringt, sondern erst durch Würdigkeit erlangt — ergab sich hier aus gleicher gegenseitiger Hochachtung; oder vielmehr, um mit Worten eines alten Schriftstellers zu reden, jedes zog das andere sich selbst vor, und sie waren Eins.

Merkel war noch nicht lange verheirathet, als ihm durch die Versetzung Cnopf's nach Wien der Umgang entzogen wurde, der ihm der lehrreichste und daher der liebste gewesen war. Andere Freunde, an die er sich desto enger anschloß, vergüteten ihm diesen Verlust. Unersetzlich aber war ein zweiter, den er einige Jahre später durch den Tod seines Bruders Heinrich erlitt. Er schrieb drei Monate darauf an Cnopf: „Noch blutet mein Herz, wenn ich an ihn denke, wenn ich nur eine Zeile, nur einen Buchstaben von ihm sehe; noch höre ich seine letzten Worte, die von seiner übergroßen Liebe zu mir bis an den letzten Hauch seines Lebens zeugten; noch sehe ich sein Bild, wie er mit dem Tode ringt, wie die Natur sich wider die Zerstörung sträubt — wie er so sanft, so heiter, so ruhig sein Haupt neigt, und in meinen Armen dahinsinkt. Gott! mußte der frohe, muthige Jüngling, der so stark für Tugend glühte, den alles, was schön, groß und edel ist, so mächtig rührte, der so thätig für sein und Anderer Wohl war — warum mußte er gerade in der Mitte seiner Laufbahn so plötzlich abtreten, und so viel von mir und allen seinen Freunden mit in das Grab nehmen!"

Durch den Tod seines Bruders war Merkel einziger Eigenthümer der väterlichen Handlung geworden. Er vereinigte sie, nach dem Wunsche seines schon betagten Schwiegervaters mit dem Hause desselben, welches nun die Firma Lödel und Merkel annahm. Ein Brief, worin er seinem Freunde Cnopf Nachricht von dieser Veränderung gab, enthält eine Betrachtung, aus welcher sich die Denkungsart des Mannes erkennen läßt. „Die Vorsehung hat meine zeitlichen Umstände vor vielen Tausenden gesegnet, und ich bin nichts weniger als gleichgiltig dagegen; allein ich sehe auch die große Gefahr, der ich bei denselben ausgesetzt bin. So viele Beispiele des Leichtsinns, des Stolzes, der Ver-

schwendung, der Ueppigkeit so mancher Begüterter auf der einen Seite, und von allzu großer Anhänglichkeit an die irdischen Güter, Gewinnsucht, Geiz, Hartherzigkeit auf der andern Seite, prägen mir bei jedem Schritte, den ich thue, die größte Vorsichtigkeit ein, und ich bitte Gott täglich, daß er mir Weisheit und Verstand verleihen möge, ein treuer Haushalter der mir anvertrauten Güter zum Segen meiner Mitbrüder zu seyn."

Schon ein Jahr zuvor, 1786, war Merkel unter die Adjuncten des Handelsplatzes aufgenommen worden und vermöge dieser Ernennung in den größern Rath der Stadt eingetreten. Was damals beinahe nichts als Titel war — denn lange Zeit hatte den größeren Rath aus dem Besitze seiner Rechte gesetzt — wurde bald ein wichtiges Amt. Aus Veranlassung einer von dem kleinen Rathe angeordneten neuen Auflage war ein alter Streit erneuert; er ist vor dem kaiserlichen Reichshofrathe bis zu desselben Auflösung unter dem Titel: „Nürnberg Kauf- und Handelsleute contra den Magistrat daselbst, modo Genannte des größeren Rathes contra den Magistrat daselbst." geführt worden. Gegenstand dieses Streites war zunächst keineswegs die Verfassung, sondern blos die Verwaltung. Der Handelsstand begehrte Minderung der Verwaltungskosten und Verbesserung des Steuerfußes. Diesem Verlangen stand nicht nur das alte Herkommen entgegen; schon jede bestimmte Aeußerung desselben war erschwert durch das Geheimniß, das über der Verwaltung schwebte, und selbst den meisten Mitgliedern des kleinen Raths keine Uebersicht des Ganzen gestattete. Damals wurde es schon für ein Großes geachtet, daß der Reichshofrath, indem er Unterwerfung unter die Anordnungen des kleinen Rathes befahl, diesen doch zugleich anwies, die Anträge des Handelsstandes zu hören

und zu erörtern. Merkel ward mit einigen Anderen zu diesen Berathungen berufen.

Alles war ihm hier neu und beinahe fremd; es wurde ihm nur um so genauer bekannt, und die Arbeit um so leichter, je schwerer er sich dieselbe vorgestellt hatte. Oft, wenn er in der Folge daran zurückdachte, sprach er mit Vergnügen von diesen Lehrjahren* seines öffentlichen Lebens und der wohlthätigen Furcht, womit er sie angetreten.

Die Umstände wurden schwieriger, als in den Jahren, durch welche das Geschäft sich hinzog, die französische Staatsumwälzung auf Deutschland zu wirken anfieng. Einerseits fiel nun gar leicht auf jedes Begehren von Verbesserung der Verdacht der Neuerungssucht; auf der andern Seite regte, was in dem Nachbarstaate zu gelingen schien, in mancher Gegend Deutschlands übermäßige Erwartungen und Forderungen auf. Merkels Klugheit und Ansehen verdankte es der Nürnbergische Handelsstand vornehmlich, daß seine Sache auf ihrer Bahn blieb, und ohne Unterbrechung so schnell, als es die Formen jener Zeit erlaubten, fortschritt. Ein merkwürdiger Beweis dieses Ansehens und dieser Klugheit ist die Stiftung der Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Industrie. Von einigen achtbaren Bürgern war der Wunsch lebhaft geäußert worden, einen Verein zu bilden, der sich an bestimmten Tagen mit politischen Untersuchungen beschäftigte. Merkel sah eben so gut, welche Gefahr eine solche Versammlung bringen könnte, so unschuldig ihr Anfang seyn möchte, als, daß die Neigung dazu nicht leicht zu bezwingen, leichter auf einen andern Gegenstand abzuleiten sei. Er schlug eine andere Verbindung vor, die, zugänglich für Jedermann, blos die Beförderung des Kunst- und Gewerbfleißes zum Zweck hätte. Dieser Verein bildete sich sogleich aus allen Ständen, wirkte

viel und wohlthätig, indem er streng bei seiner Aufgabe blieb; von dem Clubb war nie mehr die Rede.

Nach langen Verhandlungen kam endlich ein Vertrag zwischen dem kleinen und dem größeren Rathe zu Stande, wodurch diesem sein Antheil an der gesetzgebenden Gewalt zurückgegeben, und die Finanzverwaltung einer neuen, aus Mitgliedern beider Räthe zusammengesetzten, Behörde übertragen wurde. Merkel bot, als Mitglied dieser Behörde, alles auf, um ihr die Thatkraft zu geben, die ihr bei ihrer Errichtung zugedacht war. Vergebens; die Zwietracht war unbezwinglich. Wider seinen Rath wurde eine kaiserliche Local-Commission begehrt. Er trat nach drei Jahren aus und verbat sich die Wiedererwählung standhaft.

Die Sache blieb ihm gleich werth und wichtig; er wirkte dafür unablässig und vielfach fort. Die unsäglichen Hindernisse und Zögerungen, hauptsächlich von der Art des reichsgerichtlichen Verfahrens herrührend, welches in dieser Staatssache nicht anders handelte, als in einer bürgerlichen Rechtssache, ermüdeten weder seine Hoffnung, noch seinen Eifer. Dieser gieng nie in Heftigkeit über. Merkel sah das Festhalten des Patriciates an dem Hergebrachten, als eine nothwendige Erscheinung, so ruhig an, daß keine Bitterkeit in ihm aufkommen konnte; und wie er selbst nicht haßte, so war er, seiner entgegengesetzten Meinung und Absicht ungeachtet, nicht gehaßt. Erzürnt wurde er nie durch Widerspruch, sondern nur durch den Verdacht, der sich wohl manchmal äußerte, daß er nach Theilnahme an der Regierung trachte. Der Vorwurf war in seinen Augen so ungerecht, so thöricht; er hätte sich in der Beschränkung auf das häusliche Leben, wäre nur die Verwaltung gut bestellt gewesen, so glücklich geschätzt.

Allein die öffentlichen Angelegenheiten forderten ihn anhaltend zu thätiger Theilnahme auf. Er wurde und

blieb Mitglied der Behörde, welcher die Bestreitung und Vertheilung der von 1796 an sehr drückenden Kriegslasten übertragen war. Sein Werk ist es hier vorzüglich gewesen, daß Alles durch Auflagen, nichts mit Anlehen bestritten, und die Nürnbergische Staatsschuld nicht vergrößert worden ist. Denn so wenig er die jetzt Lebenden zu außerordentlichen Anstrengungen, um die Schuld der Vergangenheit zu tilgen, verbunden achtete, so unzuläßig schien es ihm, die Last der Gegenwart, so fern sie nicht ganz unerträglich wäre, auf die Nachkommen zu wälzen.

Gleich thätig nahm er zehn Jahre lang an den Berathungen Theil, welche die Erhaltung der Selbständigkeit Nürnbergs und die Wiederergänzung seines Gebietes zum Zwecke hatten. Ob er gleich nie so fest, als einige seiner Mitbürger und Freunde, einen günstigen Erfolg hoffte, so konnte er sich doch mit Andern nicht vereinigen, welche die Unabhängigkeit schon vor Auflösung des deutschen Reiches verloren gaben, und zu Fortschritten in diesem Sinne riethen. Den ererbten Stand so lange als möglich zu behaupten, hielt er für ein Gebot der Ehre; denselben eigenmächtig aufzugeben, für einen Eingriff in die sittliche Ordnung.

Nicht unerwartet war ihm, als das deutsche Reich aufgelöst wurde, die Vereinigung Nürnbergs mit Baiern; nach seiner oft geäußerten Ueberzeugung das erwünschteste Loos, wenn einmal die Selbständigkeit nicht fortdauern konnte. Den Schmerz, mit welchem er diese untergehen sah, milderte die Betrachtung, wie schutzlos, hinfällig und kümmerlich sie in der letzten Zeit gewesen, und zugleich die Zuversicht, daß Nürnberg, dem baierischen Staate einverleibt, nicht ein Besitzthum, sondern ein Bestandtheil desselben, in dieser Umwandlung die beste mögliche Vergütung der verlorenen Selbständigkeit empfangen würde.

Diese Zuversicht blieb ungeschwächt, so empfindlich manches ihm fiel, das zunächst hierauf geschah. Er bedachte die Schwierigkeit jedes Ueberganges von einer alten in eine neue Ordnung. Selbst was er am meisten mißbilligte und beklagte, maß er nicht dem Wesen des baierischen Staates bei, der sich zu dem Rechten überall bekannte auch im Großen manche Proben seines Strebens darnach gegeben hatte, sondern theils dem Drucke von Außen, theils ungeschicktem Diensteifer mehr als übler Gesinnung Einzelner; und er sprach mit größerem Bedauern als Unwillen von solchen, die zu glauben schienen, neue Angehörige eines Staates wären ungefähr mit ähnlicher Zucht, wie gewisse Thiere, zu zähmen und einzugewöhnen.

Von nun an war Merkels öffentliche Thätigkeit auf lange Zeit beschränkter. Seit 1801 war er einer der vier Vorsteher des Handelsplatzes. Daß dieses Amt in seiner Wirksamkeit und Würde blieb, während andere alte Einrichtungen aufhörten, ohne durch andere örtliche ersetzt zu werden; daß die Gerichtsbarkeit der vier Vorsteher oder das sogenannte Marktsgewölbe unter dem Namen eines Friedens- und Schiedsgerichts bestätigt ward; und daß Nürnberg ein Handelsgericht zweiter Instanz erhielt, zu dessen Beisitzer er auch ernannt wurde; dieß erkannte er als Gabe der neuen Regierung dankbar an. Er widmete sich dem Geschäft, das ihm als Handelsvorsteher und als Mitglied des Handels-Appellationsgerichts oblag, mit großem Fleiße, dem ersteren besonders, das ihm viel Gelegenheit gab, zur Erhaltung guter Ordnung in dem Handelsverkehr auch mittelbar zu wirken. Der Rede sehr mächtig, auch ohne Vorbereitung, sprach er als Richter im Marktsgewölbe, wo alles mündlich verhandelt wird, so eindringlich, daß oft erbitterte Parteien auf der Stelle sich ver-

glichen, oft, wer Unrecht hatte, nicht nur darüber belehrt, sondern bewegt und gebessert hinweggieng.

Zu Anfang des Jahres 1808 reiste Merkel an der Spitze einer Abordnung des Handelstandes nach München, um bedeutende Abänderungen der eben eingeführten Zollordnung zu erlangen. Die Abgeordneten von andern Städten, die in derselben Absicht gekommen waren, erkannten bald in ihm den sachkundigen, beredten Mann, und stellten ihn überall voran. Sein Vortrag, reich an klaren Thatsachen, machte auf den Finanzminister, Freiherrn von Hompesch, so viel Eindruck, daß die meisten der nachgesuchten Abänderungen zugestanden wurden. Eine so ehrenhafte, durch Ueberzeugung allein bewirkte, Nachgiebigkeit der Regierung bestärkte Merkels Gesinnung gegen sie; und was er nach seiner Rückkehr von der Huld und Güte des Königs erzählte, dem er zum erstenmale seine Ehrfurcht bezeugt hatte, war nicht ohne Wirkung auf die Gemüther seiner Mitbürger.

Damals hatte die große Zerrüttung des Handels schon begonnen, deren Folgen jetzt noch fortdauern. Da durch Lasten, Sperren und Gefahren die alten Handelsstraßen großentheils ungangbar wurden, neue, die sich schnell eröffneten, oft eben so schnell wieder verlassen werden mußten, und allenthalben viele der angesehensten Häuser plötzlich fielen, so nahmen die Geschäfte mehr und mehr die Art eines Wagspieles an, worin die klügste Berechnung nichts vermochte. Merkel, der, gleich seinem 1804 verstorbenen Schwiegervater, jederzeit den mäßigsten und sichersten Gewinn dem größeren und minder sichern vorgezogen, und daher sein Geschäft bisher mit der größten Stetigkeit geführt hatte, sah diese Veränderung mit Unmuth und Besorgniß. Schwere Verluste, die er von hier an erlitt, verschlangen großentheils, was er in zwanzig Jahren wohl erworben hatte.

Gleichwohl hat sich das Vermögen, mit welchem er und sein Schwiegervater 1787 zusammengetreten waren, nicht nur unversehrt, sondern ansehnlich vermehrt gefunden.

Er verehrte mit Bewunderung und Dank in diesem Glück den göttlichen Segen. Was daran vielleicht seinem eigenen Thun zugeschrieben werden darf, ist Folgendes. Er ließ sich durch den glänzendsten Erfolg verwegener Unternehmungen in seiner Nähe, ob er gleich sie zu überbieten vermögend war, nie zu ähnlichen verleiten. Auf Zweige, die ihm fremd waren, dehnte er sein Geschäft selbst da nicht aus, wo die bisher gepflegten minder ergiebig wurden. Er blieb in allem der Sitte seines Hauses treu, unterhielt die alten Verbindungen desselben mit Vorliebe so lange als möglich, und opferte sie neuen, welche größeren Vortheil erwarten ließen, nicht auf. Er wurde selten hintergangen, weil er, obgleich nicht argwöhnisch, auf das sorgfältigste prüfte, ehe er Zutrauen gab. Am wenigsten lief er Gefahr, sich selbst zu hintergehen. Aus seinem Geschäftskreise war alle Selbsttäuschung, auch die lockendste, verbannt: ein wahrscheinlicher Verlust erschien auf seinen Büchern als ein schon gewisser, und auf Hoffnungen, auch die stärksten, wurde nie gerechnet. Er handelte daher nie mit eingebildeten, sondern nur mit wirklichen Kräften, die gewöhnlich größer, nie geringer als das Erforderniß der Geschäfte waren. Damit behauptete er einen zwar nicht großen Reichthum, aber einen solchen, den ein alter Dichter als den gesunden preist.

Sein Aufwand war beträchtlich, aber nicht von der Art, welche leicht zu übermäßiger Vermehrung führt. So abgeneigt gehaltlosem Gerede ohne Ansehen der Person, so begierig war er nach unterrichtendem Gespräch; er zog es jedem andern Vergnügen vor, und die ein solches führen konnten, waren ihm nicht nur allezeit willkommene

Tischgenossen, sondern er bemühte sich auch darum, daß sie es gern seyn möchten. Allein in Gastgeboten seine Wohlhabenheit zu zeigen, war nicht seine Weise; und ein vornehmer Mann bemerkte einst mit Verwunderung, daß er keinen Koch hätte. Von der Erziehung seiner Kinder wurde mit ungesuchter Strenge alles, was Einbildung und Eitelkeit hätte erzeugen mögen, fern gehalten. Desto geachteter und zufriedener waren in seinem Hause die Lehrmeister, wozu nur gründliche, gesetzte Leute von ihm gewählt wurden. Wie er selbst an dem, was da war und nahe lag, an dem Kreise, der ihm gezogen war, genug hatte, und auf Erweiterung nicht ausgieng, überzeugt, daß innerhalb desselben schon des Guten mehr sei, als er umfassen könne; denselben mit Kraft nüchternen Sinn hat er mit Wort und That auch in seinen Kindern zu wecken und zu nähren sich bemüht. Er bestritt die herrschenden Thorheiten nicht, indem er sie nicht für schlimmer als die vorübergegangenen hielt; gestattete ihnen aber keinen Zugang in sein Haus, wo z. B. nie ein Kinderball gehalten worden ist. Auf jene Steifheit der Sitte, die er als Jüngling noch gesehen und ungern ertragen hatte, war allmälig eine Hinlässigkeit gefolgt, die er eben so wenig billigte; was er begehrte und seiner Umgebung aufzuprägen suchte, war ein bequemer Anstand, gleich entfernt von dem Schwerfälligen und von dem Flatterhaften.

Ein ansehnlicher Theil seines Einkommens war immer Unterstützungen gewidmet, theils um Leiden zu heben oder zu erleichtern, theils um unbemittelten Fleiß auszustatten oder aufzumuntern. Mehr davon zu sagen, verbietet das ehrwürdige Andenken seiner Bescheidenheit. Er war übrigens ein strenger Aufseher der Verwendung seiner Wohlthaten, ohne daß er dadurch die Empfänger in eine demüthigende Abhängigkeit setzte; Rath, Ermahnung, Trost von

seiner, offene Rechenschaft von ihrer Seite gab ein freundliches Verhältniß.

In einem ähnlichen standen mit ihm auch viele, die keiner Geldhülfe bedurften, wohl aber eines treuen Rathes, einer sichern Leitung; er bot sich dazu nicht an; sobald es aber begehrt wurde, war es ihm Beruf. Weder hierin, noch sonst im Umgange war seine Ueberlegenheit drückend; nicht, daß er sich derselben nicht bewußt gewesen wäre; aber noch weit inniger war er seiner Schwäche als seiner Stärke sich bewußt, und daß alle gute, alle vollkommene Gabe uns von oben herab komme.

Suchen wir Merkels Vorzüge in einen Begriff zu fassen, so wird es hohe Besonnenheit seyn, die nicht in der blosen Kraft besteht, die Gedanken zu sammeln und zu richten, sondern vielmehr in einer das ganze Leben regierenden Stimmung, gebildet aus klarer Einsicht, welche nur bei reinem Gemüthe möglich ist, mit Hülfe desselben aber Wahrheit und Werth, Maß und Verhältniß der Dinge erkennt, umfaßt und vergegenwärtigt. Diese Besonnenheit, den griechischen Weisen Inbegriff der Tugend, macht, was vielleicht das höchste Lob in unserer Sprache ist, den ganzen Mann.

Das Greisenalter übernahm ihn früher, als sein starker Körperbau und die Mäßigkeit seiner Lebensart erwarten ließ. Allein die Folgen übergroßer Thätigkeit, besonders allzu angestrengter Arbeit in der Jugend, welche sich schon zuvor gemeldet hatten, wurden sogleich nach dem sechzigsten Jahre andringender. Mancherlei Kummer war hinzugekommen, der die Gesundheit, nicht der Seele, aber des Leibes, angegriffen hatte; etwas davon ist schon oben berührt; viel Unglück in seiner Verwandtschaft, das ihm auch großen Schaden an Vermögen zufügte, war das schmerzlichste gewesen. Die Freude und der Trost seines Alters

waren seine zehen Kinder, alle von guter Anlage, sieben Söhne und drei Töchter, deren älteste ihm Enkel gegeben hatte, an denen er mit Wonne die Keime und Vorzeichen des Guten wahrnahm. Nachdem er 1817 seine zwei ältesten Söhne zu Gesellschaftern der Handlung aufgenommen, und ihnen mit wohlbegründetem Vertrauen einen großen Theil seines Geschäfts übertragen hatte, ergab er sich ruhiger in die nun merkliche Abnahme seiner Kräfte, und war auf das Herannahen dessen, was er nicht als Auflösung, sondern als Vollendung ansah, stets gefaßt. Aber noch einmal wurde er zu nützlicher Wirksamkeit für das gemeine Wohl berufen.

Die Verfassungs-Urkunde des Königreiches war erschienen, als kaum erst bekannt geworden war, es werde daran gearbeitet. Sie erfüllte vieler guter Bürger, auch Merkels liebste Hoffnung. „Ich halte," schrieb er am 30. Mai 1818, „den Tag, an welchem sie verkündet worden ist, und ich sie beschworen habe, für einen der wichtigsten meines Lebens. Das Ganze derselben übertrifft meine Erwartungen, wenn ich gleich mit mehreren einzelnen Punkten nicht einverstanden bin.. Ein großer Schritt zum Besserwerden ist gethan; nun ist dem ganzen Volke ein Vaterland, ein gemeines Wesen gegeben, und ein Feld eröffnet, wo es die größten und erhabensten Tugenden üben kann. . . . Ich freue mich ebenso, als wenn ich selbst noch thätig seyn könnte."

Ueberzeugt, daß er das nicht mehr seyn könne, ließ er sich durch das dringendste Zureden nicht bewegen, unter den Vorständen der Gemeinde, so erfreulich ihm die Wiedereinsetzung derselben war, eine Stelle anzunehmen. Seinen Rath gab er gern zu den Einrichtungen und Vorkehrungen, die nun zu treffen waren. Der Regierungs-Präsident des Rezatkreises, Graf von Drechsel wußte diesen

Rath zu schätzen, und was für beide noch ehrenvoller ist, er hatte ihn gesucht. Merkel erwiederte das Vertrauen, das ihm dieser Staatsbeamte schenkte, mit voller Ergebenheit. Als hierauf ein Abgeordneter der Stadt zum Landtage zu ernennen war, fiel die Wahl fast einstimmig auf Merkel. Er verbat sie, indem er seine Hinfälligkeit vorstellte: die Wählenden beschickten ihn zum andern male, riefen ihn in ihre Mitte, umringten ihn, nannten ihn den Vater Merkel und ließen nicht ab mit Zurufen und Bitten. Mehr gerührt, als überzeugt, ergab er sich endlich; unbesorgt um die Gefahr, die seiner schwachen Gesundheit drohte, nur bekümmert durch den Gedanken, daß er dem großen Berufe nicht mehr gewachsen sei.

Indessen zu Anfang des Landtages war er wie verjüngt. Zum Mitgliede des Steuerausschusses erwählt, nahm er an den so mühsamen als wichtigen Arbeiten desselben auf das lebhafteste Theil. Als aber das Geschäft sich tief in den Sommer verzog, die Sitzungen häufiger und länger wurden, überhaupt die Anstrengung wuchs, da zeigte sich, daß nicht körperliche Lebenskraft, sondern zum Nachtheile derselben die Begeisterung allein ihn gehoben und gestärkt hatte. Er war ermüdet, fast erschöpft; gleichwohl hielt er aus, und fand sich in den Versammlungen regelmäßig ein.

Seine Wirksamkeit ist auf dem Landtage nicht gering, obwohl nicht hervorragend gewesen. Sie beschränkte sich keineswegs auf Rede und Abstimmung in dem Ausschusse und in der Versammlung. Vielleicht größer als dort war sie in häufigen Unterredungen mit mehreren Abgeordneten, deren Vertrauen ihm sein Ruf, noch mehr seine Bekanntschaft gewann. In dem Gepräge von Rechtlichkeit und Billigkeit, von biederem, geradem, häuslichem Sinne, das an dem Ganzen der Verhandlungen der Kammer der Abge-

ordneten nicht zu verkennen ist, wird auch das Andenken dieser Wirksamkeit fortdauern. Voll dankbarer Ehrfurcht gegen den erhabenen Stifter der Verfassung, hielt Merkel für Unrecht, die Befugnisse der Stände zu überschreiten, oder auch nur auf Erweiterung derselben, so wünschenswerth sie scheinen möchte, auszugehen; für Recht aber, und noch mehr für Pflicht, den Kreis dieser Befugnisse ganz einzunehmen, ganz auszufüllen. Frieden und Einklang wünschte er; aber ohne Ueberzeugung oder dawider, aus Gefälligkeit zu stimmen, achtete er nicht allein für pflichtwidrig, sondern, als den Saamen aller Parteiung, für verderblich. An einigen der wichtigsten Beschlüsse, z. B. demjenigen, welcher die Pensionen und den Vortheil aus derselben Heimfall der Staats-Schuldentilgungs-Kasse zuwies, hat er großen Antheil gehabt.

Nürnberg war auf, ihn festlich zu empfangen, da er vergnügt, aber krank, zurückkehrte. Einem königlichen Beschlusse, dem die Stände-Versammlung fast einmüthig beigestimmt hatte, verdankte die Stadt die lang ersehnte Herstellung des alten Zinsfußes ihrer Forderungen an den Staat. Um so froher war der Empfang des Abgeordneten. Umsonst verbat er sich die Ehren, die ihm bereitet waren; aber seine Rede war Ablehnung des ihm gesprochenen Lobes, Hinweisung auf die Regierung, welcher das Verdienst, wie der gegebenen Verfassung, so der unschätzbaren, der Stadt Nürnberg erzeigten, Wohlthat gebühre.

Seine Rückkehr war ihm durch die Geburt des ersten Enkels, der seinen Namen trug und bald darauf durch die Verlobung seiner zweiten Tochter noch mehr erheitert. Aber die sichtbare Erschöpfung seines Körpers erfüllte die Seinigen mit banger Ahnung. Noch lange nährten seinen Geist Erinnerungen vom Landtage; Erfahrungen, die, wie er oft sagte, an gedrängter Mannigfaltigkeit alle frühere

seines Lebens übertrafen. Kam darauf das Gespräch, so war er wach und frisch wie in den Tagen der Gesundheit. Auch versah er seine Aemter und nahm sich der Handlungsgeschäfte an, und wenn sein trefflicher Arzt dagegen einsprach, so erinnerte er, daß Thätigkeit für ihn das erste Bedürfniß sei, Unthätigkeit schon Anfang des Todes wäre.

Zu Ende des Novembers nahm die Entkräftung schnell zu, manchmal indessen schien er sich wieder zu erholen. Allein das waren nur Augenblicke, wo der Geist seine Macht bewies. Jeder Tag des neuen Jahres zeigte anhaltendes, jedoch beinahe schmerzloses Fortschreiten des Uebels.

Am 10. Jänner gab er seine letzten Wünsche kund. Er empfahl seinen ältesten Kindern die jüngeren, segnete sie und bat, daß sie ihm den Abschied nicht durch Ausbrüche ihrer Wehmuth erschweren möchten. In der Mitte der Seinigen entschlief er sanft am 16. Jänner 1820.

Seine Bestattung am 20., so nahe dem festlichen Empfange nach der Rückkehr vom Landtage, ist nicht minder feierlich gewesen. In dem Trauergeleite, dem ansehnlichsten, das in Nürnberg gesehen worden, in den Ehren, die am Grabe seinem Verdienste erwiesen wurden, hat sich die dankbare Anerkennung desselben auf das Würdigste geäußert.

6.

Johann Merkel, Bürgermeister in Nürnberg.

1839.

Johann Merkel, geb. in Nürnberg den 18. November 1785, war der älteste Sohn Paul Wolfgang Merkels, Kaufmanns und verordneten Vorstehers des Handelsplatzes, und Margarethens, geborner Bepler. Vater und Mutter, eben so ernst als zärtlich in der Liebe zu ihren zahlreichen Kindern, erzogen dieselben mit derjenigen Sorgfalt, an welcher man die über der Kinder Seelen wachende Treue der Eltern erkennt. Was Johann Merkel oft in seinem Leben, und so auch noch kurz vor seinem Abscheiden bekannte: „sein Vater sei sein bester Freund gewesen, derselbe habe ihn beständig zur Gottesfurcht ermahnt", das war der Ausdruck des ganzen Verhältnisses, worin der Vater zu seinem Hause stand. Es wurden keine besondern Erziehungskünste angewandt, aber den Kindern war eine ununterbrochene Aufmerksamkeit ge-

widmet. Hinwiederum war diese Aufmerksamkeit nicht von kleinlicher, noch ängstlicher Art; die freie Bewegung der Kinder war nicht gehemmt, die Munterkeit des zarten Alters nicht eingeengt; nur in den Hauptsachen fanden die Kinder des Vaters Willen so fest, seinen geraden Sinn sich so sehr immer gleich, die Mutter so ganz einstimmig mit dem Vater, durch beide den Ton und Geist des Hauses so sittlich und so gleichmäßig, daß ihnen die Gewohnheit eines guten Verhaltens bald zur andern Natur wurde. Sie sahen den Vater nicht nach Laune oder nach augenblicklichen Einfällen, auch nicht für den Genuß oder allerlei Zerstreuung leben, sondern mußten es, wiewohl unbewußt, schon früh bemerken, daß er den Pflichten seines Berufs denselben willigen und vollständigen Gehorsam leiste, welchen er von seinen Kindern erwartete. Ebenso fanden sie die Mutter demselben Willen unterthan und freudig in ihrem häuslichen Berufe. Sie selbst war in völliger Unwissenheit über den Vermögensstand ihres Vaters aufgewachsen, und als diese Unwissenheit aufhörte, eben so bescheiden wie zuvor geblieben: es war ihr natürlich, zu haben, als hätte sie es nicht, oder als müßte sie das zeitliche Gut nur für Andere verwalten. Noch in späteren Jahren gieng sie im Hause nicht besser gekleidet, als manche der dürftigen Personen, welche Almosen von ihr empfiengen; und auch in großer Leibesschwachheit gebrauchte sie nur mit einiger Scheu ihren Wagen zu Besuchen, die sie in der Stadt machte, und gieng, wo möglich, immer zu Fuße. Durch diesen Geist des Hauses war nicht nur alles Gemeine und Unlautere fern gehalten, sondern auch den Kindern jede Lockung zum Uebermuth erspart. Es wurde auf das Essen und Trinken kein Werth gelegt, auch war dasselbe kein Gegenstand der Unterhaltung; die Tafel war nicht selten stattlicher besetzt, aber nur für Gäste und Haus-

freunde, die jederzeit willkommen waren; ja wenn besonders schönes Obst aus dem Garten oder sonst etwas Selteneres auf den Tisch kam, war es der erste Gedanke des Vaters, wen man damit erfreuen könnte. Alles Sinnliche war so untergeordnet, daß die Kinder erst bei gereifter Willenskraft diejenige Lebensansicht kennen lernten, welche dasselbe obenan setzt. Unter unbemittelten oder minder wohlhabenden Verwandten stand der Vater nicht blos durch sein Vermögen, sondern mehr noch durch seinen Geist und seine Gesinnung als das Haupt mehrerer Familienkreise da; und während er allen thätige Liebe bewies, ja mehrere Verwandte ganz erhielt, verrieth keine Miene und kein Wort den Kindern seine überlegene Stellung; sie bewahrten das natürliche Gefühl der Hochachtung für diejenigen, denen der Vater als Seinesgleichen begegnete, und der Unterordnung unter die Familienglieder von reifem Alter. Die Gehülfen des Handelsgeschäftes wurden so behandelt, daß ein Kind des Hauses nie auf den Gedanken kommen konnte, sie als abhängige Personen zu betrachten. Ja auch die Dienstboten galten den Kindern als solche Leute, denen man folgen und mit Achtung begegnen müsse. Durch diesen Ton des Hauses wurde den Kindern allerdings das Ringen mit der eigenen Sinnlichkeit und der Einfluß der Außenwelt nicht erspart, aber gegen beide hatten sie so einen mächtigen Beistand, und sie konnten das Bessere immer wieder finden, da es von der kindlichen Liebe, womit alle die elterliche Zärtlichkeit erwiederten, unzertrennlich, und durch ein so lebendiges und so ehrwürdiges Beispiel empfohlen war.

Der Vater, selbst ein unermüdeter Arbeiter, wollte seine Kinder baldmöglichst und zweckmäßig beschäftigt wissen; und so wurde Johann Merkel bald nach Vollendung seines fünften Jahres zuerst einem Privatlehrer, und

dann, sobald es seyn konnte, dem Gymnasium übergeben. Es war in ihm eine ungemeine Erregbarkeit sowohl der Vorstellungen als der Empfindungen. Seine Auffassung war schnell und scharf, die Aufmerksamkeit stets auf den Mittelpunkt der Sachen gerichtet. Hiedurch machte er bei seinen Lehrern geschwinde und bedeutende Fortschritte. Er behielt, wie sein Vater, von dem Gymnasialunterrichte her eine Vorliebe für das Lateinische, dessen logischtreffende Ausdrucksweise einem hellen und konsequenten Kopfe besonders zusagt. Im Privatunterichte kamen nachher bald die lebenden Sprachen, die französische, italienische und englische, hinzu, und es war, wenn man ihn später sprechen hörte, leicht zu erkennen, daß er viele Anlage hatte, sich die Eigenthümlichkeiten fremder Sprachen anzueignen. Außerdem lernte er Zeichnen und Musik.

Wie seine leibliche Organisation bei einem ziemlichen Maße von Kraft doch zart war, und Stimme und Bewegung immer etwas Gerundetes und Mildes hatte, so zeigte sich auch schon im Knabenalter sein Gemüth weich gestimmt, von aller Derbheit und Heftigkeit abgewendet, für die Freundschaft offen, an die gewonnenen Freunde anhänglich. Wo es unter den Gespielen Streit gab, der in gewaltsame Reibung auszubrechen drohte, oder gar schon mit den Fäusten ausgefochten wurde, da war Johann Merkel jederzeit der Friedensstifter, der die hitzigen Gegner zu begütigen, das gute Vernehmen durch seine Zusprache herzustellen wußte. Eben so gab er sich Mühe, die Gespielen zu allerlei gemeinschaftlicher Lust zu vereinigen, besonders in dem Garten, den die Eltern seit 1797 besaßen. Die eigenthümliche Anlage seines Geistes zum Anordnen, mochte es nun ein Vergnügen oder etwas Anderes seyn, trat schon in früher Jugend bei ihm in der Art hervor, daß Andere ihm gern den Vortritt darin einräumten, oder vielmehr,

daß ihm das Geschäft, anzugeben, was man vornehmen, oder woran man sich ergötzen wollte, gleichsam von selbst zufiel. Dabei gab sich sein von Natur liebreicher Sinn durch eine im Knabenalter seltene Dienstfertigkeit, so wie durch die Freigebigkeit zu erkennen, womit er seinen Freunden Geschenke machte. Für diese war seine Theilnahme so leidenschaftlich, daß er einst darum eine ganze Nacht in Thränen zubrachte, weil er einen Gespielen, mit dem er auch bis zum Tode durch die treueste Freundschaft verbunden geblieben ist, an einer Geschwulst im Gesichte leidend getroffen hatte.

Nach seiner Konfirmation trat er, vom Vater zum kaufmännischen Berufe bestimmt, aus dem Gymnasium. Er sollte die ganze Lehrzeit außer dem elterlichen Hause in einer damals in Ansehen stehenden Handlung zubringen. Vor dem Eintritte in dieses Haus schickte ihn der Vater am Ende des Jahres 1799 mit einem vertrauten Gehülfen seines Geschäfts auf eine Handelsreise nach Baiern, Tyrol und Italien, ohne Zweifel in der Absicht, dem Sohne eine allgemeine, wenn auch für jetzt noch dunkle Vorstellung von der Berufsthätigkeit zu machen, deren Anfänge und Einzelheiten er jetzt erlernen sollte. Wie es seinen Jahren natürlich war, faßte er auf dieser Reise die Abweichungen der Lebensweise von der heimathlichen Sitte, die neuen Unannehmlichkeiten, dazu die Berge, die Gewässer, die Alterthümer noch mehr in's Auge, als die kaufmännischen Geschäfte; doch ward sein Gesichtskreis dadurch erweitert, und das Bestreben, die empfangenen Eindrücke in Briefen und in einem Tagebuch wiederzugeben, entwickelte in ihm die damals schlummernde, später aber zu einem vorzüglichen Grade ausgebildete Darstellungsgabe. Nachdem er voll Sehnsucht und Freude in die Arme seiner Eltern zurückgekehrt war, widmete er sich mit Eifer der Erlernung

der Handlung, und kam nach etlichen Jahren, in denen er seine Lehrzeit rühmlich bestanden, in das väterliche Haus zurück, um von da an thätigen Antheil an den Geschäften seines Hauses zu nehmen.

Hatte er bisher, ganz seiner Bestimmung hingegeben, nach der bescheidenen Sitte der damaligen Zeit während seiner Lehrjahre die Belustigungen der Erwachsenen nur aus der Ferne mit angesehen, so daß ein Besuch im elterlichen Hause fast seine ganze Erholung ausmachte: so öffnete sich ihm jetzt gleichsam erst die Welt mit Allem, was sie von erlaubten Genüssen darbietet. Trotz der Anziehungskraft dieser Dinge vermochte er es doch, mit ungetheilter Aufmerksamkeit bei der Berufsarbeit zu bleiben, die Zerstreuung und Erholung dagegen nicht als etwas Nothwendiges zu betrachten, sondern als etwas Zulässiges, das genossen werden könne, wenn man den Pflichten des Berufs wirklich und vollständig Genüge gethan habe. Der Vater freute sich der Selbständigkeit, welche der Sohn mehr und mehr entwickelte; sein Vertrauen zu ihm wuchs in dem Verhältniß, in welchem seine Thätigkeit und Tüchtigkeit zum Geschäfte sich mehr hervorthat, und nachdem diese auf einer Handlungsreise nach Wien im Jahre 1807 sich besonders erprobt hatte, vertraute ihm der Vater einen Theil der Dispositionen und der Korrespondenz.

Indessen empfand Johann Merkel gar bald das Bedürfniß, die Stunden, welche ihm die Berufspflicht übrig ließ, durch eine geistige Thätigkeit auszufüllen: worin ebenfalls der Vater sein Vorbild war, der nicht nur selbst möglichst viel las, sondern auch überall den Umgang der gebildetsten und kenntnißreichsten Männer suchte, und noch in späteren Jahren eine Veranstaltung traf, um eine fortwährende Uebung im guten französischen Ausdruck zu haben.

Der im ganzen Leben Johann Merkels hervorleuchtende Trieb, sich zu bilden, äußerte sich mit besonderer Stärke etwa von seinem zwanzigsten Jahre an. Er las die Schriften von Herder und Johannes Müller, und neben Schiller und Goethe auch Dichter zweiten Ranges, wie Salis, Matthisson, Voß, und fand großes Gefallen an idyllischen Schilderungen eines engbegränzten und zufriedenen Lebens, wie sie bei dem letztgenannten vorkommen. Solche Gedichte prägten sich zum Theile wörtlich und vollständig seinem Gedächtnisse ein. Auch im Umgange mit Seinesgleichen suchte er Gewinn für geistige Bildung. Denn ob er gleich durch Munterkeit und Witz, wie durch seine Gutmüthigkeit, in der Gesellschaft beliebt war, erkannte er doch leicht, daß wenigstens nichts Förderndes in derjenigen Unterhaltung sei, welche sich auf zufällige Tagesgespräche beschränkt, und daß dieselbe die Urtheilskraft sogar oft schwäche, anstatt die Meinungen des Einzelnen zu berichtigen. Da nun mehrere junge Männer seines Alters, und gleichfalls dem Kaufmannsstande angehörig, mit denen er vorzugsweise umgieng, dasselbe Bedürfniß empfanden, so untersuchte er mit diesen gemeinschaftlich, wie es anzufangen wäre, daß ihre Zusammenkünfte nützlich und angenehm zugleich für sie werden möchten. Und so kamen sie auf den Gedanken, ihrer Gesellschaft, die sie von da an, im Anfange des Jahres 1805, Eos, und später Hesperus nannten, einen bestimmten Zweck zu geben, und sämmtlich sich zu einer gewissen Thätigkeit für diesen Zweck, „die Erhebung des Geistes über das Gewöhnliche", zu verpflichten, ohne daß jedoch dem Einzelnen in der Art und dem Maße seiner Leistungen ein Zwang auferlegt würde. Sie kamen Mittwoch Abends von sechs bis acht Uhr, meist auch an den Nachmittagen des Sonntags zusammen, brachten theils eigene Arbeiten in gebundener und ungebundener

Rede, theils auch Uebersetzungen und Auszüge aus schönwissenschaftlichen Schriften mit, trugen dieselben vor, und besprachen sich darüber. Indem nun jeder nach seinen Kräften sich bestrebte, zu dem gemeinschaftlichen Zwecke etwas beizutragen, was den Beifall der Freunde gewinnen könnte, begannen sie mehr und mehr, in der Auswahl dessen, was jeder für sich las, und im Lesen selbst einer bestimmten Richtung zu folgen, und darum mit größerem Nutzen zu lesen, während andererseits die Versuche, den Freunden haltbare Ansichten vorzutragen und das Bestrittene zu verfechten, nothwendigerweise zu größerer Klarheit der Gedanken und zur Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks führten. Und, wie das in der Natur des menschlichen Geistes gegründet ist, in der Verfolgung eines ernsthaften Zweckes fand sich auch der Scherz von selbst ein. Die Versammlungen der Freunde waren durch eine ungewöhnliche Heiterkeit belebt.

Mit dem Beginne der männlichen Jahre schloß sich Johann Merkel noch zwei andern Kreisen in seiner Vaterstadt an, welche, zwar in der Art und den Mitteln ihrer Wirksamkeit verschieden, doch in ihren allgemeinen Zwecken übereinkamen. Der eine davon, die Industriegesellschaft, welche im Jahre 1792 gestiftet worden, hatte sich's zur Aufgabe gemacht, die Manufakturarbeiten in der Stadt zu zu verbessern, ihren Absatz zu erweitern, und die Produkte in größter Wohlfeilheit und in möglichster Vollkommenheit herzustellen, hauptsächlich aber alle diejenigen in Nürnberg bis dahin noch nicht verfertigten Artikel zu einem Eigenthum des Gewerbfleißes seiner Mitbürger zu machen, die nur immer durch die Geschicklichkeit der vorhandenen Arbeiter hervorgebracht werden könnten. Johann Merkel suchte als Mitglied, später auch als Vorstand der Industriegesellschaft diese ihre schöne und mit vielfachem Erfolg be-

lohnte Thätigkeit auf's eifrigste zu befördern, indem er insbesondere darauf drang, daß die nationale Eigenthümlichkeit unseres Kunstfleißes in der Vaterstadt bewahrt werden möge. Darum war er ein Gegner großer Fabrikanstalten. „Fabrikarbeiter", sagte er in einer im Jahr 1817 gehaltenen Rede, „können weder ihren Wohlstand bedeutend vermehren, noch sich zur Selbständigkeit emporschwingen: sie haben also keinen Anlaß, sich mehr anzustrengen, als ihre Handarbeit von ihnen fordert; sie bleiben nicht selten auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur stehen, und sind wie vernunftbegabte Lastthiere zu betrachten, die ihre Arbeit thun und vegetiren. Nur die Besitzer der Fabriken genießen den Lohn der Arbeit und Mühe, während den tausend fleißigen Gehilfen ein beklagenswerthes Loos zu Theil wird, während sie dem Hunger und dem Elende preisgegeben sind, sobald der Handel stockt, und die Fabriken stille stehen. Der Nürnbergische Bürger verschmäht es, sich irgend Jemanden zum Eigenthum hinzugeben, und seine Existenz mit einer Anstalt zu verbinden, welche von dem Willen und von dem Schicksale eines Einzigen abhängt. Der alte reichsstädtische Sinn hat daher nie große Fabrikanstalten begehrt. Jeder Handwerksmann war Herr in seinem Hause; er konnte Künstler werden in seinem Fache; Wohl und Wehe lag in seiner eigenen Hand, je nachdem er mehr oder minder geschickt in seiner Profession zu werden trachtete." —

Der andere Kreis war die von seinem Vater mit mehreren vorzüglichen Männern im Jahre 1789 gestiftete Freimaurerloge zu den drei Pfeilen, welche ihn im Jahre 1807 als Mitglied aufnahm. Wenn die Industriegesellschaft seiner Liebe zur Vaterstadt eine willkommene Gelegenheit und Anlaß bot, sich thätig zu erzeigen, so reizte ihn hier neben der Aussicht auf eine weiterhin sich erstreckende

Wirksamkeit auch das besonders, daß die neue Verbindung seinem Verlangen nach Erkenntniß Befriedigung zu versprechen schien. Er las von da an vorzugsweise maurerische Schriften, und saß Nächte lang über den Akten der Loge. „Ich war", schrieb er noch acht Tage vor seinem Tode, „von dem Ernste, womit mein Vater von dem Bunde sprach, von der Innigkeit, womit ihm meine Mutter zugethan war, schon frühe zu ihm hingezogen, und ich kann wohl sagen, daß ich ihm mit Leib und Seele beigetreten war. Ich erkenne es als eine große Wohlthat, daß mich meine Eltern nicht vor den Jahren selbständig, oder, wie man zu sagen pflegt, zum eigenen Herrn gemacht haben. Als ich in die Loge trat, war ich in der Zeit des Uebergangs, und größtentheils durch diese Verbindung wurden mir nun die neuen Eindrücke des gesellschaftlichen Lebens entschieden. Sie war mir eine beständige Weckstimme gegen die Sicherheit und das Einschlafen des sinnlichen Menschen. In den gefährlichsten Jahren der Jugend, da ich viele Reisen machte und unter Menschen kam, die ihren sinnlichen Lüsten wenig Zügel anzulegen gewohnt waren, hat mich der beständige Ruf zur Ehrbarkeit des Wandels und der Gesinnung mächtig geschützt; und wenn ich Manches unterließ, wozu mich Jugend, Lust und Unerfahrenheit hätten verleiten können, so gebührt die Ehre, zunächst Gott und meinen Eltern, der Verbindung, die mich gerade in den gefährlichsten Jahren wie ein Schutzgeist begleitete. Ich kam auch mit Männern von Ansehen und Würde durch sie in genaue Bekanntschaft und ausgebreiteten Briefwechsel. Alle Reisen, die ich seit dieser Zeit gemacht habe, sind bezeichnet mit Erweisungen der schützenden und bildenden brüderlichen Liebe." Da er auch hier, vom Auswendigen und minder Wesentlichen nicht befriedigt, den Kern und eigentlichen Gehalt der Sache aufsuchte, so kam er von selbst auf

historische Forschungen über die Freimaurerei, mit denen er sich viele Jahre eifrig beschäftigte. Die Frucht dieser seiner Untersuchungen trachtete er, besonders als Meister vom Stuhl, welche Würde er mehrmals einnahm, der Verbindung selbst wieder zuzuwenden. Er suchte sowohl unmittelbar auf dem Platze, als durch die Korrespondenz die alte Genossenschaft von dem Eiteln und Falschen, was spätere Zeiten ihr umgethan haben, zu reinigen, und sie zu ihrer ursprünglichen Einfalt, ihren praktischen und reinmenschlichen Zwecken und Bestrebungen zurückzuführen: wie er denn besonders darauf bedacht war, daß junge Mitglieder in einer den Geist weckenden und nährenden Thätigkeit erhalten und unwesentliche Formen niemals in der Gestalt wichtiger Angelegenheiten behandelt werden möchten.

Obgleich er als Sohn eines so geachteten Vaters und wegen seiner persönlichen Eigenschaften in engerem wie im weiteren Kreise eine durchaus entgegenkommende Gesinnung fand, und ohnedieß ihm nichts fehlte, was das Leben von außen angenehm machen kann; obgleich er auch in einer angestrengten Thätigkeit lebte, welche sonst das Gemüth heiter zu stimmen pflegt: verbreitete sich doch etwa um die Zeit, da er fünf und zwanzig Jahre alt war, ein gewisses Unbehagen über sein ganzes Wesen, das zwar hier und da für Augenblicke zurücktrat, wenn eine muntere Gesellschaft ihn aufregte, dafür aber desto mehr in einsamen Stunden vorherrschte. Ein Freund, der die Zerstreuung für die Quelle der Heiterkeit hielt, äußerte die Meinung gegen ihn, daß er zu viel lese; man könne ihn in der Gesellschaft gar nicht mehr genießen. Da er selbst an dem Handelsgeschäfte thätig eingreifenden Antheil nahm, so mochten wohl die Sorgen des Vaters in einer für den Handel so beengenden Zeit, wie jene war, auch ihm oft das Herz schwer

machen. Aber der unbewußte Grund seiner Mißstimmung, in der er mit sich selbst nicht minder unzufrieden war, als mit den Umständen, lag ohne Zweifel darin, daß der Glaube, durch dessen Kraft er späterhin mitten in schweren Leiden eine ungetrübte Heiterkeit bewahrte, um diese Zeit in ihm noch nicht erweckt war. Er klagte über sich, daß er bei wichtigen Epochen nicht mehr so innig wie früher beten, daß er beim Genuß des heiligen Abendmahls sich nicht erwärmen könne. Bei freundschaftlichem Umgang mit mehreren wegen ihrer Rechtschaffenheit geachteten Geistlichen stand er doch außer der Kirche. Die Vormittage des Sonntags verwandte er mehrentheils auf Besorgung der Korrespondenz für die Loge, die Nachmittage zur Bewegung in freier Luft. Und obwohl im Hause jeder Tag mit Gebet begonnen und beschlossen wurde, und die aufrichtige Gottesfurcht des Vaters durch das ganze Haus durchwirkte, empfand Johann Merkel dennoch eine gewisse Leere in seinem Innern, welche er bald so, bald anders auszufüllen suchte. Er sah Manche von denen, mit denen er aufgewachsen, bereits verheirathet, durch die Liebenswürdigkeit ihrer Frauen, theilweise auch durch Kindersegen beglückt. Es ergriff ihn oft eine tiefe Sehnsucht nach der Verbindung mit einem weiblichen Wesen, dem er sich ganz und gar vertrauen könnte. Auch erklärten ihm die Eltern wiederholt ihren Wunsch, eine Wahl von ihm getroffen zu sehen. Aber ungeachtet er für weibliche Anmuth einen offenen Sinn hatte, fand er für's erste immer noch nicht die Jungfrau, deren Geist und Gemüth ihn ganz befriedigt hätte. Und da im Ganzen doch die weltliche Ansicht des Lebens um diese Zeit bei ihm noch die vorherrschende war, so fürchtete er, nicht so viel vom Ertrage des Handelsgeschäfts ansprechen zu können, als zur Führung eines eigenen Haushaltes ihm damals nothwendig schien. Auch ver-

langte ihn gar sehr, noch mehr von der Welt zu sehen, bevor er Ehemann und Vater würde. Denn wiederholte Reisen, in den Jahren 1810 und 1811 nach Oestreich, Ungarn, Böhmen, Sachsen und Preußen gemacht, hatten ihn meist unbefriedigt gelassen, wenn sie gleich seine Kenntniß der Sachen und der Personen im Allgemeinen vermehrten. Der Vater wünschte dem Sohne das zuzuwenden, was ihm auf derselben Altersstufe bei großem Verlangen darnach nicht zu Theil geworden war; und es wurde beschlossen, daß er in den ersten Monaten des Jahrs 1815 nach England reisen sollte. Die Ausführung dieses neuen Vorhabens wurde zwar noch auf unangenehme Weise verzögert. Es hatte sich nämlich schon länger eine Anlage zu rheumatischen und Unterleibsbeschwerden bei Johann Merkel gezeigt, die gerade damals sich mehr und mehr entwickelte. „Das lästige Uebel", schreibt er im Januar genannten Jahrs an einen Freund, „das mir durch's ganze Leben folgen wird, raubt mir Muth und Freude." Die Gicht warf ihn auf ein hartes Krankenlager, und ließ ihm, als der heftige Anfall der sorgfältigen ärztlichen Behandlung und der Pflege der Seinigen wich, eine große Ermattung und Schwäche zurück. Zur Vollendung der Kur verordnete jetzt auch der Arzt eine größere Reise; und so trat er im Anfang Mai 1815 die Reise nach England an, begleitet von einem Freunde, Gottlieb von Scheidlin, dem Sohne eines verwandten Handelshauses in Wien. Schon von Leipzig aus konnte er berichten, welche wohlthätige Stärkung ihm die Reise gewährte, und während seines Aufenthalts in den Hansestädten, in den Niederlanden, sowie nach seiner Ueberfahrt, konnte er immer bessere Nachrichten von sich geben. Als er in England war, schrieb der Vater am 1. September: „Mein lieber Sohn! Sei freundlich gegrüßt in dem großen, einzigen Inselreich, die-

sem Sammelplatze des Großen, des Erhabenen und alles dessen, was Reichthum und sinnlicher Genuß und stolzes Bewußtseyn der Macht hervorzubringen vermag. Staune über die großen Mittel zum kräftigen Wirken, die einzelnen Menschen in die Hände gelegt sind, und überzeuge dich dabei, daß nicht deren Größe, sondern nur deren weise Anwendung verdienstlich ist, und unsere Bewunderung verdient, und daß der Ueberfluß an irdischen Gütern weit öfter zum Unglück wird, als der Mangel derselben, und daß doch ohne Tugend, Demuth und Mäßigkeit kein Glück auf dieser Erde zu finden ist. Du wirst freilich über Manches in Bewunderung gesetzt werden, und dir selbst sehr oft als klein und unbedeutend vorkommen, wie es denn auch wirklich so ist; allein das hat nichts zu sagen. Man kann in jedem Zustand edel denken und handeln; und wer niedrig steht, kann nicht hoch fallen, und wer mäßig ist und sich genügen läßt, ist reich, und wer weniger Bedürfnisse hat, hat weniger Sorgen, und wer weniger Sorgen hat, lebt glücklicher und kommt weniger in Versuchung, unrecht zu handeln. Du wirst Gelegenheit genug haben, Weisheit zu lernen und dir nützliche Lehren zu abstrahiren. Ich bin begierig, den ersten Eindruck zu vernehmen, den dieses merkwürdige Land auf dich gemacht. Mögest du recht vergnügt und heiter in demselben seyn!" Der Eindruck war so, wie ihn der Vater gewünscht hatte. Denn ungeachtet Johann Merkel die genauesten Beobachtungen über die Art und die Wege des Handels anstellte, und solche in umständlichen Berichten an den Vater niederlegte, auch für das Handlungshaus ansehnliche Geschäfte theils einleitete, theils abschloß, wurde er doch von dem Charakter, den er bei englischen Kaufherren alter Art fand, von der Nüchternheit und Einfachheit ihrer Unternehmungen, auch von ihrem Familienleben, ihrer strengen Sonntags-

feier, viel mehr angezogen, als von der Pracht und dem Reichthum, der sich überall seinen Augen darbot, während ihm andrerseits gar Manches sich kundgab, wodurch das Leben in der Heimath viel wünschenswerther erschien. Bevor er jedoch, mit einer Menge neuer Erfahrungen bereichert, die er auf's sorgfältigste aufzuzeichnen bedacht war, zu den Seinigen zurückkehren konnte, fiel Gottlieb von Scheidlin in eine bedenkliche Krankheit, welche nach kurzer scheinbarer Besserung mit verstärkter Gewalt ausbrach, so daß derselbe seine Auflösung erwartete. Johann Merkel bot Alles auf, ihn von dem Gedanken an den Tod abzubringen, konnte aber doch dem Freunde nichts mehr erweisen, als daß er seine letzten Grüße und Wünsche an den alten Vater, der nur mit banger Besorgniß den Sohn hatte ziehen lassen, so wie die Verfügung über seinen Nachlaß niederschrieb, die derselbe, obwohl in der Hitze des Fiebers, mit Ergebung in Gottes Willen und ruhiger Fassung angab. Er starb, neun und zwanzig Jahre alt, am 17. Oktober 1815, und wurde in der Familiengruft eines verwandten englischen Hauses bestattet. Dieses Ereigniß erschütterte Johann Merkel heftig und trübte den fernern Aufenthalt in England. Er feierte im November seinen Geburtstag und den Eintritt in sein ein und dreißigstes Lebensjahr zu Liverpool mit dem Gedanken, daß schon die größere Hälfte seines Lebens verflossen sein möge. Im Anfang des Jahres 1816 kehrte er über Calais und Paris in die Heimath zurück.

Das eheliche Glück, wonach er sich so lange gesehnt hatte, ward ihm zwei Jahre nach der Rückkehr von dieser Reise zu Theil. Anna, die Tochter des Rugamtssecretairs Held, hatte ihre Mutter frühzeitig verloren, welche auf dem Sterbebette dieses ihr Kind ganz besonders der Treue und Liebe ihrer Freundin, der Mutter Johann

Merkels empfohlen hatte. So brachte Anna Held immer einige Tage in der Woche im Merkel'schen Hause zu, von der Hausmutter als eine Tochter, von den Töchtern als eine Schwester geliebt. Johann Merkel verlobte sich mit ihr, nachdem er seiner Eltern freudige Zustimmung erhalten hatte, am 21. Juni 1818, und feierte seine eheliche Verbindung am 18. Oktober desselben Jahres. Die Sittenreinheit, worin er jederzeit gelebt, die Wachsamkeit über seine Wünsche und Empfindungen, die er sich auferlegt hatte, belohnte sich jetzt in dem überströmenden Gefühle des Glücks, das ihm diese Verbindung gewährte, und das er auswärtigen Jugendfreunden mit den lebhaftesten Ausdrücken anpries. Neunzehn Jahre später urtheilte er strenger über seine damalige Stimmung, obgleich er seines ehelichen Glücks alle Jahre und bis in seine letzten Stunden immer froher wurde. Einem Freunde, der ihm seiner Tochter Verbindung anzeigte, schrieb er: „Ich verstehe Deinen Sinn, wenn Du sagst, daß sie einem ernsten Hausstande entgegengehe. Aber ich glaube, daß, wenn man unter „„ernst““ schwer, bedenklich versteht, dann ihr Hausstand viel weniger ernst sei, als bei Solchen, die ein reiches Auskommen vor sich haben. Es ist ein großes Glück, wenn man mit gewissen Sorgen diesen entscheidenden Schritt thut; ich weiß aus meiner eigenen Erfahrung, mit welchem vor den Menschen verborgenen und in ganz solide Form gezwängten Uebermuth ich in den Ehestand getreten bin. Jedes nicht rohe Gemüth wird, sobald eine Sorge eintritt, zu Gott gezogen; das habe ich an mir selbst erfahren; früher war meine Gottseligkeit gar arm.“ Diesen Zug von oben und nach oben empfand er übrigens auch damals schon, wenn er gleich nachher sich einer gewissen Lauheit in der frühern Zeit anklagte: frohe Erlebnisse trieben ihn zum Danken; und Sorge und Angst blieben auch

nicht aus, welche ihn nöthigten, im Gebete Trost und Erleuchtung zu suchen. Denn als am 1. August 1819 seine Gattin, für die er sehr gefürchtet hatte, ein gesundes Knäblein gebar, als der Jammer plötzlich in Freude verwandelt war, und sein Vater den ersten Enkel seines Namens auf den Arm nahm und segnete: da meinte er zuviel des Guten auf einmal empfangen zu haben. Und so lockte ihn in seinem nicht ganz zwanzigjährigen Ehestande, der im Ganzen mit zehn Kindern gesegnet war, manche frohe Erfahrung zum Lob und Preise Gottes, dem er nach seines Vaters Beispiel jeden Morgen sein Danklied sang, und mit diesem Singen und Beten sich und die Seinen für den angetretenen Tag empfahl. Aber noch wirksamer war der Zug zum Gebet, welcher vom zweiten Jahre seines Ehestandes an durch allerlei Sorgen und Kümmerniß an ihn kam. Als sein Erstgeborner, den er mit so großer Wonne begrüßt hatte, in kräftiger Entwicklung fünfzehn Monate alt geworden war, drohte ein heftiger Krankheitsfall das Leben des Kindes schnell wieder zu zerstören. Hier besonders lernte er sich im Gebete demüthigen, und empfand zugleich stärker als zuvor die Wohlthat des Betens. Auch ward seine Bitte erhört: das Kind genas, um von da an in ungestörter Gesundheit zu erblühen. Doch kam von dieser Zeit an noch genug Anderes nach, was den einmal begonnenen Zug erhielt und verstärkte. Die Kräfte seines Vaters waren durch den Landtag von 1819 erschöpft worden, und der 16. Januar 1820 war der Tag seiner Auflösung. So groß auch die Furcht vor diesem Augenblick gewesen war, so wirkte doch der schwere Schlag auf Johann Merkel anders als er selbst gedacht hatte. „Haben wir nicht Ursache“, schrieb er am 10. Oktober desselben Jahres an einen Freund, der in Augsburg seinen Vater verloren hatte, „Gott zu preisen, und seine Führung zu bewundern? Es wird dir

am Sarge deines Vaters gewiß so zu Muthe seyn, wie es mir vor drei Vierteljahren war: ich war ganz aufgelöst in Anbetung und Danksagung. Erst vor Kurzem habe ich den erbaulichen Lebenslauf des seligen Herrn Lödel gelesen, der 1727 verfaßt worden ist. Der Parentator zählte auf, was das größte Glück für den Menschen sei: eine ehrliche Geburt, eine christliche Erziehung und ein seliges Ende; für das Andre kann der Mensch selbst sorgen. Alles dieses hat Gott unsern Vätern verliehen und noch weit mehr. Der Herr hat Großes an ihnen gethan; Sein Name sei gepriesen!" Auch war das nächste Jahr, in welchem er für's erste mit einem seiner Brüder das Handelsgeschäft übernahm, so gesegnet, daß er dasselbe wegen der Erfolge seiner Unternehmungen mit Lob und Dank beschließen konnte. Aber es folgten minder günstige Umstände und solche Zeiten, in denen auch die wachsenden und schweren Sorgen des Berufs ihn antrieben, die menschliche Unmacht zu erkennen und von Gott allein Hilfe und Trost zu erwarten. Seine Stellung war eine andere, als die des Vaters gewesen war: er fühlte die ganze Last der Verantwortlichkeit, welche durch die Verwaltung eines Eigenthums, das nur zum kleinen Theil das seinige war, in einer bedrohlichen Zeit auf seinen Schultern lag. Und da er in einer Periode aufgewachsen war, die mit der Umwandlung aller politischen Verhältnisse auch dem Handel eine neue Gestalt gab, da jener feste und ruhige Gang, in welchem bis dahin die Betriebsamkeit eines soliden Hauses eine gesicherte Einnahme gewährt hatte, jetzt einer schwankenden, die unerwartetsten Wechselfälle herbeiführenden Bewegung, oder einer unbeweglichen Stille und Ermattung Platz machte: so fand er es seinem Gewissen angemessener und der Ehre des Handlungshauses, für die er bis zu seinem Lebensende eifrig besorgt war, zuträglicher, zuzuwarten und zu erhal-

ten, als sich in viele größere Unternehmungen einzulassen. Aber auch im Handelsgeschäfte trieb ihn Alles an, das Unvergängliche zu suchen. Nicht blos im Mißlingen von Dingen, auf die er seine ganze Kraft gewendet hatte, sondern auch im Gelingen dessen, was ihm keine Mühe gekostet hatte, erkannte er, „wie gar nichts alle Menschen sind, die doch so sicher wohnen."

Seine vornehmste Anlage, welche sich auch mit jedem Jahre mehr ausbildete, war die zur Verwaltung. Dieß wurde schon im Jahre 1816 erkannt, da die Polizeidirektion ihn mit in den Wohlfahrtsausschuß berief, welcher gegen Hunger und Theurung die wirksamsten Mittel auffinden und deren Anwendung überwachen sollte. Johann Merkel war eines der thätigsten Mitglieder dieses Ausschusses, dem man die trefflichsten, auch von der Stadtgemeinde allgemein anerkännten Anstalten verdankte. Im Jahre 1818 wurde er Marktsadjunkt, und in demselben Jahre Mitglied des neugebildeten Magistratskollegiums. Die Stelle als Magistratsrath mußte er aufgeben, als er im Jahre 1825 Marktsvorsteher wurde, wogegen er im Jahre 1833 unter die Gemeindebevollmächtigten aufgenommen und von diesen zu ihrem Vorstand erwählt wurde. Dreimal, in den Jahren 1822, 1825 und 1828, wurde er durch das Vertrauen seiner Mitbürger als Abgeordneter zu den Ständen des Königreichs, und sechsmal, vom Jahre 1832 an als Landrath, dann im Jahre 1835 als zweiter Bürgermeister erwählt, worauf er von der Stelle eines Marktsvorstehers abtrat. Das ihm natürliche Ebenmaß, die strenge Rechtlichkeit und Billigkeit seiner Grundsätze, dabei der klare Verstand, die Sachkenntniß, die Gabe des Vortrags, wodurch er, ohne je sich vorzudrängen, auch unter einer zahlreichen Versammlung bemerklich wurde, veranlaßten überall, wo er mit Andern gemeinschaftlich zu arbeiten hatte, immer

die Uebertragung wichtiger Geschäfte an ihn, die er denn auch jederzeit mit einer solchen Theilnahme des Gemüthes und mit solchem Eifer besorgte, wie wenn sein eigenes Wohl ganz und gar davon abhienge. Dieß war besonders bei den Landtagen von 1825 und 1828 wahrzunehmen, wo er anfangs über die große Verantwortung erschrack, die mit der Uebertragung der ihm anvertrauten, sehr bedeutenden Referate auf ihn gelegt war, aber eben dadurch nur zu einer desto gründlicheren Untersuchung der Sachen, zu unablässiger Arbeit bei Tag und Nacht, und zum Gebet und Flehen um göttliche Erleuchtung angetrieben wurde. Auch fand er sich hiedurch so gestärkt, daß er die Ergebnisse und Folgerungen seiner Untersuchung mit aller Kraft der Ueberzeugung vertheidigen konnte, ohne je in Bitterkeit zu gerathen. Vor der Berathung über die Zollordnung, da ihm eine zahlreiche Partei gegenüberstand, verrieth sein Nebensitzer im Ständesaale, ein Mann von ländlicher Arglosigkeit, gegen ihn selbst, wie an diesem Tage debattirt werden sollte, indem er sagte: heute solle es über die Kaufleute hergehen. Johann Merkel begnügte sich, durch Anführung dieser Aeußerung in seinem Vortrag zu beweisen, daß er die ihm widerstrebende Partei, ihre Absichten und Verabredungen kenne. Da es die Ueberzeugung war, in welcher er sprach, so konnte auch das ihn nicht bedenklich machen, daß diejenigen, welche durch hohe Zollsätze der Industrie aufhelfen zu wollen behaupteten, sich als warme Freunde des Vaterlands geberdeten, und auf ihn dagegen den Schein fallen lassen wollten, als vertrete er, der Kaufmann, der auf niedere Zollsätze drang, nicht das Wohl des Ganzen, sondern seinen Stand allein. Er sah keinen Grund hierin, von dem, was ihm als das Wahre, Nützliche und Ausführbare erschien, deßwegen abzugehen, weil seine Absichten verdächtigt werden konnten. Er gieng ge-

rade aus, und so blieb und mehrte sich das Vertrauen aller derer zu ihm, welche eben so wie er das Beste des Landes im Herzen trugen.

Die Landrathsverhandlungen boten ihm Anlaß zu einer noch entschiedener hervortretenden Wirksamkeit. Jedesmal zum Secretair dabei gewählt, hatte er auf die Art und den Gang der Berathung nächst dem Präsidenten den größten Einfluß; und das Geschäft der Redaktion der Verhandlungen, wie die Führung des Protokolls gab ihm nicht nur Gelegenheit, sondern nöthigte ihn sogar, diesen Arbeiten das Sigel seines eigenthümlichen Wesens aufzudrücken. Denn die Elemente dieser Versammlungen, bei viel geringerer Anzahl der Mitglieder, als auf dem Landtage, verschiedenartiger in Wesen und Bildung, während doch alle in Einer Richtung sich zusammenfinden sollten, bedurften gerade einer solchen Persönlichkeit, die neben dem entschiedenen Grundsatze, Jeden in seiner Art gewähren zu lassen, und bei gewinnender Form des Umgangs und Verkehrs die Einheit des Zwecks überall festzuhalten, die Aeußerungen lokaler und individueller Wünsche und Bestrebungen in die dem Ganzen ersprießliche Bahn einzuleiten geschickt war. Meinungen, die er dem vorliegenden Zwecke nicht entsprechend fand, wußte er durch klare Auseinandersetzung in Freundlichkeit abzulenken, aus minder klaren Gedankenreihen das Wesentliche und Fruchtbare herauszufinden, Manchen für das als richtig Erkannte dadurch zu gewinnen, daß er dasselbe als seinen eigenen Wunsch empfahl, wie wenn mit einer für's Gemeinwohl gegebenen Stimme ihm selbst eine Wohlthat erwiesen würde. Was so in den Berathungen ermittelt war, verarbeitete er mit einer Anstrengung, die ihn öfters bis nach Mitternacht am Schreibtisch hielt, und mit einer Schnelligkeit, welche die Landrathsverhandlungen bedeutend abkürzte, dabei auch in

einer Form, welche bei umfassender, gründlicher und gerader Darstellung der Sachen die Bitten und Beschwerden des Landraths vom Scheine der Neigung zum Widersprechen an und für sich ganz frei erhielt. Von ähnlicher Art, wiewohl nicht so durchwirkend, ist seine Thätigkeit bei der Generalsynode im Jahre 1836 gewesen.

Doch schien keine öffentliche Stelle gerade einen solchen Mann wie Johann Merkel gleichsam selbst zu verlangen, wie die eines zweiten magistratischen Vorstandes, die mit dem Ende des Jahrs 1835 erledigt wurde. Als die allgemeine Stimme der Bewohner von Nürnberg ihn als den bezeichnete, von dem man die gedeihlichste Führung dieses Amts erwarte, und als die Wähler zu erkennen gaben, daß ihre Meinung ganz dieselbe sei: da konnte es freilich nicht anders seyn, als daß die Masse von Arbeiten, die ihm bevorstand, und die Größe der Verantwortung, dabei die Nothwendigkeit, die thätige Theilnahme am Handelsgeschäft fast ganz aufzugeben, ihm schwere Bedenklichkeiten über diese zu erwartende Wahl erregte, um so mehr, da seine Kräfte nicht mehr ganz dieselben wie in früherer Zeit waren. Aber er folgte dem wirklich nun ergehenden Rufe, weil er in der Einstimmigkeit der Wahl Gottes Willen zu erkennen glaubte. Wie er sodann als zweiter Bürgermeister sein Amt verwaltet habe, wird durch die erste Hälfte der Rede am besten gezeigt, womit er am 24. März 1836 dasselbe antrat:

„Indem ich an diese Stelle trete, fühle ich die Größe und Schwere der Verpflichtung, welche sie mir auflegt. Ich erkenne aber auch das beschränkte Maß meiner Kräfte, und würde daher eine solche Aufgabe und in einer Zeit, welche ungewöhnliche Leistungen fordert, nicht ohne Besorgniß übernehmen, wenn ich irgend einen Schritt gethan hätte, um mich in diese neue Lage zu versetzen. Da ich aber sicht-

lich durch eine göttliche Fügung berufen worden bin, meiner geliebten Vaterstadt in den nächsten sechs Jahren als zweiter Bürgermeister zu dienen, so bin ich auch gewiß, daß Gott mir an Einsicht und Kraft zulegen wird, was mir fehlt, damit ich mein Amt Ihm zum Wohlgefallen führe; denn in der Hoffnung auf Ihn habe ich den Ruf angenommen, und trete ich auch nun das neue Amt freudig an. — Der wohl erwogene Wille der Vertreter der Gemeinde beruft einen Bürger, der durch ein bürgerliches Geschäft in ihrer Mitte gewurzelt ist, an die Spitze der Verwaltung des Vermögens der Stadt und ihrer meisten Stiftungen, und zugleich zum zweiten Vorstand des Magistrats, nicht in Opposition gegen die Vorzüge, welche der gelehrten Bildung, mit Recht, auch im Magistrat eingeräumt sind, sondern um die gemeinsamen Bestrebungen zum allgemeinen Besten zu verstärken, wie denn die aus den Kräften der gewerbetreibenden Bürgerschaft genommene Einsicht, Kraft und Erfahrung durch alle Abstufungen des öffentlichen Lebens bis zur Gesetzgebung hinauf mit Einfluß und Ehre bekleidet worden ist. Dem zweiten Bürgermeister liegt aber besonders ob, seine Stellung wohl zu erwägen. Sie fordert von ihm nicht, daß er durch die gelehrten Bildungsanstalten gegangen, also für den öffentlichen Dienst schulgerecht gebildet, sondern nur, daß er ein treuer und tüchtiger Verwalter, ein ernster und verständiger Mann von unbescholtenem Rufe sei. Wenn daher die Person und der Wandel im öffentlichen Dienste je angesehen wird, so unterliegt vor Allem der zweite Bürgermeister diesem Urtheil. Er soll durch Gottesfurcht, welche der Weisheit Anfang, die rechte Klugheit ist, durch Sittenreinheit und Berufstreue seine Stelle ehren, und dadurch sich die öffentliche Achtung erwerben, welche seiner Wirksamkeit erst den rechten Erfolg verschafft. In dem Kollegium, welches

die Bürgerschaft dem Magistrat gegenüber repräsentirt, wohnt in der Regel ein so zarter Sinn für diese moralischen Eigenschaften, daß es eine der wichtigsten Aufgaben des Berufs ist, den ich übernehme, dadurch das Vertrauen zu befestigen, ohne welche mein Amt die schwerste Bürde meines Lebens seyn würde. Mit diesem Vertrauen aber werde ich es mit Freuden führen. Ich hoffe, auch nicht ohne Segen. Es sind zwar meist materielle Interessen der Verwaltung übertragen; aber der Geist, der in ihr waltet, wenn er der rechte ist, wirkt, wie alles sittlich Gute, in weitere Kreise, selbst über den Gesichtskreis hinaus, den man mit sterblichem Auge überschaut. Wie dieser Geist in den Familien durch mehrere Generationen hindurch erkannt werden kann, so ist es auch in dem öffentlichen Leben; und in der Geschichte Nürnbergs bis auf die neueste Zeit könnte der große Einfluß sehr oft nachgewiesen werden, welchen der Geist der öffentlichen Verwaltung auf die Bürgerschaft gehabt hat. Es ist jetzt ein allerwärts reges Streben, den äußeren Wohlstand und dadurch die Genüsse des Lebens zu erhöhen. Bei den großen Fortschritten in Gewerben, Kunst und Wissenschaft ist das auch in der Ordnung. Dabei ist es als eine der edelsten Aufgaben der öffentlichen Verwaltung zu betrachten, durch den Geist, der in ihr wirkt und von ihr unbemerkt ausgeht, auch den innern Wohlstand neu zu begründen, den innern Werth des Menschen, den guten Schatz des Herzens, der, über äußere Schicksale erhaben, ein unvergängliches Besitzthum ist, ja durch den der äußere Wohlstand erst zur Wohlfahrt wird."

Als er so gesprochen hatte, war Niemand in der Versammlung, der nicht empfunden und anerkannt hätte, wie durchaus wahr in seinem Munde diese Grundsätze waren; und Niemand hat sich hernach gefunden, den nicht seine

Amtsführung überzeugte, daß er diesen Grundsätzen vollkommen treu blieb.

Ungefähr vom vierzigsten Lebensjahre an erfolgte in seinen religiösen Ansichten eine bedeutende Umwandlung. Ein fester Glaube an die göttliche Vorsehung, sowie die Ueberzeugung, daß wir nichts durch uns selbst haben und vermögen, und die Beziehung der Handlungsweise auf Gottes Willen war ihm schon vor dieser Zeit Herzensbedürfniß. So suchte und verehrte er auch in der Natur seinen Schöpfer; die stille Pracht des Sternenhimmels, den er häufig durch gute Fernröhre betrachtete, die mächtigen vaterländischen und angrenzenden Gebirge, welche er öfters von München aus besuchte, erweckten ihn jederzeit zur Bewunderung der Größe Gottes. Doch die Offenbarung Gottes in Seinem Worte, obwohl niemals gering von ihm geachtet, wurde ihm erst von jener Zeit an, und zwar alle Tage mehr, das einzige Licht auf seinem Lebenswege. Den Anfang dazu machte eine genauere Beobachtung seines eigenen innern Wesens. So oft auch er erkannt hatte, wie oberflächlich und zufällig das Urtheil der Welt sei, so fand er doch in sich ein Verlangen, vor diesem Richterstuhl gut zu bestehen, und eine gewisse Furcht vor diesem Urtheil. Ebenso merkte er darauf, wie überhaupt auch solchen Empfindungen, die man für gewöhnlich als edle Gefühle betrachtet, die Eigenliebe zu einem großen Theile beigemischt sei, wie er insbesondere in den Personen, welchen er als den nächstverbundenen eine herzliche Zuneigung widmete, doch wieder sich selbst liebe. Als im März 1825, wo die Pflicht ihn längere Zeit entfernt vom Hause hielt, sein fünftes Kind — das vierte war im Januar 1824 gestorben — zur Welt kam, empfand er bei dem frohen Ereigniß ganz besonders seine Unwürdigkeit gegenüber der Güte Gottes. „In mir", schrieb er, „singt Alles Gottes

Liebe und Gottes Güte. Gott ist tausendmal gnädiger und liebevoller gegen mich, als ich mit meinem trotzigen und verzagten Herzen verdiene. Ich wiederhole mir jeden Tag das Gebet: O Herr, ich bin zu gering aller deiner Treue; denn ich weiß nicht, wie ich ihrer würdig bin und werden kann. Wenn mich mancher verdrießliche Vorfall trüb stimmen will, so denke ich an Gottes Güte und ich bin dann immer beschämt über meinen Kleinmuth." Da er so anfieng, mehr als zuvor bei sich selbst einzukehren, veränderte sich auch sein Urtheil über die Menschen und den Weltlauf: er wurde strenger und milder zugleich. Einerseits legte er nun den Maßstab des göttlichen Willens an alles Größere und Kleinere, was unter seinen Augen vorgieng, und gestand der weltlichen Klugheit kein Recht zu, einen Theil der irdischen Dinge gleichsam als ausgesondert für sich zu nehmen, und nach ihrer Weise zu behandeln. Die Selbstüberhebung der kurzsichtigen Menschenklugheit, der Mißbrauch edler Namen zu eigensüchtigen Zwecken, die große Lüge, wie er die Götzendienerei des Egoismus zu nennen pflegte, erfüllten ihn mit desto größerer Entrüstung, je mehr ihn selbst verlangte, im Gehorsam gegen Gottes Gebot fester und treuer zu werden. Andrerseits erkannte er in seinem eigenen Herzen die Anfänge aller der Uebel, die zusammen als das Böse in der Welt hervortreten: und so glaubte er nie schonend genug über Andere urtheilen, und seinem Gott für alle Mahnungen, die sein Herz rührten, nie demüthig genug danken zu können. Indessen suchte er für's erste auf dem Wege der Heiligung zu Gottes Wohlgefallen durchzudringen, und gedachte durch Lehren der heiligen Schrift, die er fleißiger las, an seiner Besserung zu arbeiten, wozu er neben den Psalmen eine Zeit lang vorzüglich das apokryphische Buch Jesus Sirach gebrauchte.

Es war auch jetzt noch der Glaube an die Vorsehung, welchen er durch die Betrachtung des göttlichen Wortes und durch fortgesetzte Selbstprüfung mehr im Einzelnen ausbildete. So schrieb er im December 1827, da dieselben Pflichten wie 1825 ihn sehr lange Zeit von Frau und Kindern entfernt hielten: „Es ist mir dießmal, wenn es anders nicht noch kommt, bei weitem nicht so schlecht zu Muthe, als sonst. Ich habe mir Mühe gegeben, mir einzuprägen, daß ich nicht mir, nicht einmal der Sache, die ich treibe, sondern eigentlich nur Gott diene, und da ist mir auf einmal ein Licht geworden, das ich vorher nicht gesehen habe. Ich hielt mich zuvor für einen Diener der Sache, und da trieb und drängte und ängstigte es mich so sehr, daß ich hätte verzweifeln mögen. Ich machte Alles zu meiner eigener Angelegenheit: ich ärgerte mich, wenn ich bösem Willen, ich grämte mich, wenn ich großen Hindernissen begegnete, und meine Träume wie mein Erwachen führten mich gleich beängstigend auf den Gegenstand meiner Sorgen. Bisher ist es mir aber gelungen, den Gedanken festzuhalten, daß Gott allein Alles macht und leitet, und daß Alles zum Besten führt, was Er macht. Wenn ich Ihn dann gebeten habe, mir zu zeigen, was Er will, und wenn ich mich bestrebe, zu thun, was mir obliegt, so bin ich über den Ausgang der Sache ruhig, und mich quälen weder Verdruß bei Tage, noch ängstliche Träume bei Nacht. Ich glaube, es ist die höchste Lebensweisheit, gewissenhaft das Seine zu thun, und alles Andere Gott zu überlassen; dabei kann man ruhig leben und sterben. Wenn ich doch beständig auf diesem Wege bleiben könnte! Freilich muß man dabei nichts für sich haben wollen, Alles Gott anheim geben, sich bei allen Seinen Führungen beruhigen, und Ihn beständig vor Augen haben.“ Indem er so durch Erwägung und Erkenntniß des göttlichen Wil-

lens sich zu fördern bemüht war, und durch das Bekämpfen alles Unlautern, das er in und an sich wahrnahm, in einen bessern Zustand und zu einer gewissen Empfindung des göttlichen Wohlgefallens durchzudringen gedachte, ward ihm das innere Auge in der Art geöffnet, daß er die Größe seiner Sündhaftigkeit, und eben damit die Unmöglichkeit erkannte, durch eigene Anstrengung, durch Erfüllung des Gesetzes, oder mit andern Worten, durch die Rechtschaffenheit der Gesinnung und des Wandels vor dem gerechten und heiligen Gott zu bestehen.

Er hatte bis zum Frühling des Jahres 1828, da er gewöhnlich lieber zu Hause durch das Lesen sich erbaute, als in die Kirche gieng, meist solche Predigtbücher gebraucht, worin zur Pflege der Tugend Anleitung gegeben, der Kern christlicher Offenbarung aber in den Hintergrund gestellt war. Jetzt las er am Sonntage Oculi die Predigt über Luc. 11, 14—28 in dem 1827 erschienenen „Predigtbuch zur Beförderung der häuslichen Andacht von Chr. P. H. Brandt", welche nach Anleitung des Textes das Thema abhandelt: Jesus treibt die Teufel aus durch Gottes Finger. Er empfand sogleich, daß eine solche Predigt, welche das in Jesu Christo erschienene Heil abhandelt, ganz anders zu Herzen gehe, als dasjenige, was sich ihm bisher als Predigt des göttlichen Worts dargeboten hatte, und daß gerade die Lehre vom Erlöser es sei, wonach sein Herz unbewußt sich gesehnt hatte. Er las weiter in dem Buche mit steigendem Antheil, und lernte auf ähnlichem Wege Arndt's Gebete kennen; und da er überall fand, wie alle die einzelnen Lehren göttlicher Weisheit, die er bisher auch einzeln sich anzueignen gesucht hatte, sich da um den Mittelpunkt aller Offenbarung, die Lehre von Jesu Christo, zusammenreihten und ordneten, gieng ihm eine Erinnerung aus früher Jugend lebhaft in der Seele auf: er fand in

solchen Schriften bestätigt, was er schon vom Großvater und vom Vater als Grund und Sigel des Glaubens der evangelischen Kirche hatte rühmen und empfehlen hören. „Es ist nichts Neues“, schrieb er am 1. Mai 1828, „es ist ihr Erbtheil; gottlob, daß ich es habe!“ Von da an suchte er durch unablässiges Forschen in der heiligen Schrift, besonders neuen Testaments (das er jetzt auf Reisen und bei weiteren Gängen auf das Land immer mit sich führte), und durch das Lesen solcher Bücher, deren Verfasser sich an das einfache Bibelwort halten, tiefer in den Sinn der göttlichen Offenbarung zu dringen, während er zugleich sich um mündlichen und schriftlichen Verkehr mit bibelgläubigen Theologen bemühte. Er lernte jetzt erst den Schatz kennen, den die evangelische Kirche in den Liedern ihrer glaubensstarken Dichter vom sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert besitzt, und pflegte von da an nicht nur zur Morgenandacht zu Hause, sondern auch wo immer möglich bei'm Gottesdienste, den er jetzt fleißig besuchte, die alten Lieder mit den Worten der Dichter, die sie gemacht hatten, zu singen, nicht eben, weil ihm das Alte an sich lieber war, als das Neue, sondern weil er in dem Alten den Geist und die Sprache der heiligen Schrift, im Neuen aber das Bestreben fand, sich dem Geschmacke der Welt auf Kosten des geoffenbarten Glaubens anzubequemen. Und da er in der heiligen Schrift die einzige Quelle aller Erkenntniß von Gott und Seinem Willen ehrte, so wurde er jetzt dem Bekenntnisse nach wirklich, was er bisher nach der äußeren Verbindung gewesen war, ein Glied der christlichen Kirche nach dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse, indem er glaubte und bekannte, daß er als ein von Natur sündhafter und zu allem Bösen geneigter Mensch durchaus unvermögend sei, durch eigene Kraft den gerechten Anforderungen des göttlichen Willens zu genügen, daß aber Jesus

Christus, der eingeborne Sohn Gottes, der zu aller Menschen Heil in die Welt gekommen sei, durch das freiwillig übernommene Leiden und Sterben auch an seiner Statt der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit genuggethan, die Last der Sünden und ihrer Strafen auch von ihm genommen und ihm mit Gottes Wohlgefallen die Hoffnung ewiger Seligkeit zuwegegebracht habe; daß Gott ihm das aus lauter Gnade und Barmherzigkeit, ohne irgend einen Anspruch von seiner Seite, gewähre, ja daß der Glaube selbst, mit dem er das in Christo erschienene Heil sich zueigne, wieder nur ein Gnadengeschenk von oben sei. In diesem Glauben trachtete er nicht nur sich selbst täglich fester zu gründen, sondern ihn auch in engerem und weiterem Kreise auszubreiten, wie er denn namentlich die Verpflichtung, für die Heidenbekehrung mittelbar zu wirken, ebenfalls anerkannte und mit gleichgestimmten Freunden eine solche Mitwirkung dafür einleitete. Doch wenn gleich Gottes Gnade an ihm mächtig und fühlbar war, mußte er vielfach empfinden, wie tief gewurzelt der Eigenwille, wie schwer die wahre Demüthigung, wie hartnäckig das Festhalten des natürlichen Menschen an einer gewissen Selbstgenügsamkeit sei. Er hatte gerade darum mehr mit sich selbst zu kämpfen, weil seiner Bekehrung nicht ein sündliches, sondern ein ehrbares Leben vorangegangen war, und mußte oftmals durch das Widerstreben des eigenen Herzens gegen den Zug der göttlichen Gnade betrübt werden, damit er immer mehr lernte, daß, was bei den Menschen unmöglich ist, bei Gott möglich sei.

Es kamen in den letzten acht Jahren seines Lebens allerlei Kümmernisse und schwere Erfahrungen, in denen er die Absicht des Herrn erkannte, seinen Sinn vom Irdischen und vom Eigenwillen abzuziehen, und ihn nach dem Unvergänglichen begieriger zu machen. Der Tod seiner Mut-

ter und zweier verheiratheter Schwestern in einem Zeitraume von fünfzehn Monaten, dann drückende Sorgen, die mehrere Jahre anhielten, besonders auch die eine ganze Reihe von Jahren anhaltende Furcht, die längst schon angegriffene Körperkraft seiner treuen und zärtlich geliebten Gattin erliegen zu sehen, dienten ihm zu einer fortwährenden Prüfung des Glaubens, welcher jedoch allezeit durch Gottes Wort, und nicht blos durch innere, sondern oft auch durch äußere Erquickungen mächtig gestärkt wurde. Denn die irdischen Sorgen, denen er als den Zugaben zu seinem Berufe sich auf keine Weise entziehen konnte, waren immer nur der dunkle Durchgang zu einem um so helleren Erscheinen der göttlichen Gnade und Hülfe; und die Lebenskraft seiner Gattin, die, wie in der Gesinnung überhaupt, so insonderheit im Glauben ganz mit ihm einstimmte, wurde gerade da wunderbar gestärkt, wo dieselbe am meisten erschöpft zu seyn schien, und wo ihm ihre treue Pflege am nöthigsten zu werden begann.

Während sie selbst, durch die Geburt ihres zehnten Kindes sehr erschöpft, darniederlag, kündigte sich im Herbste des Jahres 1836 das Uebel, das dem Leben Johann Merkels ein Ende machen sollte, durch eine heftige Halsentzündung an. Die Gefahr ließ jetzt seine Gattin ihre eigene große Schwachheit vergessen, und es wurde ihr wunderbare Kraft verliehen, in dem von nun an fast ohne Unterbrechung steigenden Leiden aufrecht zu bleiben. Denn die Entzündung wich zwar den angewandten Mitteln; aber das Kind, von Geburt an schwach, starb am 12. Februar 1837. Auch nahm die wuchernde Entartung der Lymphdrüsen (sarcoma medullare), welche anfangs unbedeutend geschienen hatte, im Jahre 1837 sehr schnell zu, und man bemerkte mit Schrecken, daß die Mandeln in demselben Verhältnisse innen anschwollen, und das Schlingen, Ath-

men und Sprechen erschwerten, wie außen die Drüse sich ausbreitete, ohne daß die fleißig angewandten äußern und innern Mittel auch nur einen Stillstand hervorzubringen vermochten. Nachdem er am Pfingstfeste Vormittags die Kirche besucht und ein dringendes Geschäft auf dem Rathhause abgethan hatte, und von dem Gange und der warmen Luft ermattet heimgekommen war, nahm die Beengung im Rachen am Abend und besonders in der Nacht dermaßen zu, daß er am frühen Morgen des Pfingstmontags selbst nach einer Operation verlangte, vor der er bis dahin immer große Abneigung geäußert hatte. Auch hier bewährte sich die Kraft des gläubigen Gebets. Als er Nachmittags die Messer erwartete, die über ihn kommen sollten, wandelte ihn ein Grauen an. Doch er gieng in seine Kammer und rief Den, der gesagt hat: „Ohne mich könnet ihr nichts thun", an, daß Er seine Verheißung: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen", an ihm erfüllen wolle. Er ward auf die Stelle Jes. 41, 10. geführt: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott: ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit." Nun wurde er ein andrer Mensch: die Furcht war weg, und er empfand fast gar keinen Schmerz, als ihm sieben Stücke von den geschwollenen Mandeln ausgeschnitten wurden. Eine Hungerkur, während der er das Zittmann'sche Dekokt trank, später, vom Ende des Monats Junius bis zum Ende des Monats Julius, der innere und äußere Gebrauch des Adelheidwassers in Heilsbrunn bei Benediktbeuren blieb, wie andere Mittel, gleich fruchtlos, wiewohl er sich noch einmal der schönen Berge, der Wälder, des üppigen Grüns in jenen Gegenden erfreute, und wenigstens im Allgemeinen leiblich gestärkt zurückzukehren meinte. Er brachte einen

heftigen rheumatischen Schmerz in der linken Schulter mit, der mit Unterbrechungen bis zum November anhielt, und allmälig begannen die Lymphdrüsen auch an andern Theilen des Körpers zu wuchern, während die Mandeln ebenfalls wieder schwollen, so daß am 21. Oktober und am 4. December die chirurgische Operation im Rachen wiederholt werden mußte, welche, von derselben sichern und geschickten Hand, wie am Pfingstmontag, vorgenommen, auch da wieder unmittelbare Erleichterung für die Funktionen dieser Organe zur Folge hatte.

Sein Geist aber blieb wach und kräftig, wenn gleich der Druck auf die Halsgefäße, der von einem Theile der geschwollenen Drüsen ausgieng, und die dadurch bedingte Anhäufung von Blut im Gehirn ihn oft auch bei Tage in Schlummer versenkte. Er arbeitete für sein Amt wie im Handelsgeschäfte unermüdet, und schrieb fortwährend und oft lange Briefe an Verwandte und Freunde. Mit dem Leiden wuchs seine Kraft zu dulden und seine Freudigkeit zum Lobe Gottes. Hatte ihn in jungen Jahren bei voller Lebenskraft und unter allerlei Annehmlichkeiten oft eine gewisse Unzufriedenheit angewandelt, so nahm er jetzt die sich häufenden Beschwerden seines Zustandes ohne Murren und jede leichtere Viertelstunde und die alltäglichen Genüsse, die der Gesunde meist gleichgültig empfängt, mit Lob und Dank für Gottes Güte an. Er beschreibt seinen Zustand und seine Stimmung in mehreren Briefen, die er in den letzten zwei Monaten seines Lebens theils an auswärtige Freunde, theils an solche richtete, die in Nürnberg selbst wohnten. Einer der letzteren ist ihm noch in's bessere Leben vorangegangen. Er schreibt unter Anderem: „Wenn ich des Morgens aufstehe, und mein Leib sich auf das Frühstück freut, freut sich der Geist noch mehr auf die schönen Sprüche, die mir die Losung der Brüdergemeinde

bringt. Diese kann ich lange betrachten und besprechen, und mich oft recht darein versenken. Das ist bei meinem Leiden ein großer Trost und eine wahre Quelle der Freude. O geliebter Freund! Es liegt im Kranksehn viel Segen; das erfahre ich täglich, aber ich bin auch besorgt, daß ich die Gnade nicht mißbrauche. Ich habe nun alle Erleichterung und Bequemlichkeit, die man sich nur wünschen kann: lauter dienstfertige Umgebung; was ich wünsche, wird mir an den Augen abgesehen; ich habe großen Appetit und fast an allen Speisen Wohlgeschmack, viel guten Schlaf, Theilnahme von allen Seiten und dabei ganz freien Kopf. Wie viel Gesunde sind so gut daran? O HErr, ich bin zu geringe aller Wohlthat, die du an mir gethan hast! Könnte ich nur den ganzen Tag jubeln und danken! Es ist etwas Herrliches um das Loben und Danken! — — Ich habe lauter Ursache, Gott zu danken, daß Er es so gnädig mit mir macht, und mich so liebevoll führt; denn alle meine Begegnisse, der ganze Gang meines Lebens, sind mit Beweisen der Gnade geschmückt, die weit über Bitten und Verstehen geht. Nun, da ich wieder mehrere Wochen das Zimmer hüten muß, und dabei bemerke, wie weit meine Kräfte heruntergekommen sind, ohne daß ich ein Wiederzunehmen derselben erkennen kann, sollten mich trübe Gedanken aller Art beschleichen. Aber es ist eine besonders gnädige Fügung, daß mein Blick immer auf die dazwischen liegenden Erquickungen geleitet, und die Aufforderung, dem HErrn zu danken, und Ihn zu loben, immer neu gegeben wird. Ich habe überhaupt jederzeit die Beobachtung gemacht, daß Lob- und Dankgebete im Leiden von großem Segen sind, und daß man sich seine Noth durch nichts so sehr erleichtern kann, als wenn man Gott recht inbrünstig für seine Wohlthaten dankt. — — Geht es dann dazwischen etwas schlechter, so tröstet mich oft ein Spruch; denn

ich betrachte die ganze heilige Schrift als einen an mich und zwar vorzugsweise an mich geschriebenen Brief, worin mir alle Verheißungen eigen gehören. Aller weltliche Trost ist eitel, aller göttliche unüberwindlich. Neulich fieng es mich an zu kümmern, daß meine Aerzte mir nicht helfen, nicht einmal den Anwachs der Drüsen stillen konnten; da fiel mir der Spruch in die Hand: „Der HErr sprach: Ich will dein Arzt seyn.“ Nun hatte ich wieder meinen Anhaltspunkt: ich sagte es sogleich den Aerzten, denen meine Freudigkeit sehr lieb war. Ich versichere Dich, mein theurer Freund, mehrere Tage vergaß ich alles Leid, und bat nur Gott, daß ich Ihm in Zeit und Stunde nicht vorgreife. — Bei meinem langen Leiden ist der menschliche Trost so ganz abgefallen, daß ich ihn gar nicht anhören kann; dagegen legt das göttliche Wort zu jedem Leiden einen Balsam und überwindet auch den letzten Feind, den Tod. Ich denke aber, wenn ich auch mein Uebel nicht mehr verliere, und wenn ich meine Kräfte nicht mehr bekomme, so will ich doch Alles aufbieten, um immer zufrieden und dankbar zu seyn, indem ich die großen und immer neu werdenden Wohlthaten, die ich erfahre, betrachte. Seit gestern plagt mich ein gewaltiger Husten, der bis zum Erbrechen führt. Weicht er dem Goldschwefel, den ich dagegen nehme, so bin ich wieder glücklich; außerdem wird Gott auf andere Weise helfen, damit ich Ihm doch danken kann. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß auf jedes Lob Gottes, das man Ihm bringt, eine Wohlthat erwiesen wird, besonders im Leiden. Als ich im August (1837) aus dem Bad nach München zurückkam, brachte ich einen brennenden Schmerz in der linken Achsel mit. Ich wußte mir nicht zu helfen und nicht zu rathen; der Arzt setzte mir Blutegel, diese machten den Schmerz nur noch wüthender. Ich lag bewußtlos da. Nun forderte ich meine Frau und mei-

nen Sohn auf, Gott für die vielen Wohlthaten, die Er uns erzeigt, zu loben, und zu danken, und das Lied zu singen: Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut! Nach einer Stunde war ich frei von Schmerz. — — — Alles mahnt mich zu bedenken, daß meine Krankheit auch einen Ausgang nehmen kann, der aus dieser Welt hinausführt. — Wenn ich dazu nur vorbereiteter und freudiger wäre! Aber mein Herz hängt noch so sehr an dem, was sichtbar ist, und die Liebe zu Christo ist noch im Anfange. Doch ich bin gewiß, der Vater wird mich immer mehr zum Sohne ziehen, ich werde eine immer größere Sehnsucht bekommen, meinen Heiland zu schauen, und so durch die Erwartung himmlischer Freuden die zu große Anhänglichkeit überwinden. Das bin ich gewiß, daß von dem Augenblicke an, da ich hienieden mein Auge schließe, ich für diese Welt ganz überflüssig und durch Gottes Fürsorge auf hundertfältige Art in allen meinen Verhältnissen ersetzt bin, mögen auch die blöden Menschenaugen Wunder meinen, welche Lücke nun entstanden ist: da ich nun nicht mehr nothwendig bin, so wird auch Alles auf's beste fortgeführt werden. Meine Familie ist dann in unmittelbarer Pflege des Vaters der Wittwen und Waisen, sie hat alle Verheißungen der heiligen Schrift für sich, und darf sie nur dem HErrn vorhalten, so müssen sie in Erfüllung gehen; wozu also eine Sorge? Mir liegt es nur ob, mich vorzubereiten, daß ich trachte, durch die enge Pforte einzugehen, alles Verdienst der Werke abzuthun und Christi Gerechtigkeit zu ergreifen. Da ich mir aber nichts selbst geben kann, sondern Alles von der Gnade erwarte, so wird mir auch dieses zu Theil werden. Daran zweifle ich keinen Augenblick. Hat doch unser Heiland dem Schächer am Kreuze versprochen, daß er heute noch mit Ihm im Paradiese seyn werde, so wird Er mir in meiner Todesstunde nicht weniger gnädig seyn, wenn ich

Ihn gläubig darum bitte. Und was ist denn dieses elende Daseyn auf der Erde gegen die Herrlichkeit des Paradieses, und der Umgang mit den geliebtesten Menschen gegen die Nähe Christi, des Liebenswürdigsten und Herrlichsten und Besten? Die Meinigen sind mir ja nicht verloren; sie kommen mir nach; nur soll ich vor ihnen die Wonne des Paradieses schmecken. O ich armer, elender Mensch! ich sollte mich vor dem Gedanken fürchten, von dieser Erde und von den Meinigen hinweggerufen zu werden; die Meinigen sollten trauern und zagen, wenn sie an meinen Tod denken? Nein, wir wollen von diesen künftigen Dingen öfters reden, und uns der herrlichen Heilanstalten freuen, welche uns zu Liebe angeordnet sind, die wir alle genießen und ewig behalten sollen, so wie wir nur ernstlich darnach verlangen und darum bitten. Soll ich länger leben, so bitte ich nur den HErrn, meine Vorbereitung auf jenseits nicht mehr durch die weltlichen Dinge verwischen zu lassen, sondern mich im Wachen und Beten zu erhalten. Denn mit einer solchen Richtung der Seelenkräfte werde ich auch meinem irdischen Berufe treu obliegen, treuer, als wenn ich die Todesgedanken ferne gehalten hätte."

In dieser Stimmung des Gemüths setzte er seine letzten Grüße und Wünsche an das Magistratskollegium, an die Seinen und an seine Freunde schriftlich auf, mit der Verfügung, daß mit Uebergabe und Eröffnung derselben bis nach seinem Tode gewartet werden solle. Indem er Allen und Jeden für die Liebe, die sie ihm erwiesen, für die Nachsicht, womit sie ihn getragen, innig dankte, empfahl er dem Magistrat, in allen, auch scheinbar ganz weltlichen Dingen dahin zu trachten, daß Gott die Ehre gegeben werde, namentlich auch auf die Wahl frommer und bibelgläubiger Lehrer an Kirchen und Schulen bedacht zu seyn. Für die Seinigen machte er keine das Vermögen oder die

äußere Lage betreffende Anordnung, außer daß er den Wunsch ausdrückte, es möge einer seiner jüngeren Söhne künftig in das Handelsgeschäft eintreten. Um so ernstlicher ermahnte er die Seinigen, Glauben zu halten, Liebe zu üben, und vor ihrem Gott demüthig zu seyn. Ebenso wußte er Verwandten und Freunden nichts Besseres zu wünschen, als daß sie alle den in Christo gegebenen Weg des Heiles finden, und auf demselben dem Ziele der Seligkeit unverrückten Blickes zuwandeln möchten.

Am 24. Januar erquickte er sich nach einer unruhigen Nacht an der Losung aus dem 78. Psalm, dem 5., 6. und 7. Vers. Ein Brief, der abgeschickt werden sollte, und ihm zufällig unter die Augen kam, entdeckte ihm, daß die Aerzte seiner Auflösung in der nächsten Zeit entgegensahen. Von da an wurde er stiller, wenn schon immer in gleicher Fassung. Einige Zeilen, die er noch gegen Abend am 24. Januar schrieb, beschloß er mit den Worten: „Komm, HErr Jesu!" Ein sehr theilnehmender Freund besuchte ihn noch an diesem Abend, und sprach rühmend von den Verdiensten, die er um die Vaterstadt und in weiteren Kreisen sich erworben habe. Er aber entgegnete, daß alles Lob allein Dem gebühre, von dem der Mensch Leben und Odem, Sinne und Verstand empfangen habe, und ergriff die Gelegenheit, dem Freunde sein ganzes Glaubensbekenntniß vom menschlichen Verderben und von Gottes Erbarmen in Christo auseinanderzusetzen, und zwar mit einer Hebung und Gewalt der Stimme, welche von der Freudigkeit dieses Bekenntnisses zeugte, worauf er seiner Gattin, die sich über seine leibliche Kraft wunderte, die Versicherung gab, daß ihm das längst auf dem Herzen gelegen habe, und daß er eine große Befriedigung empfinde, dieser Freundespflicht genügt zu haben. Darauf kam die letzte Nacht seines Erdenlebens. Sein Schlaf war in derselben mehr unterbro-

chen, als in den vorhergegangenen Nächten. Dessen ungeachtet empfand er ein besonderes Wohlseyn, einen Vorschmack himmlischer Freuden; er rühmte wiederholt, wie unbeschreiblich wohl ihm sei; er beschäftige sich mit lauter göttlichen Dingen; das sei eine herrliche Erquickung; auch schlafe er dazwischen recht gut. Gegen vier Uhr betete er, knieend im Bette, noch einmal mit seiner Gattin. Als sie ihm zu einer bequemen Lage im Bette zurechtgeholfen hatte, schlief er augenblicklich wieder ein, und als sie, von der Ermüdung selbst in Schlummer versenkt, um fünf Uhr erwachte, war er entschlafen. Er lag da mit ruhiger Miene und gefalteten Händen, in derselben Stellung wie vor einer Stunde. Gottes Gnade hatte ihm ohne Kampf hinüber geholfen. Es war der Morgen des 25. Januars 1838, als er zu seines HErrn Freude eingieng.

7.

Erinnerung an drei verdiente Lehrer des Gymnasiums in Stuttgart, Johann Andreas Werner, Christoph Friederich Roth und Friederich Ferdinand Drück.

1851.

Seitdem ich wieder an dieser Lehranstalt zu dienen berufen bin, in welcher ich den Schulunterricht genossen, und an der ich zuerst als Lehrer gearbeitet habe, sind mir die Erinnerungen an das Leben in der Schule bei'm Anfang dieses Jahrhunderts, und an diejenigen Lehrer, deren Unterweisung mich am meisten gefördert hat, immer wieder mit besonderer Lebendigkeit vor die Seele getreten; und es scheint mir nicht unangemessen, das erste vollständige Schuljahr, das ich in meinem gegenwärtigen Berufe vollbracht habe, ebendamit zu beschließen, daß ich bei einer Feier, wozu uns die Pietät gegen unsern edeln und geliebten König vereinigt hat, durch die Darlegung solcher Erinnerungen

die Pflicht der Pietät und Dankbarkeit nach einer andern Seite hin erfülle.

Bevor ich aber von den drei längst hingeschiedenen Lehrern rede, deren Andenken ich heute erneuern möchte, glaube ich von dem Stande des Unterrichts in unsrer Anstalt bei'm Anfange des Jahrhunderts etwas sagen zu müssen. Die äußere Einrichtung war im Ganzen dieselbe, wie sie theils bis zum vorigen Jahre bestanden hat, und zum größern Theile noch besteht, wenn gleich die Zahl der Klassen geringer, und deren Zählung eine andere war. In jener Zeit hatte sich die anderwärts begonnene Bewegung zu Gunsten des Realismus auch auf unser Land verbreitet, und einen, wiewohl noch kleinen Anfang dazu gemacht, die Alleinherrschaft der lateinischen Sprache anfechten und beschränken zu wollen. Es wurde nicht blos eine Realklasse neben das Mittlere Gymnasium gestellt, in welcher man wenig Latein und desto mehr Realien lernen sollte, sondern in den mittleren Klassen selbst suchte man bald Geschichte und Geographie, bald sogar auch Naturgeschichte einzuführen und zu heben, während im Obern Gymnasium schon von längerer Zeit her solche Unterrichtsfächer bestanden. Aber bei solchen Versuchen wurde nicht beachtet, daß der jugendliche Geist überall zunächst Anschauungen verlangt, einzelne geschichtliche Bilder von so lebendiger Färbung und so scharfen Umrissen, wie sie sich in der heiligen und in der alten Profangeschichte finden. Man gab vielmehr Ueberſichten und Einleitungen, die etwa am Ende des Weges von Nutzen seyn können, welcher eben jetzt erst von den Knaben angetreten werden sollte.

In der Naturgeschichte empfiengen wir eine andiktirte Nomenklatur statt einer durch Originale und Bilder anschaulich gemachten Beschreibung von Pflanzen und Thieren. Die Arithmetik gieng nicht über den sogenannten Rees-

schen Satz hinaus, der Jahr aus Jahr ein getrieben wurde, ohne einen Versuch, die Funktion deutlich zu machen, wovon jene Rechnungsweise ein mechanisches Bild war. Die Muttersprache schien keiner besondern Pflege zu bedürfen: sie wurde als etwas sich von selbst Ergebendes und Erzeugendes betrachtet. Der Religionsunterricht war großentheils auf das Erlernen von Bibelsprüchen und Liederversen, und auf das Durchgehen eines nicht ansprechenden Katechismus beschränkt; das alte in unsrem Boden tief gewurzelte Uebel, die Meinung, als ob Dinge, die einer sorgfältigen und anhaltenden Pflege bedürfen, gleichsam von selbst erwüchsen, zeigte sich ganz besonders in der Lässigkeit und Planlosigkeit des Religionsunterrichts; nicht einmal das Auswendiglernen religiöser Stücke wurde mit genügendem Ernst betrieben; die Geistlichen waren bei'm Konfirmations-Unterricht mit unsern Vorkenntnissen vorzugsweise unzufrieden. Das Obere Gymnasium war mit dem Mittlern nur durch denselben Vorsteher und die gleiche Räumlichkeit verbunden: es fand kein Zusammenhang des Unterrichts zwischen beiden Abtheilungen statt, am wenigsten in den Realien. Eine unselige Vornehmheit der Einrichtung und des Verhaltens zog eine Scheidewand zwischen beiden Abtheilungen, die ihrer Aufgabe nach doch innigst verbunden seyn sollten, und trennte in den obern Klassen auch Lehrer und Schüler in einer Weise, welche schon dadurch charakterisirt war, daß hier die Lehrstunden Vorlesungen genannt wurden. Die Hindernisse, welche in der unrichtigen Stellung des Lehrers und des Schülers, wie in der unpraktischen Lehreinrichtung lagen, mußten durch die edle Persönlichkeit des Lehrers täglich und stündlich erst überwunden werden, damit er sein Lehrgeschäft in der rechten Art vollbringen konnte.

Ein gemeinsamer Stoff war für die ganze Anstalt

von Unten bis Oben vorhanden, ohne zwar mit gemeinsamem Sinne behandelt zu werden, das Lateinische, welches ungeachtet des Erwachens realistischer Bestrebungen doch damals hier und im ganzen Lande eine noch unbestrittene Herrschaft besaß. Und es wäre freilich eine sehr vergebliche Sache, das, was einmal vorübergegangen ist, zurückzuwünschen. Aber das war offenbar besser in unsrer frühern Zeit, daß unsre gesammte große und kleine, geistliche und weltliche Aristokratie eben am Latein einen durchgehends gemeinsamen geistigen Besitz hatte, ein Feld des Verkehrs und des Verständnisses, das uns jetzt ganz abgeht, so zwar, daß man vielfältig auch bei Theologen, und wie viel mehr bei Geschäftsmännern jeder Art das nicht mehr als bekannt voraussetzen darf, was sonst als eine Art geistiger Münze überall gäng und gebe war; und keinerlei andre Gemeinsamkeit ist an die leere Stelle getreten.

Auch das war ein Vorzug jener Zeit, daß die Herrschaft des Lateins in der Schule die Jugend gewöhnte, Eines mit Ernst zu betreiben; was sodann dem ganzen geistigen Leben und Thun auch bei'm Uebertritt zu höheren Studien und in verschiedenartige Kreise der Wirksamkeit mehr Ernst und Sicherheit verlieh, als bei Vertheilung der Thätigkeit in der Schule auf eine bunte Mannigfaltigkeit von Gegenständen des Lernens in der Regel gewonnen wird. Denn während sich die Pädagogik nach wie vor zu dem multum non multa bekennt, üben wir faktisch das multa non multum aus, und haben gewiß unrecht, uns darüber zu verwundern, daß dieser Menge des Lehrens das Quantum des Lernens nicht entspreche.

Die durchschnittliche Art, in welcher diese fast einzige Aufgabe der gelehrten Schule gelöst wurde, ist freilich hier und anderswo eine solche gewesen, daß das Verlangen nach einer buntern Färbung des Unterrichts sehr dadurch gerecht-

fertigt erschien. Es galt noch im Anfange des Jahrhunderts die Meinung, daß man das Latein um seiner selbst willen lernen, daß man, um dem gelehrten Stande anzugehören, oder nahe zu kommen, wo nicht lateinisch sprechen, doch rein lateinisch müsse schreiben können. Ein Sprachfehler war eine Calamität, welche selbst bei'm weiblichen Geschlechte gegründete Zweifel an der Gesammtbildung des Mannes erweckte. Dieser herrschenden Ansicht nach war das, was wir in der Schule Komposition nennen, die Uebungen im Uebersetzen aus der Muttersprache in's Lateinische, im ganzen Bereich der Schule bis zur Konfirmation durchaus als die erste Aufgabe angesehen, wogegen die Exposition, das Lesen der klassischen Autoren, erst in den obern Klassen eigentlich begann, und nicht blos bei Theologen, auch auf der Universität noch fortdauerte, ohne daß darum die Uebung im Schreiben der gelehrten Sprache nach dem vierzehnten Jahre aufgegeben oder ausgesetzt worden wäre. Diese Achtung und diese Behandlung des Lateins hat durchgängig den Charakter unsrer Mittlern und Untern Gymnasien, der sämmtlichen lateinischen Schulen und der verwandten Anstalten bis auf diesen Tag festgestellt, und vornehmlich durch unser Landexamen erhalten: die Pforte zu unsern Seminarien wurde vorzugsweise durch eine gelungene Uebersetzung aus dem Deutschen in's Lateinische geöffnet. Diese Einseitigkeit ist vielfältig auch von Solchen angegriffen worden, welche selbst als Lehrer an lateinischen Schulen standen, während es nur an ihnen lag, den auf's Gelingen im Landexamen berechneten Unterricht so zu ertheilen, daß ihren Schülern ein über das Landexamen hinaus reichender Segen daraus erwachsen wäre. Es läßt sich allerdings diese Sache nicht mehr so halten, wie in früherer Zeit, aber an sich ist es psychologisch ganz richtig gewesen, den Stand der geistigen Entwicklung des Schülers

auf dieser Altersstufe vorzugsweise nach einer einzigen Leistung, nämlich der in lateinischer Komposition, zu beurtheilen.

Bei solcher Anlage des Unterrichts im Anfang unsers Jahrhunderts habe ich während meines Laufes durch diese Lehranstalt drei Lehrer gehabt, denen ich bei meiner Vorbildung für das Studium der Theologie und für das Lehrgeschäft selbst das Meiste verdankte. Der erste unter denselben war Johann Andreas Werner, welcher im Jahr 1824 verstorben ist. Er stand in der Klasse, welche den Uebergang von dem Untern zu dem Mittlern Gymnasium bildete. In einer von früher Kindheit an gedrückten Lage, unter stetem Kampfe mit Armuth, bei zahllosen Erschwerungen der Mittel zur Geistesbildung, nach welcher er strebte, hatte er durch die Kraft eines kindlichen Glaubens, in welchem er auf die göttlichen Führungen stets aufmerksam achtete, diejenigen Kenntnisse gesammelt, deren der Lehrer jüngerer Schüler an einer lateinischen Schule bedarf, und, von Professoren der Landesuniversität aufgemuntert, jene Schulbücher zu schreiben angefangen, welche lange Zeit hier und anderwärts zur Uebung der lateinischen Grammatik mit bestem Erfolge gebraucht worden sind. Der kleine Werner und der große Werner, wie wir dieselben zu benennen pflegten, waren unsre vornehmsten Bücher, die man durch des Verfassers und Lehrers Verdienst so gerne in der Schule und im Hause gebrauchte, als man immer nur irgend ein Schulbuch gebrauchen kann. Gerade das, daß Werner selbst als junger Mann erst diese Kenntnisse mit großer Anstrengung sich angeeignet hatte, und dieselben täglich noch zu mehren suchte, machte seinen Unterricht so lebendig: alles war frisch und natürlich; und der Schüler mußte es mit empfinden, wie wichtig dem Lehrer diese Erkenntnisse waren. Die Bestrebungen dama-

liger namhafter Pädagogen, wie Salzmanns, mit dem er viele Aehnlichkeit im Profile hatte, die zum Theile und da und dort abnorm gewordenen Versuche, den Unterricht anschaulicher und mannigfaltiger zu machen, waren nicht ohne Einwirkung auf ihn geblieben, doch so, daß wir, seine Schüler, nur das Gute jener Zeitrichtung zu genießen hatten. Er suchte unermüdet die trockenen Regeln der lateinischen Syntaxe unsrem Verständniß durch die zweckmäßig gewählten Beispiele nahe zu bringen, übte unsre Urtheilskraft an dem Inhalt jener Beispiele, und unterbrach wohl auch das bisweilen zwei Stunden dauernde Uebersetzen mit Erzählungen, die unsre Phantasie angenehm beschäftigten, und ebendamit willkommene Ruhepunkte gewährten. Vornehmlich aber that dem jungen Schüler die heitre Milde wohl, die neben dem rechten Ernst in seinem Unterrichte waltete.

Der Ton in der Schule war damals zum Theile noch etwas rauh, die Behandlung im allgemeinen mehr polizeilich, als erziehend und bildend. Werner war unter allen Lehrern, die ich kennen gelernt habe, am weitesten entfernt von jener Art, welche Furcht und Schrecken um sich verbreitet, um die Ordnung bequemer zu handhaben, und namentlich konnte man niemals an ihm verspüren, daß er Uebertretungen und Nachlässigkeiten als ein Unrecht gegen seine Person, als Auflehnung wider seinen Willen ansah, was überall das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler verrückt und auf beiden Seiten bittere Säfte erzeugt. Wir hatten an ihm einen Lehrer, über dessen Klasse hinwegzukommen man sich nicht sehnte, und den man da noch immer gerne aufsuchte, wo man in den Studien weiter vorgeschritten war.

Der zweite Lehrer, dem ich zum größten Danke verpflichtet bin, war mein Vater, dessen Geburt vor hundert

Jahren, und dessen Tod heute vor achtunddreißig Jahren erfolgt ist. Es wurde von ihm gerühmt — und es leben noch manche, die es bezeugen — daß man unter den Lehrern der mittlern Abtheilung der Anstalt am meisten bei ihm lerne. Das hat er aber nicht durch außerordentliche Gaben des Geistes, auch nicht durch ungewöhnliche Kenntnisse bewirkt, sondern durch unablässige Anspannung seiner stets auf den gleichen Punkt hin gerichteten Willenskraft. Er lebte nicht etwa eine gewisse Anzahl von Tagesstunden in seinem Berufe, sondern er arbeitete, wenn auch nicht mit dem Wort oder der Feder, doch in Gedanken und Vorstellungen immer darin fort; selbst in der Nacht, wenn der Schlaf entwich, füllte er die Zeit mit solchen Vorstellungen, oft mit dem Dichten lateinischer Verse aus, was damals in der Schule noch fleißig betrieben wurde. Wenn in den Sommermonaten nach der Einrichtung jener Zeit das Freigeben der Nachmittagsstunden bei dem Rektor nachgesucht werden sollte, meinte er auch bei schwüler Luft immer, wie einer seiner Kollegen erzählte, es wehe ein angenehmes Lüftchen; man hätte nicht nöthig, die Schule auszusetzen. Es wohnte, wie der verewigte Dr. Klaiber von ihm zu sagen pflegte, eine Pflichtfreude in ihm, dergleichen nur selten auch bei ernsthaften Männern gefunden wird. Und diese durch und durch wahrhafte Treue ist es gewesen, welche ihm den Ruhm zuwege brachte, daß man viel bei ihm lerne. Mit jener Willenskraft, in der er sich niemals genugthat, setzte er die Willenskraft der Jugend in fortwährend starke Bewegung, die von der Schulstube in's häusliche Leben übergieng. Er trieb nicht etwa durch die Hinweisung auf die Lokation, überhaupt nicht durch Anregung des Ehrgeizes zur geistigen Thätigkeit an; vielmehr war's ein sittlicher Eifer, den er bei der Jugend zu erwecken wußte. Im Lernen und Arbeiten des Schülers erkannte er den

der Jugend von Gott selbst zugewiesenen Beruf; und indem er so durch Wort und Beispiel das Pflichtgefühl stärkte, gab er Manchen schon im Knabenalter eine Richtung, die sie für's ganze Leben in treuer Berufsarbeit beibehielten. Ebendadurch konnte er so streng und scharf seyn, wie er wirklich war, ohne bei edleren Naturen Bitterkeit zu erzeugen; man empfand, daß er diese Anforderungen nicht für sich, sondern für die Sache und den Schüler selbst machte; und wirklich hat er, so gefürchtet er auch war, viel mehr dauernde und dankbare Anhänglichkeit unter seinen Schülern gefunden, als andre Lehrer, die es sich und der Jugend bequemer gemacht haben. Auch er betrieb nach damaliger, noch jetzt nachwirkender Art die lateinische Komposition als die vornehmste Aufgabe der Schule, und zwar mit solcher Theilnahme des Gemüthes, wie sie nur immer bei'm Lehrer für ein Lehrfach vorhanden seyn kann: der Schüler, welcher nicht nur korrekt, sondern gut lateinisch schreiben lernte, und besonders auch der, welcher in lateinischen Versen etwas leistete, galt ihm in Wahrheit für den tüchtigsten. Aber das konnte er so ansehen und behandeln, ohne irre zu gehen, darum, weil diese Uebungen der Syntaxe und der Metrik bei ihm wirkliche unausgesetzte Uebungen der Urtheilskraft waren. Einer Menge von Schülern wird noch immer durch die Uebungen der lateinischen Syntaxe die Spitze des Geistes abgestumpft, indem man Akte des Denkens, dergleichen jene Uebungen ihrer Natur nach seyn sollen, in mechanischer Weise mit ihnen vornimmt. Dieß geschieht da, wo die Sprachregeln durch zahllose, immer wiederkehrende, meist inhaltsleere Beispiele so eingeübt werden, daß der Schüler dieselben endlich nach einem gewissen Takte, einer Art künstlich erzeugten Instinkts, anwenden lernt, ohne sich der Sprachgesetze bewußt zu werden. Mein Vater hatte eingesehen, daß man nur in der Muttersprache

denkt, und gab sich unausgesetzte Mühe, das Eigenthümliche des fremden Idioms an dem Deutschen zu zeigen, das Unbekannte durch das Bekannte erkennen zu lassen: er wollte, und er bewirkte es auch, daß man den syntaktischen Theil der Sprache nur durch das Verstehen lernte; und ebendarum haftete auch, was bei ihm gelernt wurde. Und weil durch ihn die Aufmerksamkeit, worin ein großer Naturforscher das innerste Wesen des Genie's erkennt, immer von Neuem geweckt wurde, so war sein Unterricht im Lateinischen eine unvergleichliche Vorbereitung und Anleitung, nicht nur auch zu andern Sprachen, sondern so zu sagen zu jeder Wissenschaft, oder vielmehr zu jeder geistigen Thätigkeit. Ja, was noch wichtiger ist, sein Unterricht in lateinischer Sprache hob und stärkte die Willenskraft der Schüler, und zwar durch dieselbe heilsame Anspannung der Aufmerksamkeit, weil das Aufmerken das wesentlichste Element des Gehorchens, und der Gehorsam die vornehmste Thätigkeit unsrer Willenskraft ist. Uebrigens blieb er selbst nicht bei der grammatischen und lexilogischen Erkenntniß stehen, obwohl sie den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit ausmachte; er vermißte bei sich selbst insbesondere mathematische Einsichten, und suchte seinen Blick durch allerlei Lektüre zu erweitern, und in verschiedenen Gebieten des Wissens das einzusammeln, was er wieder für seine Schüler brauchen konnte. Es freute ihn, durch die Exercitien, welche er wöchentlich diktirte, die Aufmerksamkeit der Schüler auf die Dinge außer der Schule, am liebsten auf vaterländische Interessen hinzulenken; er hätte es für ein Unrecht gehalten, irgend einen Stoff zu wählen, der nicht geeignet gewesen wäre, das Nachdenken der Jugend in würdiger Weise zu beschäftigen. Dabei war seine angelegentliche Sorge, daß das, was er zum Uebersetzen in's Lateinische gab, wirkliches gutes Deutsch sei. Noch in seinen

letzten Jahren rühmte er's mit größter Dankbarkeit, daß er als angehender Präceptor in Vaihingen durch den trefflichen Sprachforscher Fulda in die Kenntniß der ihm eigentlich noch fremden Muttersprache eingeführt worden sei, durch Fulda erst wirklich Deutsch gelernt habe. Er versäumte keine Gelegenheit, seine Schüler Deutsch zu lehren; und während zu seiner Zeit eine Anleitung zum Gebrauch der Muttersprache so ziemlich als überflüssig galt, hat er regelmäßig jedem Kurse seiner Schüler eine Anweisung zur Vermeidung der gewöhnlichsten Fehler in der Beugung und Konstruktion mitgegeben. Den deutschen Ausdruck suchte er mit ungemeinem Fleiße dadurch zu bilden, daß er in seiner eigenen sorgfältigen Vorbereitung auf die Autoren, die er mit den Schülern las, Cicero, Livius, Sallust, Ovid, darauf merkte, wie der Deutsche denselben Gedanken ausgedrückt haben würde, wenn er ihn aus sich selbst erzeugt hätte; und den Schüler wies er an, es eben so zu machen. Bei all' seinem Eifer für's Latein hat er auf dem Rechte der Muttersprache gewissenhaft bestanden.

Auch mein dritter verdientester Lehrer von unsrem Gymnasium, Friederich Ferdinand Drück, wirkte vorzugsweise durch den Unterricht in lateinischer Sprache, wenn er gleich auch das Griechische, Geschichte und Religion mit gleicher Sorgfalt behandelte. Da er an den obern Klassen lehrte, so hatte er weniger mit der Komposition, als mit Erklärung der Autoren zu thun. Aber auch jener widmete er den aufmerksamsten Fleiß; und er schrieb ein sehr elegantes Latein. Beim Landexamen pflegte der das gelehrte Schulwesen überwachende Konsistorialrath für gewöhnlich ein Thema zum Uebersetzen in's Lateinische zu diktiren, womit er ein im ganzen Lande mit Begierde erwartetes und mit Ehrfurcht aufgenommenes Manifest über die nothwendige Aufklärung der Geister und verwandte Gegenstände ausgehen

ließ, und das in der Regel durch seinen Inhalt und die sprachlichen Schwierigkeiten das Vermögen der Examinanden weit überragte. Mein Vater war ohne Zweifel derjenige, welcher von allen Schulmännern die größte Ungeduld empfand, dieses Thema's habhaft zu werden, es selbst in's Lateinische zu übersetzen, und dann baldmöglichst seinen Schülern zur Uebung für's nächstfolgende Landexamen anzudiktiren. Aber einmal, im Jahr 1806, war's auch ihm zu schwer, weßhalb er den Professor Drück ersuchte, die lateinische Uebersetzung zu machen.*) Denn er diktirte nie eine Aufgabe, wenn er nicht zuvor mit der Uebersetzung im Reinen war. So wichtig wurde damals noch das Lateinschreiben genommen, und wahrlich nicht zum Nachtheil der Jugend. Aber Drück suchte unsern Geist vornehmlich dadurch zu bilden, daß er uns in den Geist der Autoren, zu meiner Zeit des Horaz und Tacitus, einführte. Nur er leitete uns an, die Gedanken des Klassikers aufzusuchen und zu erfassen; außerdem wurde das Uebersetzen aus dem Lateinischen und Griechischen in's Deutsche meistentheils nur so behandelt, als ob die Aufgabe des Lehrers gewesen wäre, die Stunde auszufüllen, und der Zweck des Uebersetzens, lateinisch und griechisch schreiben zu lernen. Nur er zeigte den Zusammenhang und den Gedankengang, und übte uns, an das, was wir lasen, den Maßstab des Gesetzes anzulegen, welches man in der Logik das des zureichenden Grundes benennt. Im Geschmacke war ihm keiner der neben ihm stehenden Lehrer zu vergleichen; er hatte eine besondere Gabe, dieses Organ in uns zu wecken und in Thätigkeit zu erhalten, wobei er auch die Beurtheilung deutscher Dichterwerke anwandte. Drück überwältigte durch seine Willenskraft die bedeutenden Schwierigkeiten, welche

*) Nr. 401 der ersten Ausgabe der Materialien.

der Einwirkung des Lehrers auf den Fleiß der Schüler aus der damaligen Lehreinrichtung im Obern Gymnasium erwuchsen; er verstand's wie keiner, die natürliche Trägheit der Jugend zu überwinden und uns zur Arbeitsamkeit zu nöthigen, indem er mit uns arbeitete, nicht in denselben Räumen, aber in denselben Dingen; er zog uns hinein in die Gemeinschaft seines geistigen Lebens. Damit deckte er denjenigen seiner Schüler, welche sich später selbst auch dem Lehrberufe widmeten, das einfache Geheimniß des Lehrens und Lernens auf: in der Erinnerung an Drücks Unterricht mußten sie bei'm Antritte des Lehramts erkennen, daß der Schüler nur durch eigene geistige Thätigkeit lernt, und daß derjenige recht lehrt, welcher durch seine Thätigkeit die Thätigkeit des Schülers in Bewegung setzt, und dieselbe auf die fruchtbarsten Stoffe, und zwar in ansprechender Weise hinleitet.

Das vornehmste Element in Drücks ansprechender Weise war seine Humanität, an welcher zwar seine natürliche Anlage großen Antheil hatte, die aber doch eigentlich als eine Frucht seiner Willenskraft betrachtet werden durfte; denn er war von Natur zu heftigen Aufwallungen sehr geneigt.

Nicht leicht ist in unsrer Stadt, wo treue Lehrer der Kirche und der Schule jederzeit viele Anerkennung und Anhänglichkeit gefunden haben, der Tod eines Mannes so allgemein und aufrichtig beklagt worden, wie das Abscheiden Drücks im April des Jahres 1807. Wir, seine Schüler, empfanden, daß für's erste Niemand vorhanden sei, der uns auch nur zum Theile diesen Verlust ersetzen könne; und im weitern Kreise erkannte man, daß eine so seltene Vereinigung der ersten Tugenden des Lehrers ein wahrhaftes und edles Gemeingut, der Hingang eines solchen Mannes ein schmerzlicher Verlust auch für die sei, welche ferne von der

Schule stehen. Denn wenn jeder tüchtige Mann noch neben seiner Thätigkeit in dem eigenthümlichen Berufe auch im Allgemeinen durch seine Art zu seyn im weiteren Kreise wirkt, so wird dieß bei dem Lehrer um so mehr stattfinden, je mehr er durch seine Schüler mit vielen Menschen in mittelbare Berührung kommt.

Dieß ist bei Drück am meisten unter den drei Lehrern der Fall gewesen, von denen ich geredet habe; aber auch bei den beiden andern hat es durchaus nicht gefehlt, und wenn ich nun noch kurz zusammenfassen soll, was alle drei zu Mustern ihrer nähern und fernern Umgebungen gemacht habe, so muß ich zuallererst jene Macht der mannhaften, christlichen Liebe nennen, wodurch alle drei sich ihrem Berufe ganz hingegeben, und ihre eigenen Neigungen geopfert haben, um Andern die größten Güter zuzuwenden, die unsre Natur zu empfangen vermag. Diese Liebe trieb die drei Lehrer insbesondere an, nicht bei'm Ertheilen eines guten Unterrichts stehen zu bleiben, sondern in treuer Seelsorge dem einzelnen Schüler nach seinen eigenthümlichen Bedürfnissen nachzugehen, und der Schwachen, Irrenden, übel Geleiteten sich mit großer Sorgfalt anzunehmen. Solche Macht der Liebe gewannen alle drei lediglich dadurch, daß sie ihr Lehramt als den ihnen von Gott vertrauten Beruf betrachteten, und für die menschliche Schwachheit, von der sie sich keineswegs frei fanden, täglich neue Stärkung bei der Quelle aller Weisheit suchten.

Während noch andere Eigenschaften zu nennen wären, wodurch diese drei Lehrer in verschiedenartiger Stellung doch zusammengewirkt haben, glaube ich wegen der erhebenden Feier, welche uns hieher geführt hat, nur noch die Vaterlandsliebe und die treue Anhänglichkeit an unser Regentenhaus anführen zu müssen, worin sie einander gleich standen. Das war freilich mehr die Art jener Zeit, daß

man, ohne gleichgültig gegen die Gebrechen des öffentlichen Lebens zu seyn, doch jede Obrigkeit, und vor allen die höchste Gewalt nur mit wirklicher Ehrerbietung ansah und nannte. Man wuchs auf und lebte damals mit einer Kraft des Respekts, welche, ohne die Geistesfreiheit irgend zu hemmen, dem Menschen wider die unreinen Regungen des Eigenwillens eine Hilfe bot, die man vielfältig in unsern Tagen vermißt. Aber ich weiß es gewiß: auch wenn jene Männer all' dieses Treiben, Wogen und Stürmen miterlebt hätten, wodurch in unsern Tagen die innigsten und heiligsten Bande gelockert worden sind, so würden sie mit uns als rechtschaffene Unterthanen gewissenhaft zu einem Könige halten, der, indem er das Wohl des ganzen deutschen Vaterlandes und das seines Volkes im treuen Herzen trägt, das Gedeihen der Anstalten, in denen das nachwachsende Geschlecht gebildet werden soll, zum Gegenstande seiner besondern und aufmerksamen Fürsorge gemacht hat.

8.

Zur Erinnerung an Carl Johann Friedrich Roth.

Ein Vortrag, zur Eröffnung der sechszehnten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner im Saale des Ständehauses zu Stuttgart am 23. Sept. 1856 gehalten.

Wenn ich der Pflicht, welche mir die Eröffnung unserer sechszehnten Philologenversammlung auferlegt, dadurch Genüge zu leisten suche, daß ich von meinem Bruder, Carl Johann Friedrich Roth,*) spreche, welcher im

---

*) Carl Johann Friedrich Roth, geb. in Vaihingen an der Enz den 23. Januar 1780. Konsulent der Reichsstadt Nürnberg 1802. K. bayr. Finanzrath für den Pegnizkreis 1808. Oberfinanzrath in München 1810. Mitglied der Akademie der Wissenschaften 1813. Ministerialrath 1817. Ritter des Civil-Verdienstordens der bayr. Krone 1822. Präsident des protestant. Oberkonsistoriums 1828. Staatsrath im ao. D. 1831. Komthur des Civil-Ordens 1837. Großkreuz des Verdienstordens vom heil. Michael 1840. Staatsrath im o. D. 1848. Gestorben den 21. Januar 1852.

Januar 1852 zu München als königlich bayrischer Staatsrath verstorben ist, so gedenke ich weder überhaupt eine Lobrede auf denselben zu halten, noch, was er als Gelehrter geleistet hat, darzustellen, auch seine Lebensumstände und seine amtliche Thätigkeit nur so weit beizuziehen, als zur Vollständigkeit des Bildes nothwendig erscheint, welches ich dieser verehrten Versammlung vorstellen möchte. Ich wünsche an meines Bruders Ansichten und Denkweise zu zeigen, wie ein inneres, mittelbar freilich auch das äußere Leben sich dadurch gestalte, daß ein wohlbegabter und ernster Mann sich den täglichen Verkehr mit den großen Alten zur Aufgabe und Erholung zugleich macht; wie die Stimmung, welche dem Geiste aus der Vertiefung in das Alterthum erwächst, sich über das ganze Thun und Wesen des Mannes verbreite: es ist das Bild eines philologischen Lebens, das ich vor meinen verehrten Zuhörern ausbreiten möchte.

Als Friedrich Roth im Herbste 1797 die Universität Tübingen, noch nicht achtzehn Jahre alt, bezog, hatte er hier auf der Schule unter Anleitung unseres Vaters und einzelner trefflicher Lehrer die klassischen Sprachen liebgewonnen, und schon Vieles darin gethan, aber auch unter einem andern in seiner Art tüchtigen Lehrer das Französische zu einer damals ungewöhnlichen Fertigkeit gebracht, und Voltaire, Rousseau, allerdings auch Montesquieu und andere, dem klassischen Geist nähere Franzosen bewundern gelernt; und wie am Ende jeder lebhafte Kopf seinen Lauf in der Welt mit der Opposition gegen das Bestehende beginnt, so gerieth er in eine geistige Gährung, wodurch die Früchte seiner philologischen Studien mit seinem religiösen Glauben zugleich bedroht waren. Die Bilder politischer Versunkenheit, die er bei Tacitus gefunden, verwuchsen in seiner Phantasie mit den Vorstellungen von einer unabwendbar gewordenen allgemeinen Umkehr der

Religion und der gesellschaftlichen Ordnung, die er bei den geistigen Vätern der französischen Revolution und bei den Stimmführern jener Zeit in Frankreich vorfand. Die erste Wirkung hievon war, daß er fast in demselben Augenblick, wo er nach eigener früherer Wahl und dem sehnlichen Wunsche des Vaters zu theologischen Studien übergehen sollte, seinen unüberwindlichen Widerwillen gegen diese Laufbahn erklärte; die zweite, daß er in der Jurisprudenz, die er zu seinem Fache wählte, nicht eben das positive römische Recht, sondern vor Allem die Gedanken aufsuchte, worin alte Gesetzgeber und Rechtslehrer eine Ahnung Rousseau'scher Theorieen zu verrathen schienen. Das Schwärmen für Freiheit und Gleichheit und der Haß gegen alles Bestehende drohte ihn ganz hinzunehmen, als er mit mehreren begabten jungen Theologen in ein näheres Verhältniß kam, welche, für Kant und Fichte ebenso begeistert, wie er für die Franzosen, eine durchgreifende Umwandlung deutschen Denkens und Lebens gleich feurig anstrebten. Die vorragenden unter denselben waren Denzel und Köstlin, der eine als Dekan in Heilbronn, der andre hier als Prälat verstorben. Die Kirche, so meinte der jugendliche Convent, hat seit Jahrhunderten die Geister in den unwürdigsten Fesseln gehalten, damit ja die Menschenrechte nicht einmal geahnt, viel weniger ausgeübt werden könnten; ohne solchen Druck der Geister wären die Greuel der politischen Gewaltherrschaft gar nicht möglich gewesen. Darum muß der Katechismus, ein Gemisch alberner Glaubenssätze, in welchen keine Moral ist, verbannt, es müssen die Menschen von Kindheit auf, gleich in der Volksschule, mit ihrer Natur und ihrer Bestimmung als Menschen bekannt gemacht, ihrer Menschenrechte sich bewußt werden. Es wurde eine Verbindung gestiftet, mit der Absicht, bei der Volksschule mit der allgemeinen Reform anzufangen. Diese

Verbindung, nicht aber das Freundschaftsverhältniß, löste sich auf, als die betheiligten Theologen von der Universität früher als Fr. Roth abgiengen.

Der treffliche Rechtslehrer, Dr. Malblanc, welcher meinen Bruder in sein Haus aufgenommen hatte, öffnete ihm die Augen über seine natürliche Bestimmung und über den einzigen Weg, auf dem er dieselbe erfüllen würde. Wie auch der Vater, schwer bekümmert durch des Sohnes revolutionäres Gelüsten, gehofft hatte, es werde das Studium der Geschichte ihm zur Aufklärung über sich selbst und die Dinge in der Welt verhelfen, so ermahnte ihn Dr. Malblanc, neben der Civilgesetzgebung, die er mit unermüdetem Fleiße studirte, die Staatengeschichte und die Politik gründlich zu durchforschen. So begann er, den geschichtlichen Boden, auf welchem das römische Recht erwachsen war, genauer zu erkunden, als er bis dahin an der Hand der lateinischen Autoren gethan hatte: Polybius, Dionys von Halicarnaß, Dio Cassius lernte er jetzt erst kennen; und wie er im spätern Leben immer darauf ausgieng, das Aehnliche und das Abweichende verschiedener Zeitalter aufzusuchen, wendete er schon jetzt neben den alten auch neueren Historikern, wie Macchiavelli und Hume, großen Fleiß zu. Noch hatte er den Universitätslauf nicht vollendet, als er, in seinen Bestrebungen völlig umgewandelt, obwohl dem Glauben noch nicht befreundet, dem Vater schrieb, es erscheine ihm jetzt das Loos eines unabhängigen Gelehrten als das beneidenswertheste; und die von bedeutenden Autoritäten, wie Heyne, Joh. v. Müller, Eichstädt, mit Beifall aufgenommene Schrift **De re Romanorum municipali**, womit er den Doktorhut gewann, gab Zeugniß davon, daß er sich jetzt ganz dem Positiven, der Gelehrsamkeit, zugewandt hatte. Aber auch das war ihm nicht beschieden, in unabhängiger

Stellung ganz für die Wissenschaft zu leben. Beinahe von der Universität weg berief ihn die Reichsstadt **Nürnberg** auf Empfehlung Dr. **Malblancs** zu dem Amte eines Konsulenten, und bei'm Uebergang der Stadt in den bayer'schen Staatsverband wurde er königlicher Diener. Er hatte anfangs die Aufgabe, zu versuchen, ob die unheilbar zerrütteten Verhältnisse von Nürnberg noch irgendwie geordnet, ob das einsinkende Leben der Reichsstadt noch gefristet werden könnte; zu welchem Zwecke er längere Zeit als Abgeordneter seiner neuen Mitbürger bei'm Reichstage in Regensburg, und außerdem in Paris, in Berlin und Wien zubrachte. In Nürnberg selbst mußte er ein ihm ganz neues Feld, das Schuldenwesen der Reichsstadt, bearbeiten, und als bayer'scher Staatsdiener, zuerst in Nürnberg, später in München, wurde er dem Finanzministerium untergeordnet. Manches Jahr mit Arbeiten überladen, welche seiner wissenschaftlichen Neigung ferne lagen, fand er mit dem Eintritt in die reifen Mannesjahre doch allmälig mehr Muße zu gelehrter Beschäftigung, die auch bis dahin überall, auf Reisen, wie daheim zwischen der Berufsarbeit, ihm fast die einzige Erholung geblieben war.

Er lebte nun mit den Alten, nicht in der Absicht, als Schriftsteller im Fache der Philologie, sondern blos, um an seiner eigenen Bildung zu arbeiten. Die Philologie selbst galt ihm keineswegs als das Höchste: es schien ihm nicht einmal wohlgethan, daß man eine eigene, scheinbar für sich bestehende Wissenschaft aus derselben gemacht hatte. Aber die Seele, meinte er, bedarf eines Gewandes, wie der Leib; und das Gewand, welches den im Verkehr mit den Alten lebenden Geist nach und nach von selbst umkleidet, ist das einfachste, schönste, würdigste; die großen Autoren belohnen den anhaltenden Dienst, der ihnen erzeigt wird, damit, daß sie ihrem Diener etwas von ihrem

Wesen mittheilen; was denn sich daran besonders erkennen läßt, daß die Seele des wahren Philologen der andringenden Mannigfaltigkeit verführerischer Eindrücke der Gegenwart, vornehmlich im politischen und literarischen Gebiete, wie auch dem bunten Wechsel der Sitten, nicht unterliegt, sondern, von der einmal geschauten Wahrheit und Schönheit eingenommen und erfüllt, gegen die Wirkungen des Scheines verwahrt bleibt. Es war zuerst der Grad und die Art geistiger Anstrengung, welche das Eindringen in die alten Sprachen erfordert, was er als bildend für den Geist erkannte: weßhalb er auch die Beschäftigung der Jugend mit deutschen Schriftstellern in der Schule verwarf. Dann aber, meinte er, könne das Vermögen, fremde Gedanken vollständig aufzufassen, eigene mit Konsequenz zu bilden, durch das Reden und Schreiben Ueberzeugung zu erwecken, könne auch die Reinheit und Schönheit der Sprache, der richtige Geschmack, niemals durch Regeln, wohl aber und allein und gewissermaßen unbewußt, dadurch gewonnen werden, daß man sich in die Alten, und zwar noch mehr in die Griechen als in die Lateiner, hineinlebte. Denn die Kunst der Rede hielt er unter allen Künsten am höchsten, und wies gerne darauf hin, daß Pindarus*) inmitten vieler und großer Denkmäler der bildenden Kunst doch gesungen habe: „Nur das Wort reicht hin an die Herrlichkeit der Unsterblichen." Als ich ihm von dem Eindrucke schrieb, welchen Thibauts Schrift von der Reinheit der Tonkunst mir hinterlassen hatte, wollte er's nicht einräumen, daß dasjenige so hoch gehalten werde, was der Mensch mit dem Vogel gemein habe, als das, wodurch er über allen Geschöpfen stehe. Bei solcher Ansicht von der Bestimmung und dem Werthe der Philologie beklagte er,

*) Fragm. Bei Dissen, Encom. VIII, 4.

daß deren Hilfsfächer gar oft in einer Weise betrieben würden, bei welcher die studirende Jugend weniger als früher, wo die Philologie selbst noch als Dienerin galt, ihre Früchte zu genießen bekämen; selbst die Pflege der Grammatik schien ihm vielfach über den Zweck der Philologie hinauszugehen. Und wie er in philologischer Thätigkeit nur die Förderung der eigenen Bildung suchte, so können die kleinen Gelegenheitsschriften, die er von Zeit zu Zeit veröffentlichte, Zeugniß darüber geben, daß er im unausgesetzten Umgang mit den Alten dasjenige selbst gewann, was er Allen wünschte. Denn so gerne und so gut er lateinisch schrieb, wie De Bello Borussico, und in den Gedächtnißschriften auf Drück und auf unsern Vater, so wollte er doch vor Allem gutes Deutsch reden und schreiben lernen. Der als Forscher in der ältesten deutschen Geschichte bekannt gewordene Geheimerath Barth hat ihm gesagt, daß seine Vorträge über Finanzsachen, welche an sich aller klassischen Form unzugänglich erscheinen, eben seiner Fassung wegen von andern Räthen vielfach nachgelesen worden seien.

Ließ er so die Alten auf seinen Geist einwirken, indem er deren Kunstform und Betrachtungsweise unwillkürlich in sich aufnahm, so suchte er mit entschiedener Absicht und Vorliebe in der Philologie und durch philologische Methode die geschichtliche Erkenntniß. Nicht daß er als Geschichtsforscher nur oder auch vorzugsweise sich in der alten Welt bewegte, wiewohl das Typische in der Geschichte der Vorzeit ihn immerfort beschäftigt hat: die Sprachen selbst waren ihm die vornehmsten Urkunden der Geschichte: die Entwickelung der Völker, ihr Auf- und Niedersteigen, Blühen und Welken, fand er nirgends mit so deutlichen Charakteren, wie in ihren Sprachen, verzeichnet, und die Eigenthümlichkeiten der Völker, auf diesem Wege erkannt und verglichen, belehrten ihn über die Natur des

Menschen, die er zu erforschen bemüht war; er meinte sicherer auf diesem Wege zu gehen, als diejenigen, welche sich ihre Anthropologie durch naturgeschichtliche Beobachtung bilden. In gleicher Weise, wie er's mit den Alten hielt, deren Dichter, Philosophen und Redner ihm für die Geschichte eben so viel galten, als die Geschichtschreiber selbst, studirte er die Weltgeschichte bis zur neuesten Zeit herab, ohne sich durch das Mißverhältniß zwischen dem Umfang der Quellen und dem geschichtlichen Ergebniß, durch abstoßende Form und Sprache, oder auch durch historische Unzuverlässigkeit ermüden zu lassen. So hat er, was nicht leicht Einer nachthun wird, sich durch die Acta Sanctorum und durch sämmtliche Hauptschriftsteller des Mittelalters durchgearbeitet, obwohl er meinte, es komme nicht leicht ein Leser unversehrt von diesen weg, wie Joh. v. Müller weggekommen sei. Bei den Geschichtschreibern neuester Zeit, wie auch in Zeitschriften, glaubte er wahrzunehmen, daß die Ansichten über die Vergangenheit je nach dem Standpunkt wechselten, den die Gegenwart einnahm. Ihm dagegen lag's am Herzen, das Wesen und die Eigenthümlichkeit seiner eigenen Zeit nach den Resultaten zu ergründen, welche er aus dem unbefangenen Durchforschen der früheren gewann. Es war ihm die Geschichte ein Höhenmesser, mit dem man den Stand der Weltverhältnisse ziemlich sicher beurtheilen könne, wenn man das, was durch alle Zeiten herab das allein Merkwürdige und Belehrende sei, den Streit, mit Worten oder mit Waffen geführt, bis in's Einzelne erkunde. Dadurch könne man lernen, die Gegenwart, welche man ihrer Breite wegen, wie der einzelne im Gefechte stehende Mann, nicht überschauen könne, wie von außen her und darum schärfer und umfassender ansehen, und den Zusammenhang der Erscheinungen unter sich und mit der Vergangenheit erkennen. Wo sich in der

Geschichte der Völker die rechtlichen Verhältnisse lösen, und sich eben dadurch neue Gestaltungen des öffentlichen Lebens vorbereiten, da erkannte er die Zeitläufe als die belehrendsten für die Beurtheilung der Gegenwart. Die englische und die französische Revolution bot ihm hier einen unerschöpflichen Stoff, dem kein früherer an Reichthum zu vergleichen ist. Von da aus suchte er sich das Urtheil über die Gegenwart zu bilden und festzustellen, deren Erscheinungen er mit der größten Aufmerksamkeit verfolgte.

Er sah in der Gegenwart große Bewegung, manche Erschütterung, viel Einzelnes zerrüttet, manche Zeichen drohender Auflösung in unsrem deutschen Vaterlande. Die Bewegung an sich erschien ihm überall nothwendig und eben dadurch berechtigt; wie er denn das *τὸ γὰρ ἄπραγμον οὐ σώζεται**) gerne anführte, und kein Begehren für's öffentliche Leben so widersinnig fand, als das der Stabilität. Aber der durchschnittliche Charakter der Bewegung, der von Unten gegen Oben, wie der von Oben nach Unten, schien ihm nicht der rechte, nicht der unsrer Nationalität entsprechende zu seyn: das wahre politische Fortschreiten sei dasjenige, welches dem Drehen um die eigene Achse gleiche; während wir von einem solchen Fortschreiten träumten, das uns von den beiden Polen unseres politischen Daseyns, der Religion und der gemäßigten Monarchie, weg in's ungemessene Weite zu entführen drohe. Schon die allgemein verbreitete Vorstellung von den geistigen Fortschritten, die man bereits gemacht habe, und ebenso von denen, worin man begriffen sei, konnte er sich nicht aneignen; nicht die Vorstellung, daß die außerordentliche Ausbildung der mechanischen Kunst und die scheinbare Ueberwindung der Natur, daß der unermeßliche Anwachs des gelehrten Mate-

*) Thuc. II, 63.

rials, daß die Ueberfruchtung der sogenannten schönen Literatur, das Schaffen einer vermeintlichen allseitigen und europäischen Bildung und die Pflege des Angenehmen in jeder Gestalt ein Gewinn für den Geist des deutschen Volkes sei; manche Erscheinungen, wie den Beifall, den Börne und Heine gefunden, deutete er vielmehr als Zeichen davon, daß der deutsche Geist jetzt minder gesund sei, als da, wo Schiller und Göthe auftraten. Was man als die bewegende Kraft hinsichtlich des Fortschreitens betrachte und behandle, die öffentliche Meinung, sei da, wo sie sich als solche in natürlicher Weise kundgebe, allerdings unwiderstehlich, wie im sechszehnten Jahrhundert die Meinung von der Nothwendigkeit der Reformation, wie in dem unsrigen die Erhebung gegen die fremde Gewaltherrschaft: es wirke eine solche Meinung eben wie die Frühlingsluft, welche auf einmal das Eis breche. Aber in solcher Art erwachse eine öffentliche Meinung lediglich und selten durch gemeinsame Empfindung der Noth; wogegen die künstliche Erzeugung derselben durch die Presse in der Regel bewirke, daß Eingebildetes als wirklich, und Wirkliches als eingebildet genommen, und das Vermögen, Gutes und Böses zu unterscheiden, geschwächt werde;*) er glaubte mit dem größten Demokraten unsers Jahrhunderts, Thomas Jefferson, daß der öffentliche Geschmack durch nichts so schnell verderbt und für gesunde Nahrung unempfänglich gemacht werde, als durch die Bearbeitung der öffentlichen Meinung Seitens der Parteien durch die Presse. Nichts schien ihm offenbarer, als daß der allgemeinste Charakter der Bewegung von Unten gegen Oben noch ganz derselbe sei mit dem Wesen der französischen Revolution; ihr

*) Dazu noch dasjenige, was Sen. de brev. vitae 19 treffend bezeichnet: Amare et odisse, res omnium liberrimas, jubentur.

Ziel sei, vielleicht unbewußt, auch bei uns die Herrschaft der Mehrheit, das Recht des Stärkern, die Uebergewalt der Fäuste; ein Zustand, der auf einmal in die Wirklichkeit träte, wenn dem Streben der einen Partei gemäß allgemeines Stimmrecht eingeräumt würde.

Die Welt, meinte Fr. Roth, hat schon einmal das wunderbare Schauspiel gesehen, daß aus einer Art Weltliteratur, aus der Verbreitung einer allseitigen Bildung und den durch Geistesbildung gemilderten Sitten selbst unsägliche Barbarei unwiderstehlich hervorwuchs: die römische Welt war unter den Antoninen nicht minder gebildet in ihrer Art, als unsre heutige, und sie ist nicht durch den Einbruch roher Völker, sondern durch sich selbst in Barbarei versunken, als sie, überreich an Mitteln der Geistesbildung, das Vermögen einbüßte, diese Mittel zu gebrauchen. Er glaubte, daß unsere Regierungen vor allem andern berufen seien, zu verhindern, daß die Barbarei hereinbreche, von welcher die Welt bedroht ist, wenn die Revolution ihr Ziel erreicht. So meinte er denn, ihre natürliche Stellung sei zwischen dem, was besteht, und dem, was werden will, so zwar, daß sie zu allererst, was mit ganz unzweifelhaftem Rechte besteht, wie die Religion, das Königthum von Gottes Gnaden, die nationale Sprache und Sitte, um jeden Preis zu erhalten sich bemühten, was aber werden will, dann selbst förderten und schafften, wann sie quid possit oriri, quid non aus der eigenen Geschichte ihres Volkes erkannt und die wirklichen Bedürfnisse der Zeit sich deutlich gemacht hätten. Denn was das Volk in Wahrheit brauche und begehre, das lasse sich auch ermitteln, wenn man ernstlich suche. Aber den unberechtigten Forderungen müsse strenger Widerstand, dem Gerede und dem Einflusse der Parteien ernste Gleichgiltigkeit entgegengestellt werden. Burke, Canning, Wellington waren

ihm Muster solcher Staatslenker, welche, im Widerstehen wie im Nachgeben und Gewähren gleich groß und stark, unsrer Zeit gezeigt hätten, wie man erhaltend fortschreiten und im Fortschreiten erhalten solle. Aber die Gesetzgebung unsrer Zeit, obwohl auch sie manches Gute gebracht habe, lege zu geringen Werth auf das Einheimische, wie sich dieses nicht eben aus neuer, noch nicht abgeschlossener Erfahrung, sondern aus der ganzen geschichtlichen Entwicklung des deutschen Volkes erkennen lasse; es schade da unsere Bewunderung des Fremden, unsre Lust zur Nachahmung; und so sei uns auch die Meinung angekommen, als wäre die Theorie die rechte Quelle und die Grundlage neuer Staatsverfassungen. Alle lebendigen und wirklichen Verfassungen alter und neuer Zeit seien geworden, nicht gemacht worden, nicht wie Pallas in vollständiger Rüstung aus dem Haupte des Gottes hervorgesprungen, sondern in Theilen entstanden, aus unabweisbaren nationalen Bedürfnissen, vielfältig auch durch Feststellung alter, durch den Zeitgeist bedrohter Sitten hervorgegangen, und eben dadurch mit dem Sinne des Volkes nicht nur verwandt, sondern Eines gewesen. Viel Allgemeines in Deutschland, viel Eigenthümliches der deutschen Stämme und ihrer alten Rechte und Satzungen sei bei'm Falle des deutschen Reichs vorhanden gewesen, was der Erhaltung würdig als Grundlage eines neuen Aufbaues hätte dienen können. Im Gegensatze gegen diese seine Ansichten war's ihm merkwürdig, aus dem Munde des Verfertigers einer der neuen Verfassungen das Wort zu vernehmen: „Das Volk müsse erst für diese Verfassung erzogen werden.“ Die neuen Verfassungen schienen ihm gegrabenen Teichen ähnlich, bei denen es nicht unmöglich, aber auch ganz ungewiß sei, ob Quellen aus der Tiefe zu denselben heraufbringen und sie speisen würden.

Die Lust zu Neuerung und Umkehr des Bestehenden, meinte er, ist die Niederländer im sechszehnten, die Engländer im siebzehnten, auch die Nordamerikaner im achtzehnten Jahrhundert bei ernsten und strengen, uns aber in diesem Jahrhundert nach dem Vorgange der Franzosen bei schlaff gewordenen Sitten angekommen, so daß sich in die politische Bewegung unsrer Zeit viel mehr Unreines gemischt hat, als bei jenen uns verwandten Völkerschaften. Es sollte daher die Bewegung von Oben nach Unten zu allererst gegen das Anwachsen des schon groß gewordenen sittlichen Unfugs und auf Erhaltung der Reste deutscher Zucht und Sitte ausgehen. Statt dessen habe die Verwaltung, wie sie im Durchschnitt verfahre, denen, welche von Unten auf Alles gleich machen wollten, von Oben her durch ihr Organisiren selbst gezeigt, wie es dem Scheine nach leicht sei, alle Eigenthümlichkeiten der Orte und Gegenden zu verwischen; die Centralisation lasse keiner Körperschaft ihre berechtigte Stellung zwischen dem Throne und dem Volke, und reize dadurch dieses selbst zu Verbindungen, die gegen die Regierung gerichtet seien; die Bureaukratie endlich, welche in ihrer Art eben so nivellire, wie die Bewegungspartei in der ihrigen, wolle nicht selbstständige, nur folgsame Diener, unbekümmert darum, daß der Diener, je unselbstständiger, desto bereiter sei, der Neuerung, welche ihn durch die Hoffnung einer verbesserten Lage reizt, sein Ohr zu leihen, und dem Gegner, wo dieser in der Oberhand ist, seine Dienste zu widmen. Auch die Bewegung von Oben nach Unten hielt Fr. Roth im Allgemeinen nicht für die rechte und heilsame. Aber er glaubte an den guten Willen der Regenten und vertraute vornehmlich der deutschen Gesinnung seines und unsers Königs; das Geschlecht der alten Schälke an den Spitzen der Verwaltungen, deren ironisches Handthieren im Amte

er in mehr als einer Hauptstadt selbst geschaut hatte, glaubte er abgestorben; den Wahrheitssinn unseres Volkes fand er zwar geschwächt, aber nicht geschwunden; die geistigen Kräfte nirgends in der Welt so groß und so mannigfaltig, obwohl durch ihre Zerstreuung minder wirksam; und vor Allem hoffte er auf die unüberwindliche Macht des Christenthums.

Mein Bruder hatte die Altersstufe erreicht, von welcher Aristoteles (Rhet. II, 14) sagt, daß sie die vollständige Entfaltung des männlichen Geistes herbeiführe, als ihm dasjenige Amt zu Theil wurde, welches seinen Studien, wie seiner Neigung, ganz entsprach: er wurde im März des Jahres 1828 Präsident des Oberkonsistoriums in München. Als bei Erledigung der Stelle ihm der Wunsch aufstieg, daß sie ihm beschieden seyn möchte, erinnerte er sich, daß der Vater ihn als etwa zwölfjährigen Knaben einst hier in die Stiftskirche mitgenommen hatte, die Probepredigten anzuhören, welche von Kandidaten abzulegen waren; daß ihm das Loos des Konsistorialdirektors, welcher, auf einen Stock mit goldenem Knopfe gestützt, jedem der Kandidaten das Satis est zurufen durfte, über Alles beneidenswerth erschienen war; worauf der Vater gesagt hatte, so weit könne er's auch bringen, wenn er fleißig lerne, und noch weiter. Obwohl es aber in der Welt keinen Beruf gab, der ihm wünschenswerther gewesen wäre, erlaubte er sich keine Aeußerung des Verlangens, viel weniger einen Schritt zur Bewerbung. Der König Ludwig hatte selbst den Gedanken gefaßt, diesen aber nicht ausgeführt, ohne zuvor die Meinungen bedeutender Personen eingeholt zu haben. Und es fehlte nicht an starkem Widerspruch von Solchen, die entweder einen andern ebenfalls verdienten und energischen Mann wollten, oder auch gerade ihn seiner Eigenthümlichkeit wegen nicht wollten. Der

Minister, unter welchem er bis dahin arbeitete, gab zur Antwort: Fr. Roth werde nicht unterlassen, der Regierung bei Gelegenheit sein attisches Salz in's Gesicht zu sprengen, erkannte aber seine vorragende Tüchtigkeit für die Stelle an. Als der König entschieden hatte, freuten sich Alle der Wahl, welche unsrer Kirche wohlwollten, selbst katholische Geistliche, ungeachtet Fr. Roth als strenger Protestant angesehen war. Am 13. März 1828 in die Residenz berufen, durfte er aus des Königs eigenem Munde seine Ernennung zum Präsidenten vernehmen, und der König selbst ermahnte ihn, sein Amt ohne irgend anderweitige Rücksicht nur nach bestem Wissen und Gewissen zu führen. „Was hälfe es dem Menschen," erwiederte er, „wenn er die ganze Welt gewänne" — und der König unterbrach ihn, indem er hinzusetzte: „und nähme doch Schaden an seiner Seele."

Er trat in den neuen Beruf voll von Bewunderung der göttlichen Führung, deren eigenthümliche Wege er in ernstem Nachdenken oft betrachtet hatte. Denn auch aus der Geschichte hatte er, je tiefer er eindrang, desto lauter den Ruf zur Demuth vernommen; und von der Demuth aus, die er im eigenen Leben und in der Geschichte gelernt hatte, konnte er, zum reifen Manne geworden, ebenso zum Glauben aufwärts steigen, wie er dreißig Jahre vorher in jugendlicher Schwärmerei den Glauben tief unter sich gesehen hatte. Er hatte sich aber schon längere Zeit neben den andern philologischen und geschichtlichen Studien mit religiösem Stoffe viel beschäftigt, besonders mit Luthers Schriften, dann, als er in die nächste Verbindung mit F. H. Jakobi getreten war, mit Hamann; und der tägliche Umgang mit Jakobi förderte seine religiöse Stimmung, ungeachtet der edle Greis es selbst beklagte, daß er sich das Positivste im Christenthum nicht aneignen könne. Zu Luthers Werken hatte ihn zuerst der philologische

Trieb hingeführt: er hob das Vollendetste in der Sprache, dasjenige, worin der Geist des Reformators sich am reinsten und schönsten kund gibt, hervor, woraus dann die Sammlung mit dem Titel: Dr. Martin Luthers Weisheit, entstand, welche 1816 zu Nürnberg im Druck erschien. Bei Hamann reizte ihn zunächst dessen Auffassung griechischer Weisheit im Einklang mit der geoffenbarten Wahrheit, die Vereinigung antiken Sinnes mit dem christlichen. Wann ihm der Glaube an das einfache Bibelwort zum Herzensbedürfnisse geworden sei, wüßte ich nicht zu sagen; wohl aber ist gewiß, daß er nimmermehr gewagt haben würde, Vorsteher einer Kirche zu werden, deren Glaube nicht der seinige gewesen wäre.

Er fand den Rationalismus im geistlichen Regiment und bis auf die niederste Stufe des Klerus, dann unter protestantischen Lehrern, Beamten und Bürgern so ganz vorwaltend, daß die Wenigen, welche dem Glauben unserer Kirche treu blieben, selbst in den vorherrschend protestantischen Landestheilen als Sektirer mißgeachtet, gedrückt, oft beinahe verfolgt wurden. Fr. Roth hielt sich nicht für befugt oder berufen, Andern seinen Glauben aufzunöthigen, und ein Bekenntniß mit dem Munde, ohne Ueberzeugung, erschien ihm schon in politischen, viel mehr in religiösen Dingen ganz verwerflich. Auch wollte er den Predigern nicht selbst predigen lassen: es ist, dachte er, das Wort sehr nahe bei dir in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du es thuest (Deut. 30, 14.). Aber auf die heilige Schrift, die Symbole, die Heiligkeit des Berufes und des Amtsgelöbnisses, auf die Pflichten des geistlichen Vaters der Gemeinde, auf die Verbindlichkeit zur wissenschaftlichen Fortbildung wurde mit Ernst hingewiesen. Doch gerade diese Pflege des geistlichen Regiments reizte zu heftigem Widerstand und erbittertem Angriffe. Denn was den Mei-

sten mit einem gewissen Stolze ihr Rationalismus hieß, war nichts weniger als ein religiöses oder wissenschaftliches System, sondern vielmehr der Widerstand dessen, was die heilige Schrift das Fleisch nennt, gegen Alles, was im Christenthum dem Eigenwillen unbequem ist, zunächst gegen die Lehre von der Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen; da man denn, weil dergleichen aus der Bibel nicht zu streichen war, und darüber gepredigt werden mußte, zu deuten und zu drehen und die Inspiration der Vernunft über die der heiligen Schriften zu setzen, ja diese selbst als veraltet zu verdrängen sich bemühte. Es war natürlich, daß diese Art von Bekennern des Rationalismus ihren Widerstand nicht denjenigen Anforderungen entgegensetzte, deren gute Begründung und Billigkeit sie nicht leugnen konnten. Dagegen bekämpften sie die vornehmsten Dogmen unsrer Kirche mit allen Waffen, nicht des Scharfsinnes und der Wissenschaft, sondern mit Schmähungen und Lästerungen jeder Art gegen die Obern, denen sie Symbolatrie und despotisches Hinarbeiten auf Verfinsterung der Geister zur Last legten; besonders in einer 1831 begonnenen und bald verschwundenen Zeitschrift, welche der damals viel genannte Stifter der Lautirmethode herausgab. Fr. Roth hat niemals etwas gethan, sich gegen diese oder andere Angriffe zu vertheidigen oder dieselben abzuschneiden. Aber das erkannte er, daß es seine Aufgabe sei, dafür zu sorgen, daß ein anderes wissenschaftliches und gläubiges Geschlecht von Geistlichen*) nachwüchse; und ungeachtet seine eigenthüm-

*) Unter Andrem sollten hiezu zwei Anstalten dienen, beide im Jahr 1833 gemacht, einmal das Ephorat für die Studirenden der Theologie in Erlangen, und zweitens die Einrichtung, daß immer vier (jetzt sieben) Kandidaten des Predigtamts, welche ihre theologischen Studien absolvirt haben, in München unter den Augen des Oberkonsistoriums durch weitere, vorzugsweise

liche amtliche Stellung ihm keinen unmittelbaren Einfluß auf Schule und Universität zuließ, ist ihm und gleichgesinnten Freunden, unter denen Niethammer ihm am

---

praktische Studien sich für ihren Beruf noch ferner ausbilden sollten. Das Ephorat in Erlangen hat nur fünfzehn Jahre bestanden. Folgende Stelle aus einem Briefe Fr. Roths an den Ephorus, Prof. Dr. Höfling in Erlangen, vom 15. Septbr. 1833 zeigt, welcherlei Bildung er als nothwendig für den Geistlichen ansah.

„Noch vielmehr aber würde ich mir von einer andern Wirksamkeit versprechen, zu welcher ich Sie und die Repetenten auffordern möchte. An den meisten, auch den besseren Prüfungsarbeiten ließen mich vielerlei Wahrnehmungen auf eine nur geringe Bekanntschaft mit der klassischen Literatur schließen. Ich bedauerte das, ohne mich darüber zu verwundern, da ich weiß, wie mancherlei Irrthum und Wahn von diesem Studium abkehrt, dem überdieß häufig eine Richtung gegeben wird, deren Unfruchtbarkeit abschrecken kann. Niemand ist entfernter als ich von dem Wunsche, daß unsre jungen Theologen sich in die sogenannte Alterthumswissenschaft, in die vermeintlich selbständige Philologie vertiefen möchten. Nicht einmal denen würde ich dieß wünschen, die sich zugleich auf das Schulamt vorbereiten. Eine vertraute, fruchtbare Bekanntschaft mit den hohen Geisteswerken des klassischen Alterthums ist von jener weitläufigen, gelehrten Ausrüstung nicht nur unabhängig, sondern gedeiht oft besser bei Entbehrung derselben. Daß ich eine solche Bekanntschaft, mit Einem Autor wenigstens, allen unseren Theologen, und zwar als die beste Zugabe zu ihrem Fachstudium, herzlich wünsche, das gestehe ich offen. Ich wünsche sie ihnen hauptsächlich als ein Schutzmittel gegen die unabwendbaren Eindrücke der neuesten Literatur. Hat man durch Eindringen, welches anhaltender Betrachtung immer gelingt, an jenen Werken eine vollendete Form, sowie einen reichen Gehalt einmal kennen gelernt, so ist es unmöglich, durch Geringeres, das ein Tag um den andern bringt, so schimmernd es auch seyn mag, hingerissen und verführt zu werden. Je erschütterter heutzutage die alten Autoritäten, je zudringlicher die an-

nächsten stand, dieses in der Weise gelungen, daß das geistliche Amt kaum anderswo mit solcher Redlichkeit und Treue gepflegt wird, als in der bayerischen protestantischen Kirche.

---

maßlichen neuen sind, desto ernster ist an die Jünglinge, damit sie nicht in die schmählichste Knechtschaft gerathen, die Aufforderung zum Selbstdenken. Von diesem aber sagt ein großer Kenner: „daß man es aus den Alten mehr lerne, dazu trägt ihre Manier bei'm Untersuchen viel bei, und sollten auch in alten Philosophen weniger Sachen seyn als in neuen. Bei diesen sind es meist nur die Resultate, welche uns interessiren; bei Griechen und Römern aber ist der Gang der Untersuchung weit lehrreicher. Und hierin zeigt sich die Ueberlegenheit der Alten am deutlichsten." (F. A. Wolf, Leipzig. Lit. Ztg. Int.-Bl. Nr. 18 d. J.) Zudem steht Pindar und Sophocles, selbst Homer und Virgil dem Christenthum nicht so ferne, als hochgefeierte neuere Dichter sich ihm gestellt haben, und die Pflicht gegen die Obrigkeit wird in dem Krito erbaulicher gelehrt, als in Predigten, die neuerlich zu Weimar und Leipzig gehalten wurden. Ich breche ab, wiewohl ich eine Hauptsache, den Vortrag, der von den Alten zu lernen ist, gar nicht berührt habe. Genug, hoffe ich, um den oben ausgesprochenen Wunsch zu rechtfertigen, dem auch so große Namen, wie Melanchthon, Calvin, Grotius, das Wort reden. So eingenommen bin ich jedoch von der eingestandenen Vorliebe nicht, daß ich Antreiben zum Lesen der Klassiker begehrte. Nur wo Empfänglichkeit und Neigung ist, wünsche ich diese aufgemuntert und gepflegt. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht bei der Mehrzahl jene Empfänglichkeit vorausgesetzt werden dürfte, die oft nur der Gelegenheit und Anregung entbehrt. Wo sie aber sich nicht findet, da ist gewöhnlich doch Geschick und Neigung entweder zur Naturkunde, oder zur Mathematik, oder zur Geschichte. Auch das verdient Aufmunterung, obgleich diese Studien dem künftigen Diener des Wortes minder förderlich zu seyn scheinen, als die Philologie. Allein davon abgesehen, werden diese eben so gut das leisten, was nach meiner Ansicht noch schätzbarer als der unmittelbare Nutzen ist: die Kräfte und Triebe zu beschäftigen und zu befriedigen, die, indem

Hatte Fr. Roth im eigenen Lager heftigen Widerstand gegen das Wirken in seinem Berufe gefunden, so war der Kampf, den er, nicht mit der katholischen Kirche, sondern mit einer Partei aus derselben, zu führen hatte,

---

sie Abwechslung und Erholung von dem Beruf-Studium suchen, leicht auf das Niedrige und Schädliche verfallen, wenn sie nicht von dem Bessern angezogen werden. Dieß ist die wichtigste Rücksicht, in welcher ich jedem unserer jungen Theologen ein Nebenfach, und in demselben Aufmunterung und Anleitung wünsche. Eine Wirksamkeit in diesem Sinne, mittelbar oder unmittelbar von den Repetenten ausgeübt, wird zuverläßig die Aufsicht auf das Sittliche ungemein erleichtern. Doch ist mir eine andere Betrachtung beinahe gleich wichtig, die auf denselben Wunsch führt. Einst war die protestantische Geistlichkeit, zwar nicht so ausschließend, und darum auch nicht so herrisch, als weit früher die katholische, jedoch sehr überwiegend, Inhaberin und Bewahrerin aller Wissenschaft und Gelehrsamkeit, die in der philosophischen Fakultät vorgestellt ist. Seitdem der Wahn von allgemeiner Nützlichkeit der Theilung der Arbeit und Scheidung der Fächer auch in das Reich der Wissenschaft eingedrungen, und seitdem den sprechendsten Erfahrungen zuwider geglaubt worden ist, jedes Fach, jedes Geschäft fordere für sich allein seinen Mann, hat jener Besitz der Geistlichkeit, zu großem Schaden der Kirche, wie des Gemeinwesens, fast aufgehört. Nur in England dauert er noch fort (so daß z. B. der jetzige Erzbischof von Dublin kürzlich die staatswirthschaftlichen Vorlesungen hat drucken lassen, die er als Professor zu Oxford gehalten), und ist dort eine der größten Stützen wie der Kirche so des Staates. Bei uns war jene nachtheilige Veränderung eine Hauptursache und ein Vorwand des heillosen Begehrens einer sogenannten Emancipation der Schule, dem jetzt noch zu viel entgegen steht, in Bayern wenigstens, als daß man fürchten müßte, ihm zu unterliegen, das aber in die Länge mit sicherem Erfolge nicht anders bekämpft werden kann, als durch eine Bildung der Geistlichkeit, die ihr den alten Platz an der Spitze der allgemeinen Bildung wieder anweist."

noch peinlicher und schwerer. Nicht blos, daß die Reformation und die Person unsers Kirchenvaters, das Wesen und die Richtung unsrer Kirche in Zeitschriften und Monographien mit Hohn und giftiger Lästerung überschüttet wurde: derjenige Minister selbst, dem auch das Oberkonsistorium untergeordnet war, übte vom Jahr 1838 an einen in konstitutionellen Staaten unerhörten Druck auf unsre Kirche, besonders dadurch, daß die Bildung neuer protestantischer Gemeinden auch da, wo das Bedürfniß durch Zahlen nachgewiesen, und wo die Mittel durch äußerste Anstrengung kirchlich-gesinnter Protestanten aufgebracht und flüssig waren, in jeder Weise erschwert, Kollekten zur Aufbringung der Mittel als Eingriffe in die Prärogativen der Krone behandelt, die Anerbietungen des Gustav-Adolph-Vereines anzunehmen verboten, die Fürsorge der geistlichen Oberbehörde für die Pastoration zerstreuter Protestanten durch jedes unedle Mittel erschwert oder vereitelt wurde. Das Härteste aber war eine Kriegsministerialordre von demselben Jahre, welche allen, somit auch den protestantischen Soldaten die Verpflichtung auferlegte, sich vor demjenigen auf die Kniee zu werfen, was von der römischen Kirche das Sanctissimum genannt wird. Es blieb sieben Jahre lang vergebens, daß das Oberkonsistorium, daß auch viele Einzelne, deren innerer oder äußerer Beruf es mit sich brachte, das schwere Unrecht solch eines Zwanges an's Licht stellten. Die Erniedrigung wurde so weit getrieben, daß man das Oberkonsistorium im Jahr 1843 zwang, den beiden Generalsynoden in Ansbach und Baireuth durch seinen eigenen Kommissär zu verbieten, die beiden Hauptbeschwerden der Protestanten, wegen des Gustav-Adolph-Vereins und wegen der Kniebeugung, in ihren Anträgen zu berühren. Mein Bruder hat sich später gegen Freunde über sein Verhalten in diesen Dingen und gegenüber dem Haupte

der feindseligen Partei ausgesprochen: „er sei oft in Versuchung gewesen, loszubrechen, was ohne Zweifel geschehen seyn würde, wenn er zwanzig Jahre jünger gewesen wäre; er habe aber jedesmal die Wahrscheinlichkeit des Mißlingens, und in dessen Folge eines noch härteren Druckes seiner Kirche größer gefunden, und daher das Zuwarten vorgezogen.“ Er selbst stand fest im Vertrauen zum Könige, der immer auf's Neue seinen ernstlichen Willen gegen ihn erklärt hatte, daß unsre Kirche innerlich gestärkt und gehoben werde. Auch war ihm klar, daß selbst die höchste Gewalt im Staate nicht immer und nicht sogleich könne, was sie will. Während aber seinerseits nichts unterlassen wurde, um den Rechtsstand seiner Kirche zu wahren, schrieen ihn die Gegner als einen Vorsteher aus, welcher, um nach Oben hin zu gefallen, seine Glaubensgenossen preisgebe: er wurde laut und heftig der Servilität, theilweise sogar der Hinneigung zum Katholicismus angeklagt. Diesen Lästerungen und dem Drucke der Protestanten durch die Kniebeugung ist er durch eine am 28. Januar 1842 im Reichsrath zu München gehaltene, auch in weitern Kreisen bekannt gewordene Rede*) öffentlich entgegengetreten; es konnten auch die hitzigsten Widersacher nicht leugnen, daß diese Rede eine der freisinnigsten war, die jemals dort vernom-

*) Diese Rede ist S. 142 ff. in der Auswahl mündlicher und schriftlicher Aeußerungen des Präsidenten von Roth in der ersten Kammer der bayerischen Ständeversammlung 1828—1847 zu lesen. Die Auswahl ist zu München 1852 bei Georg Franz erschienen. Dagegen hat Fr. Roth 1851 eine Sammlung etlicher Vorträge in öffentlichen Sitzungen der k. Akademie der Wissenschaften bei J. G. Weiß auf eigene Kosten drucken lassen, und der Buchhandlung Heyder & Zimmer zu Frankfurt a. M. zum Besten des Pfarrwaisenhauses in Windsbach in Kommission gegeben.

men worden waren. Die Kniebeugung ist aber erst im Jahre 1845, dem Tag vor Eröffnung der Ständeversammlung, abgethan worden, und zwar in Folge eines Briefes, der von Fr. Roth an den König Ludwig gerichtet wurde.

Er hatte zwanzig Jahre mit wachsendem Segen als Präsident des Oberkonsistoriums gewirkt, als er bei ungeschwächter Kraft, obwohl schon acht und sechzig Jahre alt, am 1. April 1848 mit seinem Abschied von dieser Stelle überrascht wurde. Man glaubte eine Bewegung, welche von Anfang an und schon lange auf das Niederwerfen aller Autorität ausgieng, dadurch beschwichtigen zu können, daß man dem Hasse derjenigen, welche das lauteste Geschrei erhoben, den Mann opferte, welcher von den Feinden der Autorität am meisten gehaßt war. „Das hätte ich nicht gethan", sagte der König Ludwig laut, so daß manche Anwesende es hörten; und nachher versicherte der König meinem Bruder selbst, er freue sich dessen insbesondere, daß er frühern wiederholten Anforderungen, ihn zu pensioniren, immer widerstanden habe. Er selbst ertrug den harten Schlag mit dem Gleichmuth, welcher dem Christen und dem Jünger griechischer Weisheit ansteht; erst sieben Monate später kam ihn heftigere Entrüstung an, als der schriftliche Antrag des damaligen Ministers des Innern auf seine Entfernung mit den von allerlei Helfern zusammengebrachten Motiven ganz zufällig in seine Hände gerieth. Wie jener Manlius vom Volkstribun Pomponius (Liv. VII, 4) wurde er von denen, welche ihn stürzen wollten, seines eisernen Willens wegen angeklagt, den er, wie im Amte, so gegen die eigene Familie, walten lasse. Das erkannte er jetzt, daß er von jeher der Welt zuliebe zu wenig gethan, daß er sich zu viel gesondert hatte. Auch wurde ihm beinahe von keiner Seite, die königliche Familie und die nächsten

ausgenommen, Theilnahme bezeugt: er schien, was
lt jederzeit verdrießt, zu sehr auf eigenen Füßen zu
Aber jenes Jahr des Irregehens und Strauchelns
te noch allerlei andere Dinge, die ihn überzeugten,
ß er zu rechter Zeit aus dem Weinberg abgerufen wor-
en sei. Er trat auf des regierenden Königs ausdrücklichen
Befehl in den Staatsrath ein, und nach der Vollendung
fünfzigjährigen Dienstes in den Ruhestand.

Dieses allein hat er selbst gesucht und begehrt, gegen des Königs Max bestimmtes Verlangen, der auch von da an sich seines Rathes in den wichtigsten Geschäften bediente. Sonst, im ganzen Laufe seines Lebens, von seiner Versetzung nach Nürnberg an, hat er nur genommen, was ihm von selbst zukam, und ist er gegangen, wie er geführt wurde, der Ueberzeugung lebend, daß er auf's Warten angewiesen, daß es ihm heilsamer sei, sich führen zu lassen, als selbstgewählte Wege zu gehen. So lebte er denn auch im Amte, als dem nicht gewählten, sondern auferlegten Berufe, und fand in diesem Glauben die Kraft, das, was gethan werden sollte, mit Selbstverleugnung und Energie auszuführen. In diesem Sinne hat er auch Geschäfte, die ihn gar nicht ansprachen, wie als Finanzrath die des Zollreferats, mit gleicher Gründlichkeit, auch in der Ausführung, behandelt, wie wenn er eine gelehrte Arbeit vor sich hätte; und als Vorsteher der Kirche die Predigten, welche zu gewissen Zeiten von der Geistlichkeit einzusenden waren, und die Prüfungsarbeiten der Kandidaten — Beides oft eine peinliche Aufgabe — mit unermüdetem Fleiße durchgesehen. Er betrachtete sich selbst nie als den Herrn der ihm befohlenen Dinge, sondern forderte von sich und den Bei- und Untergeordneten die Treue des Haushalters, zuerst bemüht, den Rechtsstand überall herzustellen, wo dieser nothgelitten hatte, dann aber bereitwillig und strebsam, jede Billigkeit

zu üben. Denn er glaubte, daß das Bessere immer da sei, nur zu Zeiten verdunkelt und zerstreut; und die Hoffnung hat ihn nicht getäuscht, daß ihm das Bessere zu sammeln und hervorzuziehen gelingen werde, obwohl er, mißtrauisch gegen seine Einsicht, jederzeit das negative Wirken für das sicherere ansah, da dieses dem Guten den Weg und die Mittel schaffe, durch die eigene inwohnende Kraft aufwärts zu kommen und an's Licht zu gelangen. Ebendarum achtete er jede redliche Ueberzeugung, auch wo sie der seinigen entgegenstand: eigene Gedanken Anderer hielt er hoch, während das Angelernte und Nachgesprochene ihn anwiderte. Er verlangte die strengste Unterordnung unter die Zwecke, voll Achtung auch für den Geringsten von Denen, welche unter ihm dienten, wenn er sich treu und nachdenkend erwies. Streng gegen sich und Andre in Allem, was der Anstand gebietet, legte er auf die Geschäftsformen nur den Werth, welcher ihnen gebührt, und war zwar nicht gleichgültig gegen den Respekt, der ihm persönlich erwiesen wurde; aber die übermäßige Devotion in Briefen, oft gerade von Solchen bezeugt, die ihn anfeindeten und verfolgten, reizte ihn zum Spotte. Das aber vermochte er nicht, im Zwiegespräche um das zu bitten und das als persönliche Gefälligkeit nachzusuchen, was ihm als unzweifelhafte Pflicht des Andern erschien. Oft mochte er auch darum als schroff genommen werden, weil es ihm Grundsatz war, da zu schweigen, wo er nichts Freundliches zu sagen wußte. Er fürchtete zu sehr concredere nugas hoc genus: hora quota est? Threx est Gallina Syro par? Matutina parum cautos jam frigora mordent. (Hor. Sat. II, 6, 43.)

Von Natur heftig und zufahrend, arbeitete er in der Weise an sich selbst, daß er mit den Jahren immer schonender und milder wurde. Zartere Gefühle, die ihn be-

wegten, konnte er leichter schriftlich als mündlich äußern. Aber daß sie in ihm wohnten, haben alle Diejenigen erfahren, welchen er irgend Liebes und Gutes erweisen konnte; vor Allen seine Gattin, mit welcher er dreiunddreißig Jahre lang in solcher Herzensvereinigung lebte, daß sie ihm nach seinem Ausdrucke pars animae wurde. Es war zwischen den beiden Gatten eine Gemeinschaft zu allererst der religiösen und sittlichen, aber auch der andern geistigen Güter, wodurch der eine Theil zu einer fast männlichen Selbständigkeit des Urtheils erhoben, des andern Stimmung durchgehends erweicht und gesänftigt, beide aber veredelt wurden. Durch ihn lernte seine Gattin das Beste von der alten und neuen Literatur, was ihr im Original oder durch Uebersetzungen zugänglich war, kennen und genießen; durch sie wurde ihm das Land zur Heimath, dem er durch seine Geburt und seine natürliche Neigung nicht angehörte.

Zwischen ihm und dem Theile der Gesellschaft, auf den er durch seine Stellung gewiesen war, machte das eine ihm selbst auch fühlbare Scheidewand, daß er die gemeinsamen Genüsse nicht zu achten schien, worin die Welt eine Erholung geistiger Art zu finden, oder auch eine geistige Thätigkeit zu üben glaubt. Er ist, meine ich, nach seinem Aufenthalt zu Paris im Jahre 1804 niemals im Theater gewesen; und von der Musik zog ihn nur die geistliche an, die er daheim gerne hörte. Er sah das wohl, daß er sich nicht einbürgere, weil doch am Ende nur der Antheil an denselben Genüssen zur Geselligkeit führt, und wendete öfters auf sich an, was im Ps. 120 gesagt ist: „Wehe mir, daß ich ein Fremdling bin unter Mesech; ich muß wohnen unter den Hütten Kedars.“ Aber er freute sich des gesellschaftlichen Zusammenlebens da, wo ein lebhafter Austausch der Gedanken stattfand, nicht nur früher in Nürnberg, sondern auch noch zu München, wo er geselliger Gemein-

schaft mit Breyer, Jakobi, Niethammer, Schelling, Thiersch pflegte. Mit den Jahren zog er sich fast ganz in sein Haus zurück, weil er da allein seine strenge Lebensordnung einhalten konnte. Hier freute es ihn, fremde Gelehrte, die ihn häufig aufsuchten, besonders die Geistlichen und Kandidaten des Predigtamts, dann Landsleute, welche kürzer oder länger in München verweilten, und die näher stehenden Freunde jede Woche zu bewirthen, unter denen Heinrich Schubert immer sein regelmäßiger und liebster Gast war.

Der beständige Umgang mit Büchern hatte ihn so wenig gegen die Annehmlichkeiten, welche durch die Sinne eingehen, gleichgültig werden lassen, daß ihn das Leben in seinem Garten, und auf einer kleinen Besitzung, zwischen Nürnberg, Fürth und Erlangen gelegen, die Pflege der Rosen und Reben, der Gesang der Vögel, die in der Nähe des Gartens nisteten, ja daß ihn der Auf- und Niedergang der Sonne immer auf's Neue erfreute. Allerdings aber blieb ihm bis zum Ende die Geistesthätigkeit seine höchste Lust und der Verkehr mit den Alten der Mittelpunkt dieser Thätigkeit. Für den Druck zu arbeiten verlangte ihn selten: ein schon in den dreißiger Jahren vollständig ausgearbeitetes Manuskript, die Geschichte der Deutschen von der Völkerwanderung bis auf Karl d. Gr., hat er zu vernichten befohlen; aber vom Jahr 1835 an übernahm er nach König Ludwigs Wunsch die Herausgabe der damals beginnenden Münchner Gelehrten Anzeigen, in deren Devise, Liba recuso, pane egeo, er den Sinn ausdrückte, mit dem er die neue Zeitschrift einleitete und fortführte. Vieles darin ist von ihm selbst, vornehmlich Anzeigen bedeutender, sonst in Deutschland kaum bekannt gewordener englischer Werke. Mit den Alten lebte er so ununterbrochen fort, daß er auch Nachts,

wenn er erwachte, sich bedeutende Stellen ihrer Werke vergegenwärtigte. Er wußte deren unzählige auswendig; wo ihm aber ein Wort fehlte, mußte er vom Bette aufstehen und nachschlagen; sonst hätte er den Schlaf nicht mehr gefunden. Zu Zeiten hat er sich mit einzelnen Autoren mehr beschäftigt, als mit denen, welche er am höchsten hielt: z. B. mit Pindarus, Plato, Aristophanes, Catullus, Lucretius. Ich fand ihn drei Monate vor seinem Tode äußerst begierig*) auf Lachmanns Ausgabe wegen einer einzigen Leseart im zweiten Buche von De rerum natura. Doch Homer, Thucydides, Horaz, Tacitus blieben ihm die liebsten, Ilias, Odyssee, Virgil's Georgika ließ er sich etwa von seinem 58. Jahre an der Reihe nach alle Morgen vorlesen, und der Seinigen wegen, die dabei waren, auch die Vossische Uebersetzung dazu. Es wehe ihn, sagte er, wie die frischeste Morgenluft an, wenn er in der Frühe Homers Stimme vernehme.

Von wiederholten Krankheiten, die ihn zuerst gegen das Ende seines acht und sechszigsten Jahres immer zu Anfang des Winters befielen, erholte er sich dreimal im Frühling; er sah aber darin die Mahnung, sich zum Abschiede vorzubereiten. Am 21. Januar 1852, demselben Tage, an welchem zehn Jahre zuvor seine Gattin von ihm genommen worden war, ist er im Frieden nach kurzer Erkrankung gestorben.

*) Ob Lachmann II, 632 numine behalten werde. L. hat momine gesetzt.

Anhang.

1.

Oratio sæcularis, habita in curia Noribergensi.

X. Cal. Jun. MDCCCXXVI.

Quoniam fortunae quodam singulari favore mihi obtigit, ut in consessu vestro amplissimo verba facerem, publicaeque laetitiae quasi praeco existerem, omnium primum DEO O. M. grates debitas persolvo, qui constitutam ante hos annos trecentos scholam per tot deinceps bellorum tumultus, inter tot tantasque maximarum rerum conversiones, multis malis saepe tentatam, nec semel prope eversam, praesenti ope ac manifesto praesidio tutatus, ut hodie integram et florentem haberemus, directis in hancce curam multorum mentibus, magnaque rerum opportunitate addita effecit. Quod

enim viridi aevo prope omnes fruimur, quicunque vestris liberis, cives ornatissimi, erudiendis operam damus; quod omnes in eam curam intenti juventutis quoque Noricae bonis moribus, modestia, sedulitate gaudemus; quod ea inter vos fama florere coepimus, qua opus est ad fiduciam stabilis benevolentiae concipiendam; quod hinc transgressi ad altiora studia juvenes non pauci scholam nostram sua probitate ac verecundia commendant: haec summa munera per DEI clementiam contigisse nobis fatemur. Deinde eximia DEI MAXIMI gratia factum puto, ut vos, o Praetores hujus urbis amplissimi et reliqui Proceres spectabiles, iis damnis, quae forte injuria temporum scholis inflixerat, sarciendis manum admoveretis, nec tempori vestro, nec laboribus, quibus plurimis distinemini, parcentes, et muneris vestri partibus tum demum, cum optime consultum esset suboli civitatis, satisfactum esse judicantes. Itaque multa licet supersint, quae aut industriam vestram, vel nostram, vel utrorumque requirant, aut agitata sermonibus et inchoata nondum successerint, bonam tamen spem futurorum alere non modo bona causa, sed rerum multarum felix eventus nos jubet: quum ne illud quidem, quod sapienter ac benevole meditati pro augendis collegarum optimorum salariis susceperatis, diutius irritum esse vestri conatus assidui, et novissima Evocatorum honestissimorum suffragia siverint.

Quae dum animo volvimus, vetusta relegentes, recentium memores, de futuris optima quaeque sperantes, illud inprimis lubet quaerere, eaedemne sint Gymnasii nostri et hujus temporis rationes, atque illius aetatis, qua majores vestri literarum ingenuarum sedem illam ac domicilium condiderunt, et Philippus Melanchthon, suo nomine optima nascenti scholae auspicia

facturus, Musarum delubrum dedicavit? Nam quae vir immortalis pro schola aperienda disserit, nonne conversa in melius videmus omnia? Quiescit Germania penitus pacata; pertaesi bellorum turbas principes Europae Jani templum in omne tempus clausum uno consensu voluerunt; legum iidem saluberrimo temperamento non populos tantum regunt, sed suae quoque potestatis, quod nimium videtur, circumscribunt; artes egregias undique omnes arcessunt, nullo potius ornamento conspicuum suum regnum futurum putantes; nec oppida solum, sed etiam vicos singulos scholis conditis ornant et quasi exhilarant. Tum gens ipsa Germanorum quantis studiis disciplinarum omnium exarsit! Quam multis e floribus undique petitis quam aurea mella conficit! Denique in qua terra armorum strepitu late resonante vix exigua quaedam Musarum vestigia Melanchthon conspicatus huic civitati scholam constitutam gratulatur, tanquam decus hocce unicum futurum, paucis Germanorum desideratum, paucissimis concessum, in ea fervere studia docentium, discentium, scribentium, legentium, libros venales offerentium, atque etiam factiones commendantium ea, quae scribuntur, vel rejicientium provenisse videmus, ut nullus apud nos ordo, nulla aetas, sexus neuter Musarum commercio carere videatur.

En ergo, dixerit quispiam, perfecta, quae vir immortalis concupiverat, quae laeto proventu apud Germanos crescere voluerat! Fugata barbarie meliorum saeculorum ordo nascitur. Qui manibus quasi ducendi fueramus, alienae disciplinae alumni, nonne ex fluctibus illius servitutis emersisse, nostri esse plane videmur? nonne ipsis, quos habuimus artium elegantiorum praeceptores, aequiparandi? Taceant igitur, abeant, delitescant, qui aetatis suae suorumque bonorum iniqui

aestimatores, priscorum male tenaces, Gymnasia nostra, velut obsoleta tecta, tuentur; quorum si parietes nondum quassati manent, tamen atria et oeci et triclinia ruinas statim datura novam vel materiem vel structuram desiderant.

Verum est, auditores amplissimi, non iisdem hostibus conflictari videmur, qui Camerariorum et Schonerorum post tria saecula munere fungimur. At ejus rei enucleandae causa similitudine quadam ab officio sanctissimo vestro, divinarum rerum interpretes summe reverendi, petita uti licet. Vos enim, qui ad sacras conciones nos vocatis, et in domos privatas solatia divina infertis, eadem assiduo labore tentare insistitis, quae non Lutherus tantum et Melanchthon, sed omnis memoriae priscae sacerdotes praeclarissimi, denique, quae ipsi Christi Apostoli agitaverunt. Qui iisdem cupiditatibus, nomine licet paullum immutato nunquam non renascentibus, omne genus mortalium incendi, erroribus iisdem opinionum implicari videtis, eadem, ut medici iisdem morbis, vel remedia, vel fomenta adhibetis. Quae si quis, annalium librorum diligens, aequo animo contemplatus fuerit, ab irrisione istorum, qui per gradus saeculorum, vel, si Deo placet, annorum ad meliora escendere putant humanum genus, vix sese temperaverit.

Nam miserum sane, rudem artium animum habere, barbariem vultu, sermone atque in omni victu cultuque prae se ferre. At miserum non minus, librorum copia mentes obruere, prava cupidinum lectitando alere, delicato artium liberalium usu luxuriare. Itaque, qui olim penuria quadam et egestate laboravimus, nimia hodie opulentia periclitamur; et seriam doctrinam, ut aetas illa horridior ignoravit, sic mollior notra subinde magis fastidit.

Quid ergo? Num aequalium nostrorum accusator existo, tot bona hujus saeculi aspernans? Minime vero. At mutata esse vitia, quibus aetas pristina laboravit, non sublata dico, eaque iisdem armis obpugnanda esse, donec erunt, qui bonis artibus erudiri volent. Nec enim velut in alteram lancem nostra vel bona vel mala impono, in alteram aetatis antiquae, utra lanx propendeat, quaesiturus; sed, quibus imbui studiis, quibus armis accingi juvenes nostros oporteat? iisdemne, quae Melanchthon suasit, quae Camerarius comparavit, an aliis quibusdam, quaero.

Nam ut sua commoda quaeque aetas, sic sua mala habet, suas adolescentibus insidias struit; quas contra munire animos, quantum potueris, adeo necessarium est, et officium praeceptoris adeo primarium, ut hoc qui neglexerint, reliquum laborem incassum fundant. Atqui ego nullis corruptelarum pejoribus illecebris vidi adolescentes hodie irretiri, quam quibus avida lectio fabularum animos delenit.

Quod enim Cicero de arte musica dicit, miram esse vim variorum canendi modorum in utramque partem, ut et incitent languentes et languefaciant excitatos; ut tum remittant animos, tum contrahant: idem de poëseos variis modis licet contendere. Sunt, quae evehant animos carmina, quae divino quodam ardore incendant, quae qui cecinerunt, „udam sprevere humum fugiente penna;“ sunt, quae nervos animorum succidant, parvos in pueris virtutum igniculos exstinguant, florem ipsum juventae depascant. Atque in hoc genere mirum mihi persaepe videtur, quod gens nostra et aetas iis, quae voluptatis causa finguntur, nimium quantum delectatur; adeo ut, qui dulcium quid et amatoriarum fabularum nexuerint, bene meruisse de ingeniis popularium

existimentur. De qua re et quaerere et conqueri non hujus est loci; illud nec latet quemquam, nec tacendum est, latius justo cupiditatem istam fabulas lectitandi serpere, totique nostrae vitae quasi sese inseruisse. Nam quod in cultu vestituque viris quamvis gravibus usu venit, ut, quum molliorem habitum et sartorum ineptias primo aspernati, suam vestium formam et speciem vetustiorem diutius teneant, tamen vestigia reliquae multitudinis persequi mox cogantur, ne adfectare potius, quam servare mores patrios videantur: idem in rebus omnibus, quae politioris elegantiae esse ducuntur, facile adparet. Populus ipse, facundus honesti dissuasor, et publicus ille mos et vitae communitas incredibile dictu est, quantum viros quoque sapientiam artemque vitae professos a proposito rectoque cursu declinent. Igitur fabulis istis, quae suavitatem habent non austeram et solidam, sed dulcem atque decoctam, omnium aures opplentur; illos flores legere consueverunt pueri, puellae; illis caritatibus devinciuntur adolescentium animi; illa velut vestibula, illos aditus ad matrimonia ineunda habemus. Quotus enim quisque nostrûm, auditores amplissimi, dum e somniis fervidioris aetatis experrectus ad seria et res gerendas, quasi in solem ac pulverem processit, resedisse quaedam ex umbratilibus istis adolescentiae studiis in recessu animi non sensit, adeo, ut prae dulcitudine illa pleraque rerum humanarum aut acerba esse, aut fastidii plena viderentur? Deinde usus ipse,

Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi,

blandà istà infractàque loquelà plurimorum sermones refersit: qui venalia quaedam proscribunt, qui histriones, qui tibicines publice laudant, purpureum exili rei pannum assuunt. Nec secus, quae seria sunt et gravitate

orationis commendanda, ornari poëtico lepore debere nonnullis videntur, ut blaesum nescio quid ac molle sonent, quae antiqui nonnihil rigoris desiderant.

Quae quorsum pertinent? Nempe de adolescentium studiis sermo erat. Si ne homo quidem gravis ac severus, quem adversus illecebras vitiorum aetas ipsa duravit, adflatus istos ab animo suo ac sermone prohibet, tum, quod non omnes potest, tum, ne dicere cogatur, quod poëta:

> Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli:

quanto majorem vim ejusdem mali in adolescentes esse credimus? Nesciunt ea, qui in circulis vitam agunt, quibus ille demum puer videtur erudiri, qui iisdem lautitiis pascitur; scimus, qui in seria dirigere puerorum animos jubemur; ac multos vestrûm, auditores honoratissimi, expertos scire puto, qui vel adolescentulos ad negotiorum vestrorum rationes discendas instituitis, vel in mercaturis vestris juvenum opera utimini. Scimus et quotidie videmus, quantum valeant, quam vegeti sint ac recentes, qui rudes illius luxuriae ac velut illibata mente ad seria accedunt; contra, quam fessi, quam occupati, quam supini, qui illas

> Sirenum voces et Circae pocula norunt,
> . . . .
> In cute curanda plus aequo operata juventus.

Credite patres, vestrorum salutis cupidi, credite matres, quae liberorum vestrorum castimoniae atque integritati acrius fere, quam virile genus timetis, si quam domum vel histrionalis favor temeraverit, vel fabularum avida lectio occupaverit, id omne in ipso discentium consessu, atque ex ore puerorum et omni corporis habitu, denique ex oratione ac scriptione

adparere atque emicare, illoque aurium tinnitu voces docentium et admonentium vel frangi vel obtundi.

At praeclaros Germania poëtas genuit, eosque dignos, qui ab omni aetate ac sexu lectitentur; quorum in contemplationem qui otia sua convertunt, rei optimae ac saluberrimae immorantur. Quorum poëtarum laudibus tantum abest, ut aliquid detraham, ut eos rejectis aliis multis assiduo tractari, si cui otium suppetat, et revolvi cupiam. Si vero computaveris, non ea, quae legere licet (quod ei rei praetendi saepe video, nec sine quadam fraude et iniquitate), sed, quae a plurimis leguntur, non ad fontes puros vatum insignium, sed ad stagna late fusa eorum, qui longe sunt inferiores, decurrere sitientium multitudinem videbis. Denique in puerili institutione, quae soleant fieri, quaeque adolescentibus plerumque noxia quibus artibus reprimantur, omnium primum quaeri, non, quae possint fieri vel aliquoties accidant, nemini non adparet.

Huic igitur malo, quod quantum esset, demonstravisse mihi videor, armis occurrendum iisdem esse censeo, quibus usi majores nostri tribus abhinc saeculis barbariem et Scythicos mores depellere coeperunt. Sive enim asperitate quadam et inhumanitate animi horrent, sive blandimenta potius Musarum, quam praecepta sequuntur, illud unice agendum erit, ut nova quaedam verae pulchritudinis et mira species in mentes animosque descendat, qua effici possit, ut illis barbaries, his luxuria non jam admiranda nec amplectenda esse videatur. Inde fit, ut, quotiescunque multorum aliorum negotia vel publica vel privata intueor, hoc nobis, o Collegae optimi, doctissimi, conjunctissimi, delegatum ministerium gratuler, quo non modo in exemplaribus summae pulchritudinis, quae artium liberalium scientia offert, nostros

animos defixos habere, sed eodem deducere adolescentes, nascentem reipublicae spem, jubemur. Itaque ab illis studiis, quorum semina Melanchthon huic agro mandavit, quae, quocunque vel tempore vel loco maturescere iis licuit, nullos usquam fructus, nisi saluberrimos, sapidissimos, nitidissimos ediderunt, ab illis verae pulchritudinis exemplaribus, quae Graecia, quae Latium admiranda nobis et imitanda prodidit, nunquam neque nos divellamur, neque vos, adolescentes carissimi, disjungi patiamur: quorum ad institutionem non alia instrumenta adferre volumus possumusque, nisi quae rite didicimus tractare, quae nostro adhibita ingenio salubria esse intelleximus. Aetas enim nostra quum et alia multa opinionum prodigia et monstra partu inhonesto ediderit, et sententiam insulsam dicentium, posse doceri, quae quis nec sciat, nec didicerit: nostrum collegium errori pernicioso, et latius, quam quis crederet, gliscenti, sine ulla varietate refragatur.

Neque vero tantum in literis Graecis Latinisque vel in disciplina nostra praesidii esse glorior, ut hoc velut scuto objecto ab omnibus eorum malorum, quae ante memoravi, insidiis defendamini. Omnes ita nascimur, ita educamur, ut pars aliqua eorum omnium, quae vel mala habet aetas nostra vel bona, ad unumquemque nostrûm pertineat. Sed quemadmodum ii adolescentes, qui diligenti et pia quadam cura educantium usi sunt, si per aetatis fervorem et lasciviendi copia data licentius aliquando vitam egerunt, citius tamen resipiscunt atque ad frugem bonam redeunt: sic infixam et sedentem in sana mente verae pulchritudinis speciem, quam quis exemplaria Graeca et Romana intuitus conceperit ac dilexerit, ad tempus languescere posse, nunquam obliterari existimo. Hoc igitur operae vestris ingeniis

in schola nostra praestari cupio ac spero, ut verae pulchritudinis sensu delibuti, et cognitis, qui vere eloquentes, vere amoeni sunt, si quo tempore, velut lapsi memoria et opinione, tenuioribus delectari, mediocria mirari coeperitis, ad veram existimationem facilius revertamini, et, quae digna lectu, scitu salubria sint, certius undelibet deligatis.

Quum vero optimi cujusque vestigiis ingressi de Academia demigrabitis, illud curriculum industriae vestrae insistetis, in quo virium contentioni insuevisse et rebus seriis delectari, vanarum contra et fucati nitoris nullo desiderio teneri magnopere vestra intersit. Ut enim alii Regis nostri Ludovici virtutes alias eximias iis, quibus fas est, laudibus extollant: nihil tamen admirabilius mihi videtur, quam quod omnes, qui ad rempublicam accedunt, vigilare, agere, bene consulere, liberum ab omni mollitia et inertia animum vult habere. Hinc magna mihi spes est, fore, ut, qui maximam penes leges vim esse volunt, qui nec sibi quid arrogant, nec arrogantibus aliis adulantur, qui continenter, qui sobrie, qui severe res omnes tractant, quasi erecto statu et libero incessu in republica versentur; ut contra, quorum mollior indoles est, et aliunde, quam ab virtute ac labore, subsidium petitura, admotis stimulis tam egregiis ad sensus viriles et severos enitantur. Quid vero salubrius adolescentibus, quam, quo optimus quisque sponte sua contendat, eo, si quid e diverso proritet, imperii vi quadam et necessitate compelli? quid felicius, quam ad perpetuum certamen optimarum artium provocari; quid pulchrius, quam, quae sunt honestissima, eadem utilissima experiri? quid praeclarius, quam Regem ipsum cujusvis operae in rempublicam collatae summum arbitrum atque existimatorem justissimum habere?

Ut vero magis immunem ad negotia animum cuncti adferant, Rex idem sapientissimus luxuriam omnem a vita nostra et moribus vult amoveri. O rem admirabilem, nullisque meis laudibus exaequandam! Rex ipse, quae maxime regalia multis videntur, opiparos adparatus, vestem pretiosam, pensi non habet; quod infimo cuique dari fato multi putant, laborare, sudare, suum esse arbitratur; praecipuus adstricti moris auctor ipse Rex eo inter nos exemplo agit, ut verae nobilitatis argumento mox sit futura parsimonia et moderatio; ut suppetat, unde colonis adflictis, unde artibus et opificiis subsidia parentur, suos usus et regiae ipsius compescit. O saluberrimum illud reipublicae vitaeque privatorum temperamentum futurum! Quod enim pauci ad nostram usque memoriam concupiverunt, ut in eadem civitate et literae artesque bonae florerent, et a moribus luxuria fastusque omnis prohiberetur, id strenue adgressus se perfecturum esse Rex Ludovicus ostendit.

Quo igitur duce, auspice, moderatore Bavaria felix pace, securitate publica, apud exteros honore et dignitate perfruitur, quo exhortante ad laudes aliorum Germanorum aemulandas accingimur, quo auctore feracissima virtutum respublica erit, Rex Augustissimus Ludovicus, quaecunque vel ipsi exoptanda esse videbuntur, vel non optantis majestatem, imperium, beatitudinem amplificabunt, ea cuncta ut a DEO O. M. data nanciscatur, piis supplicibusque votis precamur. Ac primum omnium salvus esto Ipse, et quantum laboris nostrae saluti tuendae insumit, tantum Ipsi virium divinitus semper accedat; salvamque habeat Regiam Conjugem Theresiam, quae quomodo Ipse regnum universum, ita domum regiam virtutibus suis illustrat; et salvam prolem, delicias Bavariae; videatque sui simil-

limos filios, juventutis principes; matris Augustae filias simillimas, formae excellentiam venustate animi decoraturas. Tum quali Ipse sapientia, clementia, celeritate ingenii, vigore animi rempublicam universam curat ac sustinet, talem omnium consultorum, ducum, magistratuum voluntatem, tale consilium, tale obsequium in unaquaque re gerenda experiatur; habeatque cives eodem animo parentes, quo regnat Ipse. Quod autem magno animo pridem conceptum praeclare inchoavit, ut urbs regia, regni caput, non modo operum artificiorumque specie ac magnificentia exornaretur, sed etiam virorum eruditissimorum conventu ac disciplina uberrima floreret, obsecundante fortuna id omne perpetret atque absolvat.

Illâ vero sub umbrâ tu quoque posita, o Civitas Norica, artium multarum genitrix, plurimarum nutrix, quando, quae bona habes antiquitus, quaeque a Maximiliano, immortalis memoriae Rege, aucta Ludovicus cumulat, satis coaluerint ac robur adsumserint, nulli municipiorum posthabenda, plurimis praestantior eris. Id non alia te ratione certius consecuturam esse vidisti, quam si adolescentium ingenia ita conformentur, ut in omni vita DEUM sacraque christiana sancte colant, modeste agant, parentibus legibusque obediant, labori atque industriae adsuescant, optima quaeque sequantur et sapienter tractent, quae sint nocitura, vitantes. Has tam pias voluntates DEUS O. M. bene juvabit, bonisque auctibus augebit, ut nostrae aetatis laudibus major subinde felicitas ingeniorum succrescat, et saeculo festam hanc lucem referente nos, qui subolem juniorum erudimus, quamquam religiose nostra administrantes, tamen ad succedentium gloriam non consurrexisse dicamur.

2.

De Satirae natura.

Si ex vitiis hominum notandis materiam satirae confieri recte judicamus, magnam in ea cum aliis antiquae poëseos generibus communitatem inesse confitebimur. Nam comoedia, non motoria illa, quam Lessingius lacrimosam vocat, sed prisca Graeca, judice Aristotele*) imitatur deteriora, sed non omnis generis vitia, verum turpitudinem, cujus pars est ridiculum. Et A. W. Schlegelius**) quidquid dignitatis ac majestatis habeat natura humana, tragici esse generis censet, contra idem alienum esse a comoedia et maxime disjungendum, et humana omnia poëtae comico in deterius esse vertenda. Deinde fabulae Atellanae***) quas in pulpito statuebant personas, Maccum, Bucconem, Pappum, Dossenum, omnes propter vitia quaedam individua ridendas praebebant. Denique Archilochi†)

*) Poët. V. Cic. de Or. II, 58: locus et regio quasi ridiculi turpitudine et deformitate quadam continetur.

**) Ueber dram. Kunst u. Liter. Heidelb. 1809. I, p. 275.

***) Munk. de fab. Atell. p. 28 sq.

†) O. Müller, G. d. griech. Liter. I, p. 228 sq.

aliorumque jambi, si veterum testimoniis fidem habemus, et imitationes illas Pariorum jamborum apud Horatium inspicimus, in vitiis aliorum insectandis unice versabantur. Nihilo vero minus ipsa materia jambi a satira separantur. Nam et jambis unius vitia vel paucorum ridentur, satira vel omnium vel nobilium, ut quum unus aliquis, e gr. Catius Hor. Serm. II, 4. perstringitur, tamen genus aliquod hominum hoc uno significetur; et vitia quaelibet, dum homo invisus ignominia inde afficiatur, a jambographis notantur; satira contra ea tantum vitia sumit describenda, quae publice sunt exitiosa. Atque ob id ipsum tam fabularum Atellanarum quam comoediarum materia latius diffusa est, quam satirarum. Nam illae quidem „totos ordines *) et diversa hominum genera salse describebant," sed etiam singulorum hominum mores, nec aliud quidquam praeter risum captantes qualiacunque vitia vel publica vel privata insectabantur. Nec secus prisca comoedia risus movendi cupida, nisi forte aliud quoddam poëtae consilium accederet, omnia vitia promiscue ridenda praebebat. Pherecrates **) comicus „in Agriis homines solitarios et ab aliorum societate remotos, ideoque morosos et ad aliorum adspectum trepidantes, eosdem irasci faciles et contumaces," et Phrynichus ***) in Monotropo unum ejus generis hominem, Eupolis †) in Colacibus Calliam Hipponici filium propter nimiam et pudendam luxuriem exagitat. Itaque comoediae licet tam illa vitia ridere, in quae satira invehitur, quam ea,

*) Munk l. l. p. 45 sq.
**) Meineke hist. crit. com. Gr. p. 79 sq.
***) Meineke l. l. p. 156.
†) Ib. p. 131 sq.

quae a satira sunt aliena, quippe quae homines sibi potius iniquos quam reipublicae graves transmittat. Hoc quoque veniae plus accedit comoediae, quod ei licet interdum in tempora priora recedere, quod nec satirae nec jambis conceditur praesentia tantum et suam aetatem sequentibus. Nam complures comici*) Graeci Adonidis fabulam in comoediae argumentum verterunt. Hinc satiram finibus angustioribus contineri quam jambos et comoediam antiquam apparet.

Jam si poëtam ipsum respexerimus, aliud satirarum scriptoris, aliud reliquorum poëtarum animis consilium obversari facile intelligemus. Ut enim confitendum est, posse fieri, ut poëtae animus, inter duo genera carminum velut suspensus, temperamento quodam poëseos utatur, quod utrum jambis an satiris an comoediae adnumeres, dubitare debeas; quo exemplo Simonides**) Amorginus jambos de vitiis sexus muliebris composuit, et Aristophanes***) plurima et acerbissima in Euripidem jactavit, quae jambicam poësin redolent: ita destinatio ipsa poëtae aut in comoediam aut in jambum aut in satiram scribendam intenti atque id unum tum maxime agentis multum est diversa. Jambographi enim laedere volunt, comici poëtae delectare, satirici docere. Itaque ut vera sint quae carpuntur vitia ambo priores illi non ultra curant, nisi quatenus vera potius quam ficta et laedunt et ridentur; satira contra ut veritatis

*) Meineke l. l. p. 315.

**) O. Müller l. l. I, p. 249. Stob. Flor. LXXIII, 61. Horatius ipse Serm. II, 1, 44 sq. satirae telis eundem in modum sese usurum comminatur, quo jambis (Epod. VI.) usus est. Sed idem aliis locis, ut Serm, I, 10, 14 sq., II, 1, 23 sq. jambos a satiris diligenter secernit.

***) A. W. Schlegel l. l. p. 298.

superlationem et trajectionem recipit, id quod ne oratores quidem aspernantur, ita quaelibet ficta respuit. Qui veras satiras componunt, a poëtis comicis et jambographis tota animi sententia et instituto suo differunt. Nam comoedia*) velut licenter vagans quum risus movendi causa inconstantiam animi humani et furores quosdam rationi officientes et postremo libidinem propemodum captivas hominum mentes trahentem depingit, nullum in poëta veri honestique studium requirit. Satiram contra nemo justam veramque condiderit, nisi qui acriore veri vidéndi docendique studio incensus cum quadam indignatione in prava omnia et perversa invehatur,

Scilicet uni aequus virtuti atque ejus amicis,

ut Horatius Serm. II, 1, 70. de Lucilio praedicat. Nulla est nisi cum indignatione vera satira, quanquam alius alio poëta magis effervescat, alius alio magis iram premat. Ex Latinis Horatius indignationem omnium maxime dissimulat hilaritate quadam ridendi, tametsi ne acerbitate quidem careat, quod et loci complures carminum et Serm. II, 5, praesertim v. 75 sq. demonstrant. Nec vero licebit suum satirae locum in variis poëseos generibus vindicare, nisi hoc ipsum concedendo, propriam esse satirae cum indignatione societatem; quam scilicet, si demseris indignationem, ab aliis generibus nequeas discernere. Theophrastus, ut hoc utar exemplo, quum characteres suos scriberet, ad satiram tam prope accessit, ut si addideris indignationem, verae ex illis characteribus satirae Atticae conficiantur. Nam et vitia Atheniensium irridet, et ea potissimum insectatur, quae e privatorum domibus in publicum emanabant, et

*) A. W. Schlegel l. l. p. 274 sq.

generatim ea carpit. Eundemque in modum mediae comoediae auctores, sicut Epicrates*) et Alexis Thurius Athenaeo et Gellio testibus multum in alios jocati non idcirco satiricis accesserunt. Quorum fragmenta, quae Athenaeus**) habet, si inspexeris, quibus alter in philosophos, alter in mensae luxum illudit, nihil iis deesse intelliges praeter vim indignationis ad satiram conficiendam, qualem et Graeci poëtae et Latini de re utraque scripserunt. Rursus si ex Juvenalis satira aliqua sustuleris indignationem, carmen jocosum relinquitur. Quum ergo proprium sit satirae indignari, unum ejus modi carminum genus statuendum est, non serium alterum ac censorium, alterum jocosum ac ludibundum, quod nonnullis***) placuit. Nam indignatio illa non recipit nisi serium animi habitum, quem tamen poëta saepe solet dissimulare ridendo.

Quum vero magna vis indignationis jambographos quoque impellat, num una eademque sit ratio indignationis satiricae, jure quaeritur. Utrique sane indignantur, nec dispar fortasse apud utrosque vis indignationis emicat; sed illi privatum dolorem ulciscuntur, hi publicum; atque illi nescio quos propter inimicitiam oderunt, hi vitia potius quam improbos insectantur: denique illi ut inimicos laedant, quaelibet tela effundunt, hi quoscunque notant exempli causa exagitant. Abest igitur simultas a satiris et rabies, a jambis non abest; jambographi indignationem non oportet honestam

---

*) Meineke l. l. p. 374. 414.

**) Ath. II, 18.

***) Schiller über naive und sentim. Dichtung. Werke XII, 1836, p. 239 sq. Heinrich, von der Satire. Juven. Sat. zweiter Band, p. 13.

esse, satirici contra oportet. Hinc Hipponactem, si carminum ejus reliquias et quae apud priscos auctores de eo feruntur, comparamus, non sane inter satirae scriptores retulerim, quod Ulricius*) statuendum putavit.

Quae quum ita se habeant, et comici poëtae et jambographi ex aequo videntur agere cum legentibus aut spectantibus, scriptores satirici non item. Qui ridendo sive ridendis hominum vitiis verum volunt dicere, eos quasi in altiore fastigio collocatos esse oportet, unde tela sua conjiciant. Hi quum praeclaram atque eximiam speciem perfectae virtutis insidentem mentibus suis cum vita hominum verisque moribus, quales experiuntur ipsi, contenderunt, ea capti indignatione, de qua ante diximus, et taedio praesentium illuc animum intendunt, ut quae ubique prave fiunt ac perverse adumbrando demonstrent, quam adversae sint inter se quamque contrariae vera**) hominum natura et vita. Nam illa virtutis species eximia, cujus pulchritudinem poëta adamavit, cum vera hominum natura congruit consentitque, quippe quae virtutem non minus appetat, quam scientiam et reliqua animi bona, quae, quum debeantur omnibus, pauci adipiscuntur. Sed vita hominum ipsa, et eorum maxime, qui artibus mentes excoluisse et mores suos perpolivisse sibi videntur, cupiditatibus mentem occæcantibus magis magisque ab illo desiderio virtutis aversa memoria tantum postremo studii operaeque, quantum in rebus honestis erat ponendum, flagitiis omnibus ac vitiis insumit, ut extrema inter naturam hominum ac vitam repugnantia inde consequatur.

*) Geschichte der hellen. Dichtkunst II, p. 308 sq.
**) Schiller l. l. p. 292: wahre und wirkliche Natur.

Igitur poëta satiricus, modo talis sit, qualem antea sumus interpretati, hanc naturae et vitae repugnantiam moribus aequalium adumbrandis et arguta imagine exprimendis castigat, id potissimum agens, ut ad bonam mentem ac sanitatem homines revocet.

„Plerumque,“ G. Hermannus*) inquit, „satirarum scriptores ridicula praeferunt, quia in his aliquid dicitur, quod non debet intelligi, intelligitur autem, quod non est dictum.“ Quo quidem proprio satirae munere illi funguntur ita, ut quod volunt intelligi, non raro per sententias, quas gnomas Graeci dicunt, plane aperiant. Nam gnomicae quam dicunt poësi satirica per argumentum et poëtae rationem est simillima: quod ita facillime intellexeris, si satirae alicujus partes eas, quae non constant sententiis, in sententias coneris convertere. Nulla enim satirae pars ita permutari non poterit salva et integra carminis voluntate. Itaque et satirae quaedam paene totae ad sententias revolutae esse videntur, ut Horat. II, 2 et Pers. V, ut proprium satirae colorem propemodum exuerint, et omnes satirae priscae quamvis justae veraeque crebris sententiis interstinguuntur. Hoc in Juvenale praecipue eminet, ut per sententias aliquas aut praefetur simulacris illis iconicis, quae in scenam inducit, aut vim et velut summam eorum, quae narravit, una sententia vel pluribus adjectis computet. Et hujus quidem rationis nobile habes exemplum in exitu satirae decimae: Nil ergo optabunt homines? etc. At breviores illae sententiae, in quibus tanquam in stationibus poëta paullum ex impetu indignationis refici solet ac requiescere, viro ceteroquin acutissimo, Heinrichio, tantum taedii moverunt,

*) Aristot. de a. p. p. 211.

ut versus Juevenalis non paucos*) propter languorem sententiarum damnaret, tanquam a monacho aliquo deside ac stupido intrusos. Quem viri insignis errorem corrigere non hujus est loci; sed facile refutatur iis poëtae ejusdem locis, qui quum ab alio quopiam intrudi non potuerint, tamen non minus videntur quam illi priores languere, qualis est versus Sat. XIV, 304: Misera est magni custodia census.

Sed qualia sint illa, quibus poëta potissimum ad satiram scribendam possit excitari, diligentius quaerere libet Igitur verissimum est illud, quod poëta nostras monet, omnem poësin, quae quidem digna sit eo nomine, praesenti aliqua materia impelli; et satirae proprium est praeter cetera carminum genera praesenti quodam impetu moveri. Jam in aliis generibus usu videmus venire, ut vis illa ad versus faciendos impellens a materia carminum saepe differat, sicut Horatium debellati ab Augusto Britanni et Parthi excitant, ut Od. III, 5 primo clades ante acceptas defleat, deinde Regulum illum priscum summis laudibus efferat. Satirae contra quidquid stimulos admovet, idem praebet materiam; quod materiam praebet, idem satiram ex mente poëtae elicit. Itaque si illa inter mores vitamque hominum et naturam repugnantia poëtae veri honestique appetentes ad satiras scribendas compelluntur, non alia uberior erit satirae materia, quam haec ipsa repugnantia; quae quum nullo tempore desit, ne in simplici quidem vitae genere, quoniam ab omnibus peccatur, vim quandam ac modum ejus repugnantiae requiri ad satiram eliciendam apparet. Atqui ea repugnantia qua-

*) Cfr. e. gr. Sat. VI, 184. 444. 460; VII, 138; XI, 99. 108. 182.

lis sit et quanta non tam per se intelligitur, quam iisdem ex vitiis, quae ut alienissimi sint a natura homines efficiunt. Haec autem non sunt mediocria illa, quae satis utilia sunt comoediae, sed graviora et pudenda. Quum igitur Aristoteles*) de genere ridiculi, quod in comoediam cadit, τὸ φθαρτικὸν excerpat, ut ἁμάρτημα καὶ αἶσχος ἀνώδυνον sit, quod in scena ridendum praebetur, illud ipsum φθαρτικὸν satirae arrogare non dubitaverim. Recte enim A. W. Schlegel**) monet, alienum a comoedia esse debere animum censorium; nec contemtui in ea locum esse nec admirationi, nec indignationi nec caritati; sed calliditatem atque astutiam et quae his sint contraria in scenam produci; et eorum appetituum, quos natura nobis cum pecudum genere communes esse voluit, in animos humanos imperium depingi. Satira contra quum et verum dicere velit et docere, vi summa et contentione in ea vitia invehi cogitur, quae pestem vel minantur vel ingerunt: quae quo foediora sunt aspectu et quo magis perniciosa, eo magis idoneam satirae materiam suppeditant. Itaque duo sunt, quae quasi continuo tenore per cunctas satiras justas permanant, unum, ut homines non solum vitiis mersi ac sepulti, sed etiam summi virtutum simulatores, flagitiorum dissimulatores, sese praecipue suasque mentes fraudibus illis dolisque irretisse videantur; alterum, ut ea felicitate, quam totis viribus consectantur, cujus cupidine incensi sese in omne nefas praecipites dederunt, se ipsi fraudare intelligantur. Quo quum homines sese ingurgitaverunt, labes quaedam et

*) Poët. 5. A. W. Schlegel I, p. 352. Lessing Werke 1825. II, p. 339.

**) l. l. p. 348 sq.

contagio a moribus profecta mentes quoque occupat, unde primo pravitas ac perversitas, deinde malo ingravescente vecordia consequitur. Jam vecordia, si quidem ad versus componendos excitat, threnos poterit proferre, satiras non poterit. Nam vecordes doceri non possunt; satira contra id agitur, ut qui vitiis flagitiisque a natura fuerint alienati, id ipsum doceantur, se moresque suos repugnare naturae; quod scilicet potest fieri ut homines pravi et perversi doceantur. Itaque si de vi et modo illius repugnantiae quaeritur, nec mediocritates ejus nec nimietates satirae convenire dicimus, sed pravitatem animorum ac perversitatem, ex qua hominibus aut refici licet, atque ad bonam frugem redire, aut vecordia insanabili demergi. Itaque illa aetate, qua universus orbis christianus instaurationem sacrorum flagitabat, vis ingens satirae ex pravitate clericorum detestanda velut sponte sua enatae Lutheri et reliquorum virorum, quos generis humani liberatores merito dixeris, curas saluberrimas vel praecessit vel prosecuta est; eademque postquam genus humanum, quae debebantur naturae*) sive veritati recuperaverat, sopita conquievit. Ex diverso autem illam pravitatem, quam Persius et Juvenalis insectantur, summa vecordia excepit, rebus Romanis exitiabilis. Quod autem Thucidides**) refert, civitates Graeciae seditionibus agitatas nova quadam in adversariis circumveniendis solertia novisque suppliciorum exemplis famam quaesisse, atque ipsa sermonis consuetudine immutata amentem audaciam fortitudinis ad amicos tuendos promtissimae, prudentem

---

*) Gervinus, Geschichte der poët. National-Literatur der Deutschen II, p. 414.

**) III, 82.

contra cunctationem honestae timiditatis, ac modestiam calliditatis ignaviam occultantis loco habitam; denique apud omnes omnia eo usque distorta et corrupta fuisse ut flagitia in nomen virtutum abirent, vecordia ac temeritas pro sapientia esset, haec atque alia plurima, quae tam ipse Thucydides quam alii testes locupletissimi de aetate belli Peloponnesiaci memorant, ingenti Graecos eo tempore animorum pravitate et perversitate laborasse demonstrant, ut uberrimam satirae illa aetas materiam ministrasse videatur.

Si vero eam hominum cum natura repugnantiam, quae pravitate et perversitate efficitur, justam veramque satirae materiam praebere concedimus, de genere hominum repugnantia illa satiram lacessentium atque irritantium erit quaerendum. Nam justae satirae scriptores non in paucos, vel in unum aliquem (quae enim sic fiunt, Goethëus *) rectissime invectiva vocat), sed in universitates hominum tela sua effundunt: sicut Thucydides quoque loco paulo ante laudato et Salustius et Tacitus et quicunque sui temporis morum censores exstiterunt, suos omnes aequales pariter reprehendere videntur. Atqui vulgus hominum omni tempore perpetuitate quadam consuetudinis naturaeque utens alienis potius quam suis vitiis laborat, quippe quod aliorum vel potentia, vel dignitate, vel auctoritate impellatur. Quum igitur satira cunctorum vitia videtur carpere, non tamen vulgus hominum, sed eos potissimum insectatur, qui vel exemplo, vel opulentia, vel dignitate. vel scientia, vel potestate superiores omnium instar videntur esse. Itaque, ut intra recentioris aevi exempla

*) Werke LVI, p. 73 sq.

consistam, quisquis *) Renardum vulpem composuit et Thomas Murnerus et Ariostus **) et Rabelaisius ***) principum vel juris consultorum vel equitum atque optimatium, praecipue vero clericorum pravitates exagitant, veram inibi suae aetatis imaginem reddentes, quia illos auctores aetas sua sequebatur. Eundemque in modum apud priscos satirae scriptores, quum e gr. Juvenalis †) res Romanos deplorat

— quando uberior vitiorum copia? quando
Major avaritiae patuit sinus?

Et eadem satira:

Nil erit ulterius, quod nostris moribus addat
Posteritas —

in totam civitatem Romanam videtur invehi, nec tamen nisi in eos animum dirigit, qui quanquam potentia vel gratia vel opibus praestantes, tamen si numerum inieris, pauci fuisse prae multitudine reliquorum intelligentur.

Fac autem materiam satirae prostare uberrimam et justissimam, in eamque poëtam aequalem incidisse, vitiis aetatis suae penitus indolescentem, eum tamen, prout indoles animi moresque ferent, alio potius quam ad satiram scribendam sese adplicaturum esse crediderim. Qui si ita comparatus est, ut leniori quodam dolore res humanas deflere malit, quam arguere et increpare, atque ut vitiis aequalium ac flagitiis ob id potissimum offendatur, quod summa inde infelicitas ac

*) Gervinus l. l. p. 415. 422.

**) Sat. II.

***) Gargantua cap. 40. 54. 58., cf. Pantagruel cap. 30. idem 10.

†) Sat. I, 87. 147 sq.

miseria consequatur, eadem materia, quam in satiras alii convertunt, ad idyllia scribenda impelletur. Quanquam non ea tantum rerum humanarum conditio, quae fastidium movet atque indignationem, sed etiam ipsa mortalium miseriae notatio poësin idyllicam excitat. Igitur apud Homerum a satira longe remotum, qui non semel *) natum ad dura quaelibet perpetienda hominum genus miseratur, loci **) comparent non ita pauci ad poësin idyllicam prope accedentes. Utrobique autem animus poëtae, sive miseratione compellitur ad poësin idyllicam sive indignatione, rationem sequitur sibi insitam. Ut enim Hector ***) ab Homero optime inducitur inter formidolosa omnia et metu mortis urgente pacatissimam illam ad se referens imaginem adolescentis, ex arbore opaca cum puella confabulantis, ita mentes humanae tanquam sui consolandi causa imagines solent iis rebus ipsis prorsus contrarias concipere, quae tum maxime aut summum taedium movere aut terrores aliquos intentare coeperunt. Similemque in modum eo tempore, quo homines perditi ad summam inter Gallos potentiam evecti in corpora fortunasque civium acerbissime saeviebant, ut Lutetia caedibus ac suppliciis plena esset, nativo illo animorum motu, quo inter terrores metumque in amoena aliqua et dulcia mentes convertere solemus, effectum est, ut identidem fabulae †)

*) Nägelsbach, homer. Theologie p. 322 sq.

**) Ibid p. 309.

***) Il. XXII, 126 sq.

†) Wachsmuth franz. Revolutionsgeschichte II, p. 264; cfr. Schlosser, Gesch. d. 18. Jahrh. III, p. 13: Schon die Form (von Marmontels Incas) bezeichnet ganz passend eine Zeit der Auflösung: es ist idyllische Poësie mitten im verdorbensten Pariser Leben.

argumenti idyllici in scenam urbis illius inferrentur. Nec secus potest fieri, ut praesenti eorum vitiorum aspectu, quibus alii ad satiras scribendas utuntur, mitis ac placidae indolis poëta perpellatur ad dolorem animi per carmina idyllica effundendum. Quid enim naturae magis consentaneum est, quam a colluvie vitiorum omnium, qualis in civitatibus deprehenditur nimia opulentia laborantibus atque ingenti hominum multitudine refertis, et ab illa inhumanitate, quae ex ipsa morum elegantia luxuriae juncta nascitur, et ab illa omnium alia prae se ferentium alia sentientium simulatione ac dissimulatione, denique a coetu hominum sollicitudinibus cupiditatibusque semet emacerantium mente animoque defugere vel in loca amoena recessusque curis omnibus malisque vacuos, vel in tempora simplicia flagitiosarum expertia deliciarum, ut recidivam tibi aetatem auream fingas, animumque malis urgentibus moerentem paullisper fallas? Atqui haec ipsa est animi affectio ea, quam idyllicam recte dixeris. Carmen idyllicum et satira ex adverso posita mutuo inter se respondent, propterea quod poësis utraque, dum e veris sensibus nascatur, verisque motibus excitetur, eodem fere de fonte proficiscitur. Quae enim vitia, quaeque mala inde nata satirarum scriptor aperit, ut reipublicae totum corpus quasi tunica diloricata obsitum ulceribus et tabe confectum ostendat, iis contraria quaedam multumque diversa qui idyllia condit poëta apud animum suum effingit verbisque exprimit. Igitur ea demum aetas idyllici generis poëtas solet gignere, quae a genere vitae idyllico quam longissime aberravit. Quum vero satirae cum idyllio haec intercedat cognatio, et motus animorum diversi alii alios soleant excipere, non tantum ejusdem est poëtae genus utrumque excolere,

sicut J. P. Richterum juvenem a satira scribenda cito ad idyllia componenda videmus converti,*) sed et idyllio satira, satirae idyllica quaedam admixta reperientur, quanquam idyllium satirae minus sit patiens. Nam idyllio satira ornatur, atque ex illa acrimonia per speciem idyllicam animus recreatur; contra idyllium ex satira coacescit ac venustatis suae partem amittit; quamobrem idem J. P. Richterus, qui alterum genus altero saepissime temperat, aciem satiricam plerumque hebetare atque obtundere videtur. Veruntamen et Theocriti Idyll. XVI. proxime ad satiram accedit et alia id genus possis reperire. Sed satirae idyllica nonnulla interponit ille poëtarum satiricorum acerbissimus Juvenalis, ut Sat, III, 226 sq. Deinde, si e recentioribus exemplum licet petere, Rabelaisius,**) ubi pueritiam sub magistris rusticis insulsisque impure actam, atque etiam ubi monachorum improbitatem et vitam flagitiosam salibus acerbissimis perstrinxit, rursus juvenem caste ac strenue cum summa amoenitate in literis versantem depingit, et coenobium Thelemiticum qualibet dulcitudine instructum et refertum juvenibus feminisque formosissimis pro deversorio aperit, non alia lege iis, qui concederent illuc, proposita praeter hanc: Fay ce que vouldras; quae si vel obiter inspexeris, mera idyllia inter satiras collocata intelliges.

Sunt vero poëseos tam satiricae quam idyllicae ut ceterarum rerum omnium initia et auctus et decrementa. Et initia quidem utriusque ita sunt comparata, ut vel medium quoddam carminum genus nascatur, quod, quum poëta nil aliud praeterquam res ipsas vitamque mor-

*) Gervinus Handbuch der Gesch. d. poët. National-Literatur d. Deutschen p. 273.

**) Gargantua cap. 23. 24. 52—57.

talium quoquo modo se habentem repraesentet, nec idyllicum recte dixeris nec satiricum; vel satirica quaedam aut idyllica aliis poëseos generibus intexantur. Itaque Theocritus Idyll. IV, V, XXI. vel pastores vel piscatores inducit si non veros prorsus, tamen simillimos veris, ut quatenus mores quoque agrestes et convicia rusticana et egestas propemodum immunda carmine possent ornari, expertus esse videatur, ac Lucilius *) libro satirarum tertio iter a se factum Capuam et ad fretum usque Siculum, quinto cum alia, tum suum morbum et coenas, quales rusticorum esse solebant, nono autem orthographiam atque alia grammatica, denique decimo sexto amores suos tractavit. Nec secus Horatius in sermonibus habet carmina nonnulla, quae cur satiris adnumeremus, ego me ignorare confiteor. Igitur ab initiis obscuris profectum poëseos utrumque genus prisca aetate illa incrementa habuit minime paria. Quum enim satira per gradus quosdam invaluerit, poësis idyllica ad summum sui fastigium perducta ab iisdem, qui hoc carminum genus condiderunt, intra poëseos perfectae laudem constitit. Nam perpetuitatem quandam felicitatis sanctitatisque humanae, qualem haec poësis desiderat, cogitatione verbisque concipere non minus difficile est poëtae, quam loca amoena sole meridiano late collucentia pingere artifices possunt. Itaque qui plurimum in eo genere profecerunt, e quibus Hebelium nostratem equidem Theocrito et ceteris antehabeo, uno in vestigio temporis scena carminis posita legentes egregie fallunt, ut quum bona quaedam praesentia verbis ornantur atque amplificantur, brevissimo illo temporis articulo ea, quam animi mortalium votis expetunt, feli-

*) Petermann de Lucil. vita et carm. p. 24 sq. J. Becker n d. Zeitschrift für d. Alterthumswissenschaft, 1843, Nr. 31 sq.

citatis continuatio comprehendi videatur. Ac ne Miltonus quidem, cui Schillerus*) ejus generis palmam defert, in suavissima originum humanarum imagine componenda aliter est versatus.

Sed ante satiram satirica quaedam, ante idyllium idyllica exstitisse tam per se veri est simile, quam certis exemplis atque auctoritatibus firmatur. Differt enim artificium satirae ab affectione animi satirica, quod Obbarius**) optime monet; nec secus idyllium ab affectione animi idyllica, quoniam et eae res paullatim oriuntur seseque proferunt, quae genus utrumque carminum commovent, et brevi quadam affectione animi vel satirica vel idyllica poëtas in aliis poëseos generibus versantes non semel concitari credibile est. Ac de Homero supra monuimus. Eundemque in modum Virgilius in Georgicis plurima habet idyllica, qui libri sunt didactici generis. Et idyllica animi affectio e Taciti quoque Germaniae parte priore passim emicat, quem idcirco librum nec inter idyllia referemus, nec omnino inter carmina. Satirae autem initia aliis carminum generibus innexa O. Müller***) ab ultima antiquitate repetit, quum Hesiodum adjecta epico carmini de sexu muliebri satira verum dicat taedium et indignationem prae se ferre, et poëtam stomachando ultra id quod fas sit abreptum nihil usquam bonarum artium mulieribus concedere. Similiter autem apud alios alia deprehendere licet, quibus immorari non est necesse. Nam Aristophanes unus locis irrisione acerba plenis adeo redundat, ut, si Juvenalem ipsum cum eo composueris, uter sit mordacior, dubitare possis. Quod quum

*) l. l. p. 283.

**) Jahn, Jahrbücher für Phil. u. Pädag. 1827. I, p. 90.

***) l. l. p. 249, cfr. p. 231.

alii concedant, multi alii negant, quorum e numero insignes duos memorabo. Hegelius*) Aristophanis artem comicam etiamsi cum vi satirica prope adaequat, tamen poëtam in ea exercenda caruisse indignatione affirmat, solida quadam et serena hilaritate nitentem. Quod contendendo virum egregium satirae Romanae generis nobilitatem voluisse vindicare quis non intelligit? quippe qui alio loco**) in Aristophanis comoediis amarissimam inesse irrisionem fateatur. Alter, C. F. Hermannus,***) inter Graecos quoque aliquando concedit evenisse, ut vetere rerum publicarum forma labascente et mores tam insigniter depravarentur, et singulorum libertas eum in modum cresceret, ut nec locus nec argumentum satirae deesset; sed si qui eo rerum statu fuerint usi, philosophos fuisse, qui pedestri sermone prava corrigere conarentur; sensibus carmine exprimendis, novoque poëmatum generi condendo vigorem ingeniorum non amplius suffecisse. Aristophanem vero et ceteros priscae comoediae auctores vir doctissimus a satirae communione ita summovet, ut neminem †) poëtarum Graecorum totam populi vitam in censum vocasse et quasi taxatione sua persecutum esse contendat; neque in summa democratiae Atticae licentia plus sibi comicos sumpsisse, quam ut singulorum hominum personis quamvis fictitiis singulos cives insectarentur: ipsam plebem ne carperent, secundum Xenophontis de rep. Ath. II, 18. locum lege quoque cautum fuisse. Haec etsi Demi in Equitibus personam aliter acceperis,

---

*) Werke X, 2, p. 112.
**) Ib. IX, p. 280.
***) Disput. de sat. Rom. auctore p. 38.
†) Ib. p. 37.

ac plerique solemus, ceteris Aristophanis comoediis satis luculenter crediderim redargui, in quibus quotaquaeque invenitur, quae populi Atheniensis mores atque instituta non exagitet? Ipse autem Aristophanes *) sub persona Dicaeopolis **) sese a Cleone in jus vocatum esse non propter ipsa in populum Atheniensem maledicta, sed quod illa jecerit coram extraneis, profitetur, et δεινὰ μὲν δίκαια δὲ tum maxime comminatur. Denique argumentum satis idoneum satirae suppetisse ea ipsa aetate, qua viri in arte comica illustres florebant, etiamsi Aristophanem emittimus, vel unus ille locus demonstrabit, quem e Thucydide depromsimus. ***) Qui adfectionem satiricam in Aristophane fuisse negant, recte illi quidem eam a comoediae natura et indole primitus abesse arbitrantur: cujus quia longe princeps Aristophanes habetur, vim comoediae genuinam non alio poëseos tractu vel variasse vel fregisse creditur. At Aristophanes ipse, qualem comoediae superstites exhibent, iis reclamat, qui indignatione conantur eum exuere; ad quam ubi accessit irrisio vere poëtica, quam nemo ei abjudicavit, quid tandem ad satiricam animi adfectionem ei deest? Magna ille vi indignationis commovetur, sive in Cleonem, sive in Socratem, sive in alios invehitur, nec temere poëtam eo usque exarsisse non defuere qui probarent. †) Et Equitibus quidem poëtam acerbitate insectandi fines comoediae tantum non excessisse O. Müller ††) judicat. Sed relictis,

---

*) Acharn. 502. 503.
**) Th. Bergk in Meineke Fragm. p. 931.
***) cfr. A. W. Schlegel l. l. p. 289.
†) Suevern über Arist. Wolken p. 20. 25; cfr. p. 86.
††) l. l. II, p. 229.

quae Aristophanes odio privato forsan indulsisse videtur, unum e multis locum afferemus verae indignationis plenum; non enim potest fieri, ut poëta ceteroquin priscae sanctimoniae defensor acerrimus mores flagitiosissimos tam arguta imagine exprimat, nisi summa indignatione concitatus. Exstat ille locus Ecclesiaz. v. 877 sq. et versus amplius ducentos ita continuat, ut vetulas nonnullas amorem juvenis unius certatim raptantes inducat et turpissimo furore lymphatas: in quo ille foedissima quaeque non magis declinat, quam Juvenalis, poëta minime omnium a cynica obscenitate abhorrens. Homo enim in ea quae e republica essent maxime intentus *) non posse quamvis intra privatos parietes peccari, nisi cum summo malo publico intelligit, atque ob id ipsum quaelibet flagitia odio implacabili exagitat. Denique nullam omnino fabulam, si Plutum excerpseris, Aristophanes composuit, quin tanquam pro concione atque e suggestu orator de summa rep. sententiam diceret: quod consilium cum fine comoediae proposito per se nequaquam congruit. Qui enim de rep. sententiam dicit, ad docendos auditores animum applicat; qui comoediam scribit, risus vult movere. Nam verum est atque integrum illud, quod J. P. Richterus **) dicit, jocatione nihil usquam expeti, nisi ut jocus fiat; nec nisi forte quadam fieri posse, ut opus vere comicum acriores aculeos aliquos quoquoversus emittat. Sed poëtae comici eo ipso vis ingenii mira et singularis conspicitur, quod res diversas ac dissociabiles ita temperavit, ut et risu movendo doceat

*) Suevern l. l. p. 33. A. W. Schlegel l. l. p. 298; cfr. p. 279.

**) Werke, 1827, XLI. p. 153.

et docendo spectantes ad necessitatem ridendi subigat. Quae duo quum penitus coaluerint apud Aristophanem, sunt tamen duo; e quibus alterum totum est satiricum, ut vitiis ad remp. permanantibus cum indignatione irridendis velit docere. Quod autem supra monuimus ejusdem esse poëtae tam idyllicum genus excolere quam satiricum, id Aristophanis quoque exemplo probatur: qui Pac. v. 520 sq. vitae rusticae amoenitates bello funesto ac luctuoso interclusas, tum vero spe pacis resurgente denuo fruendas ita depinxerit, ut spectantium animi non possent non ingenti belli componendi desiderio affici; et Nub. v. 961 sq. veterem disciplinam atque in subole educanda rationem ita collaudet, ut taedio pravitatis suo tempore ingruentis mente et cogitatione illuc devertisse videatur; qui denique in Pluto, quidquid voluit docere, vero idyllio, sive felicitatis proposita effigie non vera, sed opinabili tantum docuerit.

Si vero satirica quaedam habet Aristophanes, quid inde consequatur nemo non videt: nempe de Lucilio et Latinis tantum detrahitur, quantum illi accedit. Contra Quintilianeum illud: satira tota nostra est, summae auctoritatis viri tuentur ita, ut genus omne satiricum ab indole Graecorum alienum fuisse, neque apud aliam usquam gentem, nisi apud Romanos potuisse provenire contendant. Quod quidem ita solent probare,*) ut rigorem illum disciplinae atque ingeniorum torvitatem, qua Romani a Graecis discrepare dicuntur, justo plus intendant, humani parum apud gentem humanissimam relinquentes. Si enim Graecorum ingenia, sive Atheniensium, qui cunctorum Graecorum instar habentur,

*) Hegel, Werke, X, 2, p. 116.

eo tempore metimur, quo florentissima rep. venusta omnia in acumine ipso felicitatis constiterant, veram civitatis Romanae faciem non horrida illa antiquitate, sed Ciceronis et Flacci aetate agnosci crediderim; qua si quis apud Romanos multa nefanda et immania fuisse patrata arguerit, ne Periclis quidem aetatem fuisse immunem crudelitate magnisque sceleribus nemo negaverit, ut, quae sunt diversissima, humanitas et insolentia et crudelitas atque morum comitas, tam apud Athenienses quam apud Romanos colligatae fuisse videantur. Quidquid autem viri docti, in iisque insignes quidam, in medium protulerunt, ut venae satiricae aperiendae non aliam gentem nisi Romanorum idoneam fuisse comprobarent, nil momenti fecerunt; quippe quibus non Graecia tantum ipsa, sed recentior quoque aetas refragetur. Nemo enim ibit infitias, quae Rabelaisius conscripsit, vere esse satirica: qui quamvis Graece et Latine inprimis doctus tamen adeo sui est juris, ut genus satiricum, si non exstaret, condere potuisse videatur. At Hegelius*) philosophus sua ut assolet via ingressus mentis humanae quodam fato „satiram censet ea ortam esse aetate, qua Romani integra etiam tum rerum humanarum possessione et accepto a Graecis ingeniorum principatu ea condiderint artium monumenta, quae sola inter Latinos, ut eorum erat vis nativa et indoles, potuerint nasci. Nam gentile Graeciae decus, artium et poëseos studia, tantum abesse a Romanis, ut ad veneres potius proterendas quam colendas natura ferantur. Hinc adventitiam esse ac transmarinam apud Romanos in sculpendo pingendoque solertiam, et poësin tam epicam quam lyricam scenicamque; nec domestici quidquam

*) l. l. p. 116.

ornamenti illis relinqui praeter carmina didactica et satirica, quae medullae poëticae expertia non habeant nisi laudes quasdam extraneas et disjectas. Mentes enim humanas, religionibus antiquis et reipublicae antea penitus deditas, tacito quodam incremento paullatim emergentes suo judicio coepisse stare, ac velut bona animi privata disjungere a republica. Tum vero pridem labante vetere de diis persuasione et moribus in dies magis corruptis homines immunitatem illam atque in se potestatem nactos honesti cura et taedio praesentium primum carmine satirico in flagitia et scelera nimium grassantia invectos, quod olim fatale fuerit, eo ipso poëseos genere implevisse, ut veterrima illa et singularis cunctarum artium conformatio, qualis apud Graecos provenerit, fatisceret ac dilaberetur. Ut enim e sacris christianis illa aetate sensim adolescentibus nova quaedem artium decora postmodum nascerentur, florem poëseos antiquum oportuisse senescere atque emori. Satirae autem hoc ipsum munus fuisse delegatum, ut florem illum componeret ac sepeliret; quare Romani potissimum et aevi et ingenii fuisse satiram excogitare.“ Quod qui potuerit fieri, ut satira prior illa aetas clauderetur, quum quaeratur merito, ego si philosophi verba perpendo, non possum plane ac perspicue expedire. Nam sive superstitionum priscarum quidquid illi aetati supererat, satira eversum esse censet, sive rerum omnium vel publicarum vel privatarum labem ac corruptionem insanabilem eo carminum genere apertam esse, sive poësi antiquae ex satira clausulam fuisse impositam, quod id carminum genus ne poëma quidem dici jure ac recte debeat, ratio sufficiens, quam vocant dialectici. his omnibus in causis desideratur. Mores enim vetustos et de diis persuasionem tantum abest ut scriptores vere

satirici impugnent, ut aequalium levitatem ac pravitatem ob id ipsum incusent, quod a majorum institutis desciverint; quod ne Hegelius quidem negat, sed ita concedit, ut illos poëtas nec spei quidquam verae nec persuasionis habuisse contendat. Nemo profecto poëtarum satiricorum sincerus deorum cultor exstitit; verum unus in deos illusit Lucianus, quem derisorem rectius quam poëtam satiricum appellaveris. Praeterea illorum numinum caerimoniam suo vitio suaque infirmitate evanuisse Hegelius*) ultro fatetur. Morum vero labem ingentem alii quoque scriptores multa cum acerbitate nudaverunt. Denique genus illud poëseos, quo satira referenda est, pleraque opera poëtarum Graecorum vetustate antecedit. Nil enim proficiunt, qui e reliquis poëseos generibus satiram eximendo suam ei originem, suum stemma asserunt. Poëseos didacticae pars quaedam satira est, quam Graeci ita coluerunt, ut nemo Romanorum in eo genere quidquam composuerit suam prorsus auctoritatem secutus. Quum vero speciosa magis quam vera de illo carminum genere doceat Hegelius, paullum immutando, quae exponit, veri similiora posse effici existimo. Justa enim satira, qualem Persius et Juvenalis scripserunt, in confinio duarum aetatum posita est, alterius languescentis et emorientis, alterius nascentis. Et ille quidem mentium languor, cujus velut lenta tabe orbis Romanus inde ab ipso Augusti tempore marcescebat, non tantum testimoniis eorum scriptorum, qui aequalibus illum veternum studebant excutere, qualis Salustius est et Tacitus, sed exemplis quoque scriptorum ceteroquin bonorum illo sopore magis magisque conniventium, e. gr. Plinii

*) l. l. p. 102.

Minoris et Quintiliani, comprobatur; qui languor in quantum creverit, poëtae illi Latini, quos unum in corpus Wernsdorfius redegit, et Panegyrici et Apulejus et alii multi demonstrant. Sed quemadmodum corporum humanorum vires non somno tantum quotidiano, quo fracta et soluta videntur jacere, sed etiam saepissime in summa infirmitate diutino ex morbo contracta refici solent: ita per illud animi humani deliquium, quum integris paratisque eruditionis antiquae monumentis hominum mentes majore in dies jejunitate bonarum artium in tenebras demergebantur, vis nova vitalis e Christi sacris in generis nostri universitatem illata novae quoque poëseos ceterarumque artium conformationis semina habuit inclusa. At quo tempore omnia in pejus ruebant, poëtae satirarum scriptores aliique nonnulli, quorum cum satiricis cognationem Hegelius*) videt atque intelligit, summis viribus contenderunt, ut ingruenti exitio, quoniam hoc unum supererat remedium, voce verbisque resisterent, quare eos cum prophetis**) Israëlitarum recte comparaveris.

Abest a vero Quintilianus et quicunque sunt eum secuti, quum satiram ita volunt totam esse Romanorum, ut neminem Graecorum satirica quaedam composuisse affirment. At in denominandis finiendisque carminum generibus tam Graeci quam Romani***) extranea quaedam et fortuita multo magis respexerunt, quam quae ipsis e visceribus carminum sumenda erant: quare quum nemo Graecorum satiram nisi promiscuam et cum aliis generibus confusam conscripserit, non erat nefas Latinis,

*) l. l. p. 118.
**) Tit. 1, 12.
***) Wachsmuth im Athen. I, 2, p. 214.

sibi satiram arrogare. Nobis satirarum auctor est, quisquis primus conscripsit satirica; quem fuisse Aristophanem non recte dixeris; sed poëtas ejus generis alios fortuna nobis invidit, hujus argumenta nobis licet introspicere. Quum vero Horatius Serm. 1, 4, 6. omnem a comicis priscis pendere dicat Lucilium, ita quidem, ut eos mutatis tantum pedibus numerisque secutus sit; quum idem Serm. I, 10, 48. Lucilium satirae inventorem vocet, quid et ipse velit et Quintilianus et reliqui in satira sibi vindicanda nullo modo dubium relinquitur. Lucilius enim quas morum effigies apud comicos Graecos deprehendit, suos ad cives et sua tempora traduxit, quae ipsa tum*) uberrimam irridendi cum indignatione materiam suppeditabant. Quae vero comici Graeci**) in scena spectanda et ridenda praebebant, eadem Lucilius legentium in delectationem composuit, conversa hunc in usum satira, qua varii generis carmina ante continebantur. Lucilius omnium primus carmina composuit id spectantia unum, ut vitia publica cum indignatione irriderentur; quae deinde carmina ex auctoritate Lucilii satirarum nomine appellari coepta sunt, ut vis vetus ejus nominis, quam Varro Atacinus frustra conatus est revocare, sensim exolesceret. At neque Lucilius neque Horatius meras satiras, quales Persius et Juvenalis, conscripserunt. Si enim Horatii quartam quintamque in libro posteriore exceperis, nullam omnino reperies, quae continuo carmine vitia rideat, complures, quae vel fabulae rectius quam satirae dicantur, vel ipsius poëtae causam agant, vel nescio quos moneant et cohortentur, denique

*) Plut. Cato M. 8, 16 sq.
**) Heinrich l. l. p. 15.

nonnullas etiam, quae ejusmodi materiis quaedam vere satirica habeant admixta, ut I, 1. 2; II, 3. Neque ignoro quidem, haecce omnia II, 6, 17. ab ipso poëta dici satiras; quod argumento videtur esse, neque ipsum Horatium, neque Lucilium, sed eos demum, qui insecuti sunt, vim illius nominis priscam vere dedidicisse; quanquam mihi satis constat, verius ipsi nomen sermonum ad haec omnia comprehendenda carmina placuisse, quod nomen ipse Ep. II, 1, 250. ad epistolas quoque transfert. Cum sermonibus enim epistolas conferre licet, cum satiris non item. Persius et Juvenalis satiram absolverunt ac perfecerunt, nisi quod alter satira decima sexta poësin idyllicam male tentavit. Petronius et Lucianus quanquam alter alteri dissimillimus, tamen eo congruunt, quod vitia ridendo sine indignatione clarum de vergente ad exitum satira testimonium perhibent. Haec vero postrema temporis angustiis cogentibus strictim percurri, alio eadem loco, quum res feret, diligentius persecuturus.

3.

De satirae Romanae indole, ejusdemque de ortu et occasu.

I.

Bonum non esse nisi quod honestum et genus humanum Christo demum auctore perdidicit, et Romanorum nonnulli non multo ante Christum tempore Graecorum e conjectura suspicati sunt, ita quidem, ut ejus rei cognitio neque in gerenda republica quidquam haberet momenti, neque ad vulgus hominum pertineret. Nulla enim fuit apud Romanos, quo tempore morum disciplina florebat plurimum, honestatis ratio, qualem primus inter Graecos Socrates praeceptis instruxit. Nec de moribus quidquam hominum ac voluntatibus praecipiebat religio Romana,[1]) quippe quae in sacra et in auspicia fuerit divisa: quae quum suis temporibus locisque rite atque ordine colebantur, numini deorum satis-

1) Cic. ND. III, 2. Adde ib. 36: numquis quod bonus vir esset, gratias diis egit unquam?

fieri plane videbatur. Quidquid autem virtutum in honore erat, continentia, humanitas, modestia, fortitudo, ad rempublicam id omne, non ad deos referebatur, atque illa quae generis humani societatem continet benevolentia civi potius debebatur, quam homini. Nam Terentianum [1]) illud: homo sum, humani nihil a me alienum puto, vel quod est apud Ciceronem, [2]) homines hominum causa esse generatos, Graeci est ingenii, non Romani. At scriptores Latini qui supersunt omnes, si unum Catonis de re rustica librum excerpas, Graecis usi magistris placita philosophorum, quamquam non consulto id quidem, eos in libros intulerunt, unde et omnem Romanae gentis indolem et morum populi Romani viam ac rationem possis cognoscere: ut si quis quaesierit, quid universae genti Romanorum de moribus et officiis placuerit, paucis vestigiis iisdemque dubiis id cogatur examinare. Veruntamen antiquum illud specimen animorum ac morum proprietates diu servatae unde duxerint originem quaerere libet.

Haec erat gentis Romanae indoles, ut ad utilia sectanda praecipue natura ferretur. Miratur Cicero, [3]) quod prisci Romani, gens continentissima, haec imbecilla et commutabilia pecuniae membra verbo bona putaverint appellanda, quum re ac factis longe aliter judicavissent. At hoc quidem ipsi populi Romani annales refellunt, quamquam a scriptoribus patriae suae amantissimis conditi; illud argumento est quid universi potissimum concupiverint.

1) Heaut. I, 1, 25.
2) Off. I, 7, 22.
3 Parad. I.

Omnium sane hoc maxime putabant interesse, quod Plautus[1]) inducit lenam dicentem:

«Ad suum quemque hominem quaestum esse aequum est callidum.»

Hoc igitur adeo insitum fuit Romanis, ut Polybius, eorum reipublicae summus admirator, non dubitet scribere:[2])

Ἁπλῶς γὰρ οὐδεὶς οὐδενὶ δίδωσι τῶν ἰδίων ὑπαρχόντων οὐδέν.

Neque aliter Horatius[3]) mores antiquos describit:

Romae dulce diu fuit et solemne, reclusa
Mane domo vigilare, clienti promere jura;
Scriptos nominibus rectis expendere nummos,
Majores audire, minori dicere, per quae
Crescere res posset, minimi damnosa libido.

Idemque quum alio loco exponit, quid causae sit,[4]) quod suorum civium ingenia Graecis inferiora semper esse videantur, illam animorum aeruginem et peculi curam incusat, quae in puerilem quoque disciplinam irrepserit. Cujus rei idem exemplum adfert Serm. I, 6. 72 sq., quamcunque in partem versum LXXVI traxeris, ab interpretibus identidem vexatum.

Unicum habemus virtutis vere Romanae exemplar, si reliquos ejusdem aetatis viros insignes comparaveris, integrum et absolutum,[5]) Catonem censorium, quem et Ennius,[6]) poëta aequalis in coelum laudibus extulit, et

1) Asin. I, 3. 34.
2) Hist. XXXII, 12.
3) Ep. II, 1, 103 sq.
4) A. P. 325 sq.
5) Omnibus numeris virtutum dives. Val. Max. VIII, 15, 2.
6) Cic. pro Arch. 9.

populus Romanus quamvis comminantem atque infestum ad mores priscos revocandos censorem delegit,[1]) et insequens aetas, id quod multi apud Ciceronem[2]) aliosque scriptores loci demonstrant, mirata est inprimis. Hic igitur servos, ubi senio confecti operi rusticano non jam sufficerent, ne essent pascendi, qui nihil adferrent utilitatis, venundari oportere censebat;[3]) idemque tum multa alia, in iisque vere turpia quaedam commentus est, unde utilia eum multo magis secutum esse quam honesta intelligatur, tum mirabilem esse et divinae existimationis virum eum[4]) dictitavit, qui duplo majus patrimonium, quam quod accepisset, relinqueret. Quod vero hominem tam quaestuosum ait fama sublatum iri ad coelum, quid ejus aevi Romani de virtute vulgo senserint, aperte nos docet. Nempe virtutis pars praecipua erat suis commodis inservire, rem suam strenue augere; id quod Cato ultro confessus est scribendo,[5]) ea, quae ad vinum oleumque condendum usui sint, bene comparata habere, non tantum utile esse, sed etiam virtutis documentum, et conspicuum inter suos civem reddere. Neque aliter populum Romanum judicasse ex ipso Catonis de re rustica prooemio intelligitur: Majores nostri..... virum bonum cum laudabant, ita laudabant: bonum agricolam

1) Liv. XXXIX. 41.

2) Pro Mur. 31; de Rep. II, 1; de Off. III, 4 &c.

3) Plut. Cato M. 4. 21; cfr. Cato de r. r. 2.

4) *Θαυμαστὸν ἄνδρα καὶ θεῖον πρὸς δόξαν* Plut. l. l.

5) Patrem familiae villam rusticam bene aedificatem habere expedit; cellam oleariam, vinariam, dolia multa, ut lubeat caritatem expectare, et rei et virtuti et gloriae erit. Cato de r. r. 3.

bonumque colonum. Amplissime laudari existimabatur, qui ita laudabatur.

Illam vero utilitatis sequendae rationem Romani a domestica rerum suarum procuratione ad gerendam quoque rempublicam transferebant, ut, quae in commune viderentur conducere, dummodo juris imagines servarentur, saepe decreverint recti honestique cura posthabita. Nec deorum illa reverentia singularis, vel in jure colendo religiosissima sollicitudo aliunde profecta est, praeterquam ex opportunitatum publicarum desiderio, adjuncta superstitione quadam et antiqui moris observantia, quod deos in rebus gerendis propitios volebant habere. Itaque et virtus Postumii, qui fidem publicam ex ignominia Caudina jurejurando implicatam et devinctam consilio nequaquam laudabili expedisse ac solvisse [1]) videbatur, devotioni Decii aliisque facinoribus clarissimis fuit aequata; et senatus Romanus saepe eundem in modum decernebat; [2]) et viri in civitate insignes et virtute praefulgentes alienum nonnunquam ab aequo jure animum in republica gerenda prae se ferebant, recte id se fecisse arbitrantes. Quo exemplo Fabius maximus [3]) capto Tarento Bruttios, quos ad urbem prodendam illexerat, caedi jubet; Mar-

---

1) Liv. IX, 10.

2) E. gr. Polyb. Hist. XXXI, 18: ἡ σύγκλητος (in controversiis Ptolomaeorum fratrum) συγκατέθετο τοῖς ὑπὸ τοῦ νεωτέρου παρακαλουμένοις ἐπὶ τῷ σφετέρῳ συμφέροντι. ib. XXXII, 2. ἀεὶ συνέβαινε τοὺς Καρχηδονίους ἐλαττοῦσθαι παρὰ τοῖς Ῥωμαίοις, οὐ τῷ δικαίῳ, ἀλλὰ τῷ πεπεῖσθαι τοὺς κρίνοντας, συμφέρειν σφίσι τὴν τοιαύτην γνώμην.

3) Liv. XXVII, 16. Plut. Fab. 22.

cellus[1]) ornamenta urbis Syracusanae, signa tabulasque, Romam devehit, quod imitati alii multi iique laudatissimi plurimas urbes eodem furore compilarunt;[2]) Scipio ipse Africanus[3]) ad disceptandum inter Carthaginienses et Masinissam missus, haud dubia regis in civitatem illam injuria, re audita inspectaque suspensa omnia neutro inclinatis sententiis relinquit, quia tempori aptum fuit, integrum inter utrosque certamen relinqui. Denique nec Scipio Africanus nec Cato[4]) reipublicae causa erubescunt mentiri, nec illum pudet Pleminianam in Locrenses saevitiam lento animo spectasse.[5]) Una his omnibus eademque ratio subest: nihil esse nefas ducebant Romani, si quidem reipublicae conducere videretur, nisi aut juris vel consuetudinis formula aliqua, aut superstitio quaedam officeret, aut dolo agendum esset. Nam per dolum rempublicam augeri ea aetate, qua mores erant integri, populus nolebat, ut qui artes eas tam perniciosas quam majestate sua indignas esse judicaret.[6])

Quum igitur ingenii Romani hoc potissimum esset, suis utilitatibus consulere, moris antiqui observantia velut ex adverso posita ne gentis fortissimae animi ad studia sordida et servilia raperentur effecit. Nullos enim mortalium, quidquid a majoribus traditum erat, religiosius coluisse accepimus, nullos alios moribus tan-

---

1) Liv. XXV, 40.
2) Liv. XXXI, 45; XXXII, 16; XXXIV, 52; XXXVIII, 9. 43; XLII, 63 &c.
3) id. XXXIV, 62.
4) id. XXIX, 24; XXXIV, 12.
5) id. XXIX, 21.
6) id. XLII, 47.

tum tribuisse, ut legibus eos ex aequo ponerent. Quod ita facillime adparebit, si tum moribus quaedam constituta fuisse, quae in legibus non erant, tum moribus leges quasdam fuisse abolitas, tum optionem datam semel quidem, seu moribus seu legibus agendi demonstramus.[1]) Ergo ut tribuni plebis haberent prehensionem, non vocationem, ut praetores consulibus absentibus consulare munus sustinerent, ut servi feminaeque civilibus muneribus non fungerentur; ut inter virum et uxorem donationes ne valerent; ut daretur tutor mulieri pupillove, qui cum tutore suo lege aut legitimo judicio agere vellet; ut furioso prodigoque bonis interdiceretur; et praeterea multa alia legibus non sancita moribus tamen servabantur. Tum immanem illam in XII tabulis legem,[2]) quae ut in meliorem partem acciperetur, ne Goettlingius[3]) quidem efficere potuit: tertiis nundinis partes (debitoris) secanto: si plus minusve secuerunt, se fraude esto, moris mansuetudo abolevit, ut ad Gellii usque tempora, quibus illius legis memoria paene interciderat, exemplum dissecti ex ea lege debitoris nullum exstiterit. Sed optionem datam judicii vel legibus vel moribus exercendi[4]) etiamsi semel tantum traditum sit, tamen hanc quoque rem in consuetudinem abiisse locus ipse Livii declarat. Quem si diligentius inspexeris, eam quae legibus irrogari posset poenam, quum tribunus more ageret, videbis intentatam fuisse. Nam Fulvii in causa anquiri pecunia

---

1) Richter: De moribus majorum tanquam antiquissimo Romani juris fonte, p. 21.

2) Gell. N. A. XX, 1.

3) Geschichte der röm. Staatsverf. p. 323.

4) Liv. XXVI, 2.

leges permittebant; tribunus morum jure usus capite anquirebat, ut reus capitis in discrimen adductus Tarquinios exsulatum abiret. Denique Virgilius, quum veram populi Romani[1]) indolem exprimere praecipue studeret, leges condentem mores dixit ponere, id interpretante Servio his verbis: Leges etiam mores dici haud dubium est. In sacris autem colendis morem majorum summi fuisse momenti clamant omnes historiae, cujus rei unum exemplum attulisse satis erit. Numae enim regis libri, quum a. U. DLXXIII. sub Janiculo essent inventi,[2]) quamvis Romani omnes religiones suas ab illo constitutas esse et scirent et profiterentur, quod in iis pleraque dissolvendarum esse religionum Q. Petillius praetor dixerat, senatus cremandos esse censuit: quod scilicet quingentis illis inter Numam regem et Baebium Tamphilum cons. annis mos ipse sacrorum a prisca consuetudine multum declinaverat, ut quae a Numa rege essent conscripta, nimis discrepare ab eo more viderentur, qui illa aetate mos majorum adpellabatur. Postremo ut militiam et negotia publica omittam, quae tota moribus regebantur, vita civilis ac domestica omnis moribus adstricta continebatur. Igitur annis quingentis nullas rei uxoriae neque actiones neque cautiones in urbe Romana aut Latio fuisse, nullis etiamtum matrimoniis divertentibus, A. Gellius[3]) testatur, idemque, si quis agrum suum passus sit sordescere, eumque indiligenter curaverit, ac neque

1) Aen. I, 264: mores et moenia ponet.

2) Liv. XL, 29. Pellegrino: Andeutungen über den ursprünglichen Religionsunterschied der Patricier und Plebejer, p. 37.

3) N. A. IV, 3.

araverit neque purgaverit, aut si quis arborem suam vineamque habuerit derelictui, eum in animadversionem censoriam ait incurrisse. Majus etiam, quod Cato censor[1]) Manilium senatorem, summos in republica honores tum maxime ambientem, quod inspectante filia suam uxorem interdiu exosculatus esset, ordine movit: quod nisi a moribus majorum alienum fuisset, ne censor quidem potuisset reprehendere.

Sed haec persequi quantumvis digna inquirentium diligentia, et, si juris consultorum curas excipias, paene intentata, non hujus est loci. Id unum probasse erit satis, per omnem Romanorum rem publicam et privatam mores majorum multo plus valuisse, quam apud gentes omnes reliquas vel priscae aetatis vel nostrae, adeo quidem, ut sancta quaedam in more majorum majestas[2]) inesse videretur, atque ut Ennius poëta[3]) magnitudinem illam crescentis imperii admirans merito dixerit:

Moribus antiquis res stat Romana virisque.

Ut igitur eo redeat haec disputatio, unde profecta est, quidquid erat nimium in gentis Romanae indole, quo pronior in avaritiam esse videbatur, id moris antiqui vi et religione coërcebatur. Hoc enim persuasum fuit Romanis, suis quemque utilitatibus ita demum debere inservire, si per rempublicam liceret; neminem vero civium vel patrimonium, vel vires animi corporisque, vel spiritum ipsum reipublicae non debere impendere. Quum igitur illo utilium studio mentes Romanorum velut in arctum cogi viderentur, moris patrii liberalitas

---

1) Plut. Cato M. 17.
2) Macr. Sat. III, 8.
3) Cic. de Rep. V, 1.

laxatas illis angustiis ita temperavit, ut agendo, vigilando, abstinendo, ut tenui victu cultuque et extrema parsimonia potius, quam aliena per injuriam expetendo rem suam studerent amplificare. Atque ut illa moris antiqui observantia effectum est, ut avaritiae vitium reprimeretur, ita latius ejus rei vis patebat. Nam ad cetera quoque moderanda id ipsum pertinebat, et decori apud Romanos non minorem curam fuisse constat, quam utilitatis comparandae. Quidquid enim formularum vel sacrarum vel profanarum nobis superest, quin etiam quidquid de rerum actu apud Romanos et negotiis tam publicis quam privatis accepimus, magno prorsus documento est, hoc Romanis praecipue cordi fuisse, ut quaecunque agerentur, quam decentissime fierent.

Itaque duas apud rationes principatum fuisse eorum officiorum crediderim, quibus populi Romani, ut hoc utar vocabulo, philosophia moralis continebatur; sive Romani quidquid officiorum se debere existimabant, id aut utilitatis vel publicae vel privatae causa, aut propter morem majorum, sive propter decentiam, exsequendum esse arbitrabantur. Haec vero duo apud Romanos eodem loco erant, quo apud Ciceronem et paucos illos Graecorum discipulos honestum. His duobus fundamentis satira Romana nititur.

II.

Ut enim Demostheni ad castigandos Athenienses atque ad bonam frugem revocandos morum quadam philosophia opus est, qua et majores usos fuisse docet et sui temporis mores atque instituta metitur: ita si quis operam dat satirae scribendae, eorum, quorum

taxat mores, vitam ac rationes certae alicui trutinae imponat necesse est. Itaque Renardus Vulpes procerum et clericorum vitia legibus christianis solet pensare, quibus se illi obnoxios ferunt: quas iidem quam impudenter conterant ac proculcent, non monendo aut praecipiendo aut leges ipsas enumerando, sed adumbrandis eorum delictis declarat. Romani vero satirae conditores patrium ad modum aetatis quisque suae vitia percensent, sive quantam in utilitates vel publicas vel privatas peccetur, et quam indecore omnia fiant, enarrandis aequalium delictis in medium proponunt. Vis autem satirae tota in eo versatur, ut quae vitae agendae praecepta violantur a peccantibus, ea ipsi satirae scriptores et vera esse et necessaria sibi persuaserint, atque ut cives suos tam praeceptorum illorum, in quae peccatur, quam delictorum ipsorum conscios habeant. Nam neque poëta satiram veram animo concipere, neque legentes ea moveri possunt, nisi per indignationem. Atqui in eos tantum indignatio cadit, qui in certas leges nulli non suspiciendas credunt peccari. Quarum legum observantia quum evanuit, rideri etiamtum possunt peccata, quatenus haec una ridendi materia generi mortalium suppetit, satira autem vera componi nequit.

Nota est omnibus satirae Romanae historia, quantum quidem e monumentis literarum nunc quoque durantibus potuit cognosci. Veruntamen eo usque, unde originem duxit, redire hujus disputationis ratio jubet.

Nullis unquam hominum in mentem venit nec sui sermonis praecepta pernoscere, priusquam alterius cujusdam gentis lingua innotuerit, nec patrios suae civitatis mores nisi ex similitudine consuetudinis externae vel dissimilitudine delineare. Igitur Romani postquam

res atque instituta Graecorum, Afrorum. Gallorum, Sardorum, Hispanorum cognoverant, suos quoque mores suamque velut domum dispicere coeperunt. Ubi quum multa egregia et ab institutis aliarum gentium diversa viderent, Ennius, Lucilius aliique, quorum ingeniis solertia Graecorum addiderat acumen, res domesticas, nec solum decora bellica, sed etiam quidquid vita suae gentis quotidiana proprium haberet, versibus exornaverunt. Itaque satira tam Enniana quam Luciliana libero et infinito quasi spatio excurrens in qualicunque materia versabatur, nullo primum vitiorum insectandorum studio, id unice agens, ut quaedam rerum domesticarum effigies legentium in delectationem componeretur. Huc referendos puto versus XI, qui de Ennii Hedypatheticis supersunt. Nulla inibi est gulae insectatio, etiamsi praeter notissimam Catonis Censorii vocem hi versus ipsi, gulae quanta tum quoque fuerit impotentia, demonstrent. Ejusdem vero generis aliquot volumina Lucilius [1]) implevit, si fragmentis eorum fides habenda est, qui de itinere a se facto, de morbo suo, de coenis rusticorum, de re uxoria et amatoria, de orthographia, de Collyra amica, de jurgiis virorum cum uxoribus satiras conscripserit. Quibus si in vitia quaedam jocatus est, id quod maxime est credibile, tamen alienum ab eo satirae genere, quod invenisse ipse perhibetur, animum gessisse adparet. Quod si quis tam exilibus poëtae fragmentis ostendi posse negaverit, Horatiana saltem documenta non recusabit. Duo enim satirae genera ipse Horatius habet, alterum pristinae ejus vocis notioni conveniens, causis et materia mixtum, ad delectandos tantum legentium animos compositum;

---

1) Petermann de Lucilii vita et carm. p. 22 sq.

quod genus quum majorem horum carminum partem occupet, omnibus a poëta ipso nomen sermonum impositum fuisse crediderim. Nam ut exempla inferam, Sat. I, 6. 7. 8. 9. meri sunt sermones, nulla insectatione in vitia seculi, nulla de moribus corruptis indignatione. Alterum vero genus carminum, quo in luxuriam et alia aetatis suae mala invehitur, bifariam dividitur, ut poëta vel exagitet vitia, vel praecepta ipsa, in quae peccatur, exponat. Alterius exemplo erit libri secundi quarta, alterius secunda satira, quarum argumenta inter se ita respondent, ut quod altera sententiis ac praeceptis docet monendo, altera per exemplum deterrendo suadeat. Aliae vero et sermones et veram satiram et praecepta miscent. Inde quae fuerit satirae a Lucilio scriptae natura facile intelliges.

Ejus autem satirae verae ac recentioris, quam Persius et Juvenalis percoluerunt, ita inventor est Lucilius, ut ab illis rerum domesticarum exemplis qualibuscunque ad significandas morum mutationes aetate sua gliscentes descenderit. Quod qui factum sit etsi nullis literarum monumentis tradi videmus, tamen licet conjectari. Qui ex Asia redierant milites, morum in pejus mutandorum primi Romanis auctores exstiterunt.[1]) Unde quum multis ante Lucilium annis luxuriae in civitatem continentissimam invehendae initium esset factum, tamen, antequam ad vivum usque reipublicae illa clades pervenisse videretur, temporis aliquantum elapsum est. Aureum quendam Polybii locum,[2]) quum ejus scriptoris tam multa et praeclara interciderint, fortuna nobis non invidit. Scribit enim Africanum mino-

1) Liv. XXXIX, 6.
2) Hist. XXXII, 11.

rem ultro suam amicitiam ambisse, suisque in sublimi quem inierat ad gloriam cursu usum esse consiliis. Sed rem per se difficillimam juveni praestantissimo minus negotii fecisse, propterea quod plerique illo tempore in deterius impetu ferrentur.[1]) Macedonico enim bello quum et publicae opes et privatae immensum crevissent, in omnem licentiam ac libidinem juvenes prorupisse, et Graecis usos magistris omnes suscepisse impuritates, nec patrimonia pensi hab[illegible], nec famam, sed in comparandis luxuriae instru[illegible]ntes pecunias absumsisse. Praeterea tenacitat[illegible]manis insitam et rei augendae studium, id qu[illegible] commemoravimus, manebat illa aetate, atque [illegible] crescebat. Unde Plautus[2]) etiam, eum circa an[illegible]um morte absumtus, quo Africanus minor natus est, et L. circiter annis, antequam Lucilius togam virilem posset sumere, pestem in mores ingruentem multis ante bellum Macedonicum supremum annis castigans, veteres mores, veteres parsimonias desiderat: homines quod lubet, non quod licet, sequi, ambitionem grassari legibus liberam, in pugna scuta abjici, loco cedi nullo ignominiae pudore, per flagitia honores peti, strenuos contra viros repulsam pati, denique a moribus leges in suam potestatem perductas esse, adeo ut has illi magis habeant obnoxias, quam liberos parentes, quamquam sumta servi persona vere tamen ac libere conqueritur. Quas igitur Africanus minor sibi teste Polybio partes sumserat, easdem Lucilius poëta viri praestantissimi amicitia[3]) gaudens posthac suscepit: quum ille luxuriam atque

---

1) διὰ τὴν ἐπὶ τὸ χεῖρον ὁρμὴν τῶν πλείστων. Ib.
2) Trinum. IV, 3. 21 sq.
3) Fragm. inc. 6.

avaritiam plurimorum suo exemplo argueret, hic mores in deterius lapsos versibus perstringeret; quod utrique gloriam ingentem conciliavit. Neque autem veri dissimile videtur, ex illo sapientium virorum doctorumque cum Scipione contubernio[1]) fontes Lucilii satiricos derivandos esse. Quod utut se habet, illud tamen intelligitur, ut ad satiras generis prioris componendas Lucilius Ennium secutus res domesticas contendendo cum externis fuerit impulsus, ita eundem novum hoc satirae genus ex morum apud ipsos Romanos diversitate ac velut discordia elicuisse, quum hinc multitudo ingens degenerantium a more patrio, illinc parva cohors Scipionem secuta ducem unicum atque admirabilem et perstans in vetere disciplina conspiceretur.

III.

Prioris igitur satirae, quam Lucilius cum Ennio communem habuit, nihil est insigne, quo ab aliis carminibus lusoriis et delectabilibus discernatur. Novae satirae hoc est proprium, ut et ad poësin didacticam tota referatur, et una in materia consistat, quae ejusmodi est, ut seculi mores ab institutis patriis descivisse arguantur. Quod quemadmodum fecerit Lucilius, ex residuis XXX ejus librorum fragmentis nimium scilicet disjectis conjectari non licet. Itaque ut jambici Graecorum carminis indoles ex Epodis Horatii, ita Lucilianae satirae utriusque ingenium ejusdem e Sermonibus intelligitur, ita quidem ut de nova satira Persius quoque et Juvenalis sint consulendi. Sed e sermo-

1) Fragm. L. IV, 1.

nibus Horatii XVIII ego partem minorem vere satiricam esse puto, ut libri prioris tantum Eclogae I. II, III. IV, secundi II. III. IV. V. satirae videantur esse appellandae. Horum vero carminum VIII. rationes si diligenter inspicimus, duobus de utili et de decore locis poëtam uti ad quaelibet vitia notanda intelligemus. Sive enim communia generi hominum universo vitia exagitat, qualia sunt sortis suae taedium, vel in vitiis aliorum inquirendis diligentia, vel stultitia suae imbecillitatis ignara, sive propria urbis Romanae flagitia insectatur, adulteria, gulae impotentiam, testamentorum captationes, quam stulte fiant haec omnia et quam indecore, vel praeceptis in medium propositis, vel delictis in scenam productis indicat. Non igitur, quod per se honestum esse chartae Socraticae docuerunt, prae se fert satira, sed quod honestum est Romanis, qui suam ex utili et decoro philosophiam morum confecerunt. Quapropter Quinctilianus quanquam non id quidem significans recte dixit, satiram totam esse Romanorum. Nam Persii quoque ac Juvenalis quamcunque satiram evolveris, eo rem deduci videbis, ut aequalium vitia vel reipublicae privatisque ingens detrimentum inferre vel summo dedecori esse adpareat. Hinc inter satiras Horatii et ejusdem odarum libri tertii carmina I—VI. & XXIV. mira quaedam cognatio intercedit: ut quam ille sermonum libri secundi Ecloga altera virtutis Romanae imaginem inchoaverat eam lyricis numeris absolvisse videatur. Nam ita demum reipublicae et privatis posse consuli persuasum habet, si cives priscos ad mores revocentur; quod et ipse agit suo vel patris utens judicio, et idem persequenti Augusto adjutorem se praebet. Hoc autem satiras etiam scribenti propositum fuisse, Serm. II, 7. 23 sq. intelli-

gitur, quum servum inducit his se castigantem: Laudas fortunam et mores antiquae plebis. Nam illam reipublicae curam, quae Persii et Juvenalis ipsis e satiris emicat, Horatius lyrico potius prae se fert carmine: quanquam Epodi duo ejusdem satiris aequales argumento sunt, non provecti aetate demum illum fuisse animum. Quum igitur Horatius id agit, ut morum vere Romanorum cives admoneat, mente quoque et animo intra notiones ingeniis Romanorum informatas velut consistit. Contra in Epistolis rationem longe diversam sequitur, non quidem iis, quae [1] „a vulgaribus nonnisi numeris et munditiis orationis poëticae, modeste quidem adhibitis, differunt, argumento aut parum aut nihil poëtici habent.“ Sed iis Epistolis, quas didacticas [2]) recte dixeris, Graecorum philosophiae sese alumnum profitetur et honestum tale amplectitur, quale Socrates primus praeceperat. Quod non ita dico, ut per satiras epistolasque utramque rationem ultro citro fluxisse negem. Sed perpetua satirarum et epistolarum apud Horatium indoles et consuetudo multum differt, atque ita, ut ante monuimus. Nam in satiris urbis Romanae, in Epistolis totius mundi civem audimus loquentem. Quod e nulla Epistolarum magis puto elucere, quam e decima sexta libri prioris, quum bonus Romae illo tempore qui dicatur, quantum a viro bono et sapiente differat, ex adverso posita utriusque imagine demonstrat. In quo miror equidem, quod harum Epistolarum editores, quorum quidem ego libros inspexi, versus sexagesimus nonus et qui sequuntur tres quid sibi velint, non videantur intellexisse. Inducitur enim vir bonus, qualem illo tem-

1) Morgenstern: De satirae atque epistolae Horatianae discrimine p. 69. 2) Ib. p. 70.

pore Roma solebat praedicare, colloquens cum eo, cujus in potestatem est redactus, atque iis ipsis verbis animum servilem et ad quaelibet flagitia paratum prae se ferens: quum contra vir bonus et sapiens, sive philosophiae innutritus, id quod versus a tertio inde et septuagesimo insequentes docent, magno elatoque animo humana omnia velut infra se posita et vitam ipsam, si res ita tulerit, aspernetur. Illud igitur utilitatum comparandarum studium, illa hominis Romani species ad decorum composita quo evaserit, quem eventum habuerit, nequaquam poëta dissimulat, licet ipse causas ignoret. Illa enim patriae caritate et priscae virtutis admiratione impeditur, quo minus id quod res est, perspiciat, ejus quam poëta incusat, animorum pravitatis semina ex ipsa virtutis Romanae summa fuisse enata: quae quum utilia et decora unice expeteret, eo postremo delapsa est, ut viri boni existimarentur tales, quales l. l. versu quadragesimo primo et sq. describuntur. Alia enim alio tempore tam utilia quam decora existimantur; quod vero honestum est, nullis vel temporum vel persuasionum mutationibus commovetur. Sed optimus quisque scriptorum Romanorum, in iisque poëtae nostri Satirici, antiquam virtutem Romanam et eam honestatem, cujus praecepta Socrates primus posuit, ejusdem generis esse[1]) censebant, atque etiam duce Graecorum sapientia priscos ad mores rediri posse sperabant. Itaque apud Horatium et Juvenalem (nam Persium penitus Stoicum esse nemo nescit) de moribus judicia quaedam reperies, iis philosophorum placitis, quae sequebantur ipsi, repugnantia; quod nimirum eas rationes, quae longissime erant disjunctae, in unum

1) Hor. Serm. II, 2, 3.

coire et consentire credebant. Ejus rei quod praecipuum exstat in Sermonibus Horatianis exemplum [1], quum nisi obscena quaedam contingam, planum facere non possim, in hac scriptione scholastica praeterire cogor. Illud ausim affirmare, quam Catonis sententiam diam Horatius esse judicat, a nemine eorum philosophorum, quos ipse admiratur, quos duces vitae vult esse, comprobari. Deinde quod ille Serm. I, 3, 26. 41 sq. 69 sq. amicis deberi putavit, id, si philosophos quam rationes Romanas sequi maluisset, hominem homini debere fuisset scripturus. Majus est illud, quod Juvenalis indecora rebus dictu factuque foedis aequiparat, sive honesto id quod decebat Romanos par esse judicat. Quod quemadmodum fecerit antequam ostendam, hoc idem populi Romani judicium fuisse paucis indicabo. Nam Laberius eques Romanus [2], asperae libertatis homo, a Julio Caesare quingentis millibus invitatus, ut prodiret in scenam, atque ipse ageret mimos, quos scriptitabat, coactum se fuisse ab eo, cujus preces pro imperio essent, prologo pulcherrimo ita testatur, ut mimos agendo sese omnem virtutem exuisse conqueratur.

> Ego bis tricenis annis actis sine nota,
> Eques Romanus lare egressus meo
> Domum revertar mimus, nimirum hoc die
> Uno plus vixi, mihi quam vivendum fuit.

His adjicere possim nonnulla, quae Cicero habet in orationibus [3], quae ejusdem sunt argumenti. Sed unum satis erit Cornelii Taciti locum attulisse, cum eo

---

1) Ib. I, 2, 31 sq.
2) Macrob. Sat. II, 7.
3) e. gr. In Vat. 12. 13. In Pis. 6 coll. Verr. V, 33.

apud Juvenalem loco, quo de agendum erit, connexum et consentientem. Subrii enim Flavi[1]), militum tribuni, ex ipsa plebe hominis, quod nomen indicat, verba Tacitus refert, quibus ille Neroni interroganti, quibus causis ad oblivionem processisset sacramenti, respondit: Oderam te; nec quisquam tibi fidelior militum fuit, dum amari meruisti; odisse coepi, postquam parricida matris et uxoris, auriga et histrio et incendiarius exstitisti. Quum igitur Subrius extrema omnia scelera percenset, per quae Nero ex principe caritate civium digno detestandum se omnibus praebuit, aurigandi et histrioniae studium, turpe apud Romanos, illis aequat, quibus sanctissima apud omnes gentes jura ipsique generis humani sensus nefandum in modum violantur. Quo si quis nihil aliud putaverit demonstrari, quam Romanis quidquid deceret, non minus cordi fuisse, quam quod honestum esset ac rectum, a Juvenale longe aliam fuisse rationem se doceri permittet. Hic enim postquam monstrum illud Neroniani temporis exemplique, ut viri nuberent viris, Gracchi sub persona notavit, majus etiam ab eodem Graccho[2]) flagitium admissum refert, quum gladiator in arenam descenderit:

> Vicit et hoc monstrum tunicati fuscina Gracchi,
> Lustravitque fuga mediam gladiator arenam
> Et Capitolinis generosior et Marcellis
> Et Catulis &c.

Nec semel hoc flagitium notasse contentus alio loco[3]) indignatione prope majore eodem recurrit:

---

1) Ann. XV, 67.
2) Sat. II, 115 sq.
3) Sat. VIII, 198 sq.

Res haud mira tamen citharoedo principe mimus
Nobilis. Haec ultra quid erit nisi ludus? Et illud
Dedecus urbis habes: nec mirmillonis in armis,
Nec clypeo Gracchum pugnantem aut falce supina;
Damnat enim tales habitus: et damnat et odit;
Nec galea frontem abscondit: movet ecce tridentem &c.

Quo loco quum Heinrichius, nimium pronus ad versus poëtae aliquos damnandos, versum CCII. nullis codicum indiciis subnixus spurium esse judicet, ut vilem et quae antea dicta fuerant, iterantem, quae sit ejus versus sententia et quam apta, ὡς ἐκ παρόδου ostendam. Gracchus, inquit poëta, nec mirmillonis in armis, nec clypeo pugnat, nec falce supina; Damnat enim tales habitus: et damnat et odit; sed facie aperta tridentem movet. Duobus igitur gladiaturae generibus propositis per se aeque turpibus Gracchus alterum ut ordine suo ac nobilitate indignum aspernatur, alterum eligit, ob eam rem foedius, quod facie aperta pugnandum, quod os equitis Romani in arena depugnantis populo Romano universo erat obferendum. Ejus autem rei turpitudo mirum quantum augetur eo, quod Gracchus in alterum gladiaturae genus prae se fert odio; quia pravitas ac perversitas mentis humanae nulla re magis apparet, quam si quis uno idem tempore odisse et diligere videtur: ut Ludovicum XIV, Galliae regem, ferunt equiti cuidam munus publicum expetenti, cum Calvini sectatorem esse comperisset, negasse, eidemque, ubi nullum esse Deum censuisset, detulisse. Nulla re igitur poëta Gracchi quanta fuerit perversitas magis potuit probare, quam hoc ejus in alterum gladiaturae genus, quum amplecteretur alterum, odio denotando. Tantum igitur abest, ut Heinrichius versum illum

jure dannaverit, ut hoc demum addito versu tota hominis turpissimi effigies videatur perfici.

In utraque satira Juvenalis eum tenorem sequitur, ut a minoribus levibusque delictis ad graviora et detestabilia procedat: quo quum pervenit, in summo flagitiorum velut culmine ea reponit, quae hominem Romanum omnium maxime videntur dedecere. Eademque est eorum ratio, quae Satirae octavae versibus CCXI sq. de Nerone dicit, quum matricidae scelus nequaquam elevari judicet exemplo Orestae; qui diis auctoribus in Clytemnestram animadverterit; qui nec in sororem nec in conjugem saevierit, nec per veneficia propinquos sustulerit, nec in scena unquam cantaverit, nec Troica scripserit.

Erat hoc indolis Romanae, ut penes decentiam omnium virtutum principatus ac regimen esse putaretur, quod ipsum honesti et honestatis nomen declarat. Ut enim Graeci, ante Socratem expertes veritatis, ea quae essent recta et rationi consentanea, pulchritudine metiri, eoque vocabulo uti solebant, quum virtutis naturam vellent indicare, ita Romani ejusdem signa notasque vel ex laudando et probando, vel ex honore repetere solebant, ipso sermone indicantes, veram ejus rei notionem sibi deesse. Sed quo tempore moris majorum servandi studium, sive laudis quaerendae et omnia ita ut se deceret agendi cupiditas apud eos vigebat, domi militiaeque res maximae gerebantur, ut insequens etiam aetas virtute Romana tabescente iis quae prius essent parta, diu frueretur. Tacitus et Juvenalis velut in extremis artium vere Romanarum finibus positi Cassandrae partes sustinent, ut urgentibus rempublicam fatis sive emoriente republica, quibus antiquitus moribus civitas creverit, clamare et vociferari videantur,

neque exaudientibus civibus, neque ulla boni spe ipsi erecti; sed sua uterque mente impellitur, ut in ipso reipublicae funere quaecunque illam majestatem imperii subverterant, magna voce detestentur. Et quemadmodum ignes antequam desidant atque exstinguantur, paulo acrius solent effervescere, ita illa gentis Romanae indoles, prius quam evanesceret, per Tacitum et Juvenalem supremo impetu erupit.

IV.

Non contemnendos quidem insequens aetas scriptores tulit, e quibus Plutarchus et Antoninus philosophus et Lucianus eminent; sed Romani ingenii proprietates frustra quaesieris. Has enim ubi seculi pravitas ingruens condiderat, sola restabat humanitas illa et doctrina politior, quae multis ante aetatibus tenui primum initio e Graecia invecta morem majorum tantum quantum luxuria Asiatica quasi actis cuniculis subruerat. Ita enim visum Deo rerum humanarum moderatori, ut orbis antiquus velut gleba putrefacta novi aevi semina illo tempore concepta postmodum in lucem ederet, vi generis humani vitali per seculorum vastitates et caligines adaucta. Itaque compositam ac sepultam a Juvenale satiram Romanam non solum illud testatur, quod neminem Latinorum postea satirae scribendae operam videmus dedisse, sed scriptor insequentis aetatis princeps argumento est, éam mentem ipsam, quae satirae Romanae stirpes posset trudere, post Juvenalem penitus extabuisse. Lucianus is est, quem in satira summas plerique laudes tulisse arbitrantur.

Hic enim ut saepe ea vitia carpit, quae omnibus locis ac temporibus comparent, qualia sunt sortis humanae oblivio [1]), optandi sperandique immoderata libido [2]), fortunae mediocris taedium [3]), avaritia [4]), superstitio [5]), in verbis pronunciandis ostentatio quaedam et prava imitatio [6]), eorum casuum, qui nequeunt mutari, commiseratio [7]): ita salis plurimum in res Romanas effundit, quanquam propter offensionis metum non semel eorum quos notat morum exempla [8]) aliunde petit. Atque has quidem tum universas [9]) reprehendit, tum nominatim luxuriam nobilium [10]), in clientes minoresque amicos insolentiam [11]), heredipetarum astutias [12]), veneficia [13]), philosophorum honesta omnia prae se ferentium, voluptates et pecuniam sitientium turpitudines [14]), quamvis id malum per totum illo tempore orbem serpat, vehementer conqueritur, ut eadem ferme, quae Horatius, Persius, Juvenalis incessere videatur. Neque vero his longe superiorem esse urbanitate et amoenissima dicacitate Lucianum negabimus; sed derisorem esse,

1) Catapl. 8 sq.
2) Navig. passim.
3) Menipp. 20 sq. Char. 14 sq.
4) Tim. 13. 14. 25. 26. Dial. Mort. et Somn. passim.
5) Alex. Abon.
6) Judic. vocal.
7) De luctu 13 sq.
8) Catapl. 16. Icarom. 15.
9) Nigr. 16 sq.
10) Catapl. l. l. Cyn. 8 sq.
11) Merc. cond. 3. 4. 37. 41 locisque plurimis.
12) Dial. Mort. 5. 6. &c.
13) Ib. 7.
14) Pisc. 34 et locis plurimis.

non satiricum contendimus. Satirae enim nervus est propter rempublicam indignari, ita quidem, ut poëtae animo praestans aliqua effigies salutis publicae obversetur, via quadam certa et ratione tuendae atque augendae, quam ille intuens mores omnium felicitati infestos odit et contemnit. Sed longe alia mens est Luciano, qui et ipse quidem irascitur, multaque cum acerbitate invehitur non in eos solum, a quibus injuria fuerat lacessitus,[1] sed in alios quoque, qui, ut Alexander Abonoteichensis vel Peregrinus Proteus, sapientiae speciem aut foedissimis flagitiis aut puerilibus ineptiis praetendunt. Atque ille nonnulla aequalium suorum vitia[2]) penitus scrutatus perspexit. Sed quum nulla supersit respublica, cujus ad statum mores referantur, suo nomine, non reipublicae Lucianus indignatur; et quum praecepta illa, de quibus scriptores Satirici prius admonebant, prorsus exoluerint, deest Luciano in vitiis insectandis constans ratio; et si verum confiteri non pudet, ridet ille vitia risus movendi causa, non ad refocillandam, quae interierat, virtutem Romanam. Profecto si, quid propositum fuerit Horatio, Persio, Juvenali in satiris conscribendis, quaeritur, nemo quod respondeat non habebit: Lucianus quid sequatur, quid efficere ridendis vitiis voluerit, praeter risus ipsos non comparet. Scio videoque, viros aliquot doctissimos rerumque historiae imprimis gnaros eum moribus aequalium corrigendis operam dedisse arbitrari; quod qui fieri potuerit ab homine pariter omnia divina humanaque ridente, non satis intelligo. Sed ut hoc omittam, quisquis ridendis hominum vitiis verum

1) Pseudolog. 10, et locis plurimis.
2) Calumn. non tem. cred. 21 sq.

vult dicere, et hominum animos recti honestique admonere, ita profecto rideat necesse est, ut vitia ipse odisse videatur: de rebus longe turpissimis [1]) Lucianus nulla movetur indignatione, quas potius diligentius et magis jocose exsequatur, quam solent, qui dictu factuque foeda reformidant. Luciano equidem mores vitiis ridendis corrigere non magis cordi fuisse crediderim, quam levissimo cuique hujus aetatis Gallorum, qui res turpissimas ac detestabiles undequaque congerunt ad eorum animos pelliciendos, qui taedio ex voluptariae lectionis luxuria collecto ad meliora et sana torpent.

Verum quidem illud, multis Lucianum locis sanctimoniae magnum prae se ferre desiderium, [2]) eundemque cupidissimum esse veri videndi, [3]) ejusque hominis conveniendi, [4]) qui verum ab opinionum commentis doceat discernere, et philosophiae veritatem velle moribus ipsaque vivendi ratione confirmari; praeterea et priscae aetatis instituta ita mirari, [5]) ut ea doleat exstincta et sepulta esse, et sicubi virum invenerit virtute ac sanctitate praestantem, [6]) ejus laudes studiosissime celebrare. Quae si quis cum iis contenderit, quae supra monuimus, derisorem flagitiorum potius Lucianum fuisse, quam satirarum scriptorem, eum dubitasse ac nutasse inter studium honesti et vitiorum consuetudinem facile intelliget, eoque morum censuram non suo jure egisse. Accedit, quod nemo ne per satiras quidem

1) Merc. cond. 7. Dial. meretr. 5.
2) Hermot. 22. 77. Bis. acc. 8.
3) Hermot. 45 sq., 69 sq. Philopseud. 40.
4) Hermot. 79.
5) Anach. passim.
6) Demon. passim.

animos hominum impellere poterit ad honesta sequenda, nisi qui verum quid sit apud animum suum decreverit, unique ad rectum honestumque viae insistat, et in eadem sententia constanter perseveret. Lucianus autem quamquam homines existimat per philosophiam posse emendari,[1] et vitia humana praeter leves aliquas maculas exuere, tamen nec ullos philosophorum[2] quamvis illustrium veram rationem invenisse censet, nec omnino verum inveniri posse arbitratur, quod omnes illi de asini umbra[3] concertent, in rem omnibus mortalibus negatam inquirentes, cujus videlicet nulla prorsus signa[4] existant: ut is demum philosophi[5] nomine sit appellandus, qui verum deprehendi posse diffidat. Itaque qui malorum inter homines omnium fontem[6] esse ignorantiam rerum contendit, rem omnium unam maxime dignam cognitu, verum inquam, sciri posse negat, eoque ab investigatione veri, sive a pertractanda philosophia, quatenus hac una iri ad verum videndum via putat dehortans optimum factu[7] esse judicat, ut ad res agendas et communem cum vulgo in republica vitam degendam animum applices. Atqui nulla est illa aetate reipublicae communio, nulla de conferendis in medium utilitatibus cogitatio in animis hominum emicat.

Major sane cogitatio, immo maxima optimi cujusque Luciani aequalium mentes animosque occupavit.

---

1) Catapl. 24. Fugit. 4. 5.
2) Hermot. 26.
3) Ib. 71.
4) Ib. 38.
5) Ib. 75.
6) Calumn. non tem. cred. 1.
7) Hermot. 84.

Quid enim majus, quam id agere unice, ut genus universum mortalium uni Deo pareat, omnesque validis antea velut muris inter se dissepti, nationum, legum, imperiorum, sermonum discriminibus posthac sublatis fraterna caritate brevis aevi vitam degant, sempiternae post mortem felicitatis spe subnixi? At Lucianus ut de Christo quaedam audiverat, et aliquatenus Christianorum noverat vulgus, ita veram Christi doctrinam neque intellexit, neque eo animo, quo hominem oportebat veri videndi cupidum, ad rem christianam introspiciendam accessit. Qui enim sapientia expetenda id potissimum quaerebat,[1]) ut mediocri e genere hominum emineret, eam doctrinam non poterat non ab animo procul arcere, qua Deum infimi cujusque misereri, atque indoctos homines ac simplices, quin etiam flagitiorum sibi conscios et poenitentia maerentes prae ceteris Deo probari et acceptos esse edicebatur. Praeterea qui omnem de immortalitate animae persuasionem[2]) derisui habebat, eum homines e vitae futurae spe ac fiducia summa solatia expetentes necesse erat alto ex fastigio aspernari. Sed multis apud Lucianum locis[3]) probatur, de philosophia sub Judaeorum et Christianorum sacris latitante nil eum omnino suspicatum fuisse; et quod caput est locorum[4]) Luciani de Christianis

1) Ib. 83.

2) De morte Peregr. 13.

3) e. gr. Fugit. 8 sq.

4) De morte Per. 13. Alii aliter de hac re judicant. D. Baur, Tübinger Zeitschrift für Theologie, J. 1832, IV, p. 139: Wir können aus der lucianischen Schrift (de morte Per.) um so eher entnehmen, nicht blos, wie genau auch diese Klasse von Schriftstellern schon damals mit dem Christenthum bekannt war (was in jedem Falle die Schrift beweist), son-

judicium exhibentium, summo id argumento est, nullum librorum N. T. ab eo lectum fuisse, et reliqua eum praeter eximiam illam christianorum in officiis invicem praestandis sedulitatem ignoravisse. Quod enim rerum christianarum ignorantiae majus documentum potuit edere, quam quod primum legum christianarum conditorem a Christo ipso disjungeret ac dissociaret? ut illum dehortantem suos a fictorum deorum veneratione induceret? ut de fraterna caritate christianos ab illo legum conditore potius quam ipso a Christo admonitos fuisse existimaret? Veruntamen nihil mihi dubii relinquitur, quin religionis christianae diligentius noscendae copia facta fuerit Luciano: qui senem quendam[1]) referat sibi auctorem fuisse, eam in civitatem commi-

---

dern etc. Id. ib. p. 141: Dass Lucian das Christenthum und die Schriften der Christen weit genauer kannte, als man gewöhnlich annimmt, scheint mir aus dem Inhalt der obigen Stelle ziemlich klar zu erhellen. Neander, K.G. I, 249 sq.: Lucian suchte das Auffallende, Aeusserlichste im Leben der Christen hervor, was ihm als Gegenstand seines Spottes bequem war, ohne tiefer nachzuforschen, was die Religion der Christen sei. Quarterly Review 1828, p. 49: That he had some knowledge of the Sacred Writings is certain; . . . . . but his knowledge was obviously obtained at second or rather at third hand, scanty of the scantiest, and, it is almost needless to say, utterly confused and inaccurate. — Jacob, Charakteristik Lucians p. 165: Lucian war allerdings ein Mann von sehr vielseitiger Bildung und ausgebreiteter Gelehrsamkeit; aber eben dieser Reichthum des Wissens und die Beschäftigung, die sein Geist in der griechischen und römischen Literatur fand, hinderte ihn, der einfachen und reinen Lehre des Christenthums die verdiente Aufmerksamkeit zuzuwenden.

1) Hermot. 24.

grandi, in qua pacatam omnes et vitiis liberam vitam agerent, justitiaeque et temperantiae ac fortitudini operam darent, eumque senem pollicitum sibi esse, fore ut felicem in ea civitate vitam ageret. Nam eo adventicios omnes atque extraneos cogi, quod urbs illa indidem natum non haberet civem, sed barbaros multos in eam adscisci et servos et deformes et pusillos et egenos, et volentibus omnibus illam patere. Hac enim lege illam civitatem uti, ut nec censu, nec habitu cultuve, nec genere fierent inquilini, sed recte honestique intelligentiam et studium et laboris assiduitatem et fortem adversus itineris ad urbem incepti angustias atque incommoda plurima animum videri sufficere; quae si quis cursum eundem constanter tenendo exhiberet, recipi in civitatem et in bonorum omnium, quibus fruerentur cives pristini, communionem. Denique opum, inopiae, nobilitatis, ignobilitatis, liberorum, servorum discrimina ne nominari quidem in illa civitate. Se vero, ait Lucianus propemodum dolens, propter aetatis inscitiam haec monenti homini seni non obtemperasse.

Lucianus non minore, quam ceteri aequalium, oblivione eorum, quibus aetas prisca incaluerat, studiorum captus novis rationibus iis, quas religio christiana ad excitandos e sopore animos humanos adferebat, commoveri nequibat. Hinc nulla ille morum philosophia, quae certa sit sibique constet, subnititur: qua si quis caret, vitia hominum potest ridere, satiram, qualem antiqui, scribere non potest.

Compositionsbuch der lateinischen Syntax, nach Zumpts Grammatik bearbeitet von Herzog, Keim, Roller, und Wolbold. 20 Bogen gr. 8. 1 fl. 12 kr. oder $22\frac{1}{2}$ sgr.

F bri, Dr. G. K. E. Friedr., Ueber Kirchenzucht im Sinne und Geiste des Evangeliums. $6\frac{1}{4}$ Bogen. 8. geh. 36 kr. od. 12 sgr.

Grube, A. W., Biographieen aus der Naturkunde, in ästhetischer Form und religiösem Sinne. Erste Reihe. Dritte vermehrte Aufl. 22 Bogen 8. geh. 1 fl. 30 kr. od. 27 sgr.

— — **Biographieen aus der Naturkunde,** in ästhetischer Form und religiösem Sinne. Neue Reihe. 2. Aufl. $16\frac{1}{2}$ Bogen 8. Mit einer Tafel. geh. 1 fl. 18 kr. oder $22\frac{1}{2}$ sgr.

— — **Bilder und Scenen aus dem Natur- und Menschenleben** in den fünf Haupttheilen der Erde. Nach vorzüglichen Reisebeschreibungen für die Jugend ausgewählt und bearbeitet. Vier Theile mit Bildern und feinen Holzschnitten. I. Theil: Asien u. Australien. II. Theil: Afrika. III. Theil: Europa. IV. Theil: Amerika. Preis compl. 3 fl. 36 kr. od. 2 thlr. 8 sgr. (Jeder Theil auch einzeln à 54 kr. od. 17 sgr.)

Hahn, Dr. Chr. Ulr., Geschichte der mittelalterlichen Ketzer, besonders im 11., 12. und 13. Jahrhundert. 3 Bände, zusammen $116\frac{3}{4}$ Bogen gr. 8., nebst 2 Karten und 1 Steintafel. 1846—1850. 13 fl. 24 kr. od. 8 thlr. $9\frac{1}{2}$ sgr.

Erster Band: **Geschichte der neu-manichäischen Sekten.** Mit einer Karte über den Schauplatz des Albigenserkriegs. 38 Bogen gr. 8. 1846. 4 fl. 24 kr. oder 2 thlr. $22\frac{1}{2}$ sgr.

Zweiter Band: **Geschichte der Waldenser und verwandter Sekten,** quellenmäßig bearbeitet. Mit einer Karte der Waldenser Thäler. 53 Bogen gr. 8. 1847. 6 fl. oder $3\frac{2}{3}$ thlr.

Dritter Band: **Judaisirende und philosophirende Ketzer:** Geschichte der Pasagier, Joachims von Floris, Amalrichs von Bena und anderer verwandter Sekten, quel-

lenmäßig bearbeitet. $25^3/_4$ Bogen gr. 8., nebst einer Steintafel. 1850. 3 fl. oder 1 thlr. 27 sgr.

Haller, Albr. v., **Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung.** Mit einer einleitenden Charakteristik Haller's auf's Neue herausgegeben von Dr. C. A. Auberlen. $8^1/_2$ Bogen 8. geh. 48 kr. oder 15 sgr.

Hamberger, Dr. J., **Stimmen aus dem Heiligthum der christlichen Mystik und Theosophie.** Für Freunde des innern Lebens und der tiefern Erkenntniß der göttlichen Dinge gesammelt und herausgegeben. 2 Bde. 47 Bog. 8. geh. 4 fl. 48 kr. od. 2 thlr. 27 sgr.

Kapff, Dr. S. C., **Der religiöse Zustand des evangelischen Deutschlands** nach Licht und Schatten. Mit einem Anhang über die evang. Allianz. $8^1/_2$ Bog. 8. geh. 36 kr. oder 12 sgr.

Krais, Jul., **Altdeutsche Heldendichtungen** in Prosa für das deutsche Volk und die reifere Jugend. 8. geh. I. Band: Der Nibelungen Noth. Gudrun. 1 fl. 12 kr. od. $22^1/_2$ sgr. II. Band: Parcival. 18 Bogen. 1 fl. oder 18 sgr.

Merle d'Aubigné, J. H., **Geschichte der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts.** Aus dem Französischen übertragen von Dr. Martin Runkel. Band I—V. $134^3/_4$ Bogen. 6 fl. 48 kr. oder 4 thlr. $7^1/_2$ sgr.

Merz, Dr. Heinrich, **Christliche Frauenbilder,** aus der Geschichte der Kirche zur innern Mission gesammelt und bearbeitet. Zweite, vielvermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. 64 Bg. 8. geh. 3 fl. 36 kr. oder $2^1/_4$ thlr.

Meyer, J. F. v., theol. Dr., **Blätter für höhere Wahrheit.** Auswahl in 2 Bänden aus den 11 Bänden des sel. Verfassers. Nebst einer biograph. Einleitung. 2 Bände. 58 Bogen 8. geh. 4 fl. 30 kr. oder 2 thlr. $22^1/_2$ sgr.

Mittheilungen eines Mannes, der zu lesen versteht. Ein Vademecum für allerlei gebildet Volk. (Von Dr. Dittmar.) $20^1/_2$ Bogen 8. geh. 1 fl. 30 kr. oder 27 sgr.

Palmer, Christ., theol. Dr. (ord. Professor der Theo-

logie in Tübingen), **Evangelische Homiletik.** 4. verb. Aufl. 38¼ Bogen gr. 8. geh. 3 fl. 36 kr. oder 2⅙ thlr.

Palmer, Christ., theol. Dr., **Evangelische Katechetik.** 4. verb. Aufl. 42½ Bogen gr. 8. geh. 3 fl. 36 kr. oder 2¼ thlr.

— — **Evangelische Pädagogik.** Zweite vermehrte und verbesserte Aufl. 46½ Bogen gr. 8. geh. 4 fl. 12 kr. oder 2 thlr. 8 sgr.

Roos, M. M. Fr., Grundzüge der Seelenlehre aus heiliger Schrift. Nach dem Lateinischen. 16 Bogen 8. geh. 1 fl. 12 kr. oder 22½ sgr.

Sandreczki, Dr. **C., Reise nach Mosul und durch Kurdistan nach Urumia.** 3 Bde. I. Reise von Smyrna bis Mosul. II. Bilder aus Mosul und Reise bis Urumia. III. Aufenthalt in Urumia und Rückreise durch das Land der Bergnestorianer nach Mosul. Rückreise von Mosul nach Smyrna. 73 Bogen 8. 6 fl. 12 kr. oder 3 thlr. 18 sgr.

Völter, Ludw. (Pfarrer in Zuffenhausen), **Beiträge zur christlichen Pädagogik und Didaktik.** 15½ Bogen. 8. geh. 1 fl. 27 kr. oder 27 sgr.

— — **Das heilige Land und das Land der israelitischen Wanderung.** Für Bibelfreunde geschildert. Mit einer Karte (in Farbendruck) von Palästina und vom peträischen Arabien (mit 6 Nebenkarten). 20 Bogen 8. geh. 1 fl. 48 kr. oder 1 thlr. 3 sgr.

Süddeutscher Schulbote. Eine Zeitschrift für das deutsche Schulwesen. In Verbindung mit mehreren Freunden herausgegeben von Ludw. Völter, Pfarrer in Zuffenhausen bei Stuttgart. Alle 14 Tage eine Nummer in 4. Mit Beilagen, enthaltend das württembergische Schulintelligenzblatt. 1 fl. 48 kr. od. 1 thlr. 4 sgr.

Jugendblätter. Monatschrift zur Förderung wahrer Bildung. Herausgegeben von Dr. C. G. Barth. In monatlichen Heften zu 5 Bogen in Quart mit vielen Abbildungen. Preis für den Band von 6 Heften (halben Jahrgang) 1 fl. 36 kr. oder 1 thlr.







